

Princeton University Library



32101 061556443

Das unheimliche Buch



1 9 1 4

Georg Müller in München

Das unheimliche Buch

Das unheimliche Buch

Herausgegeben von

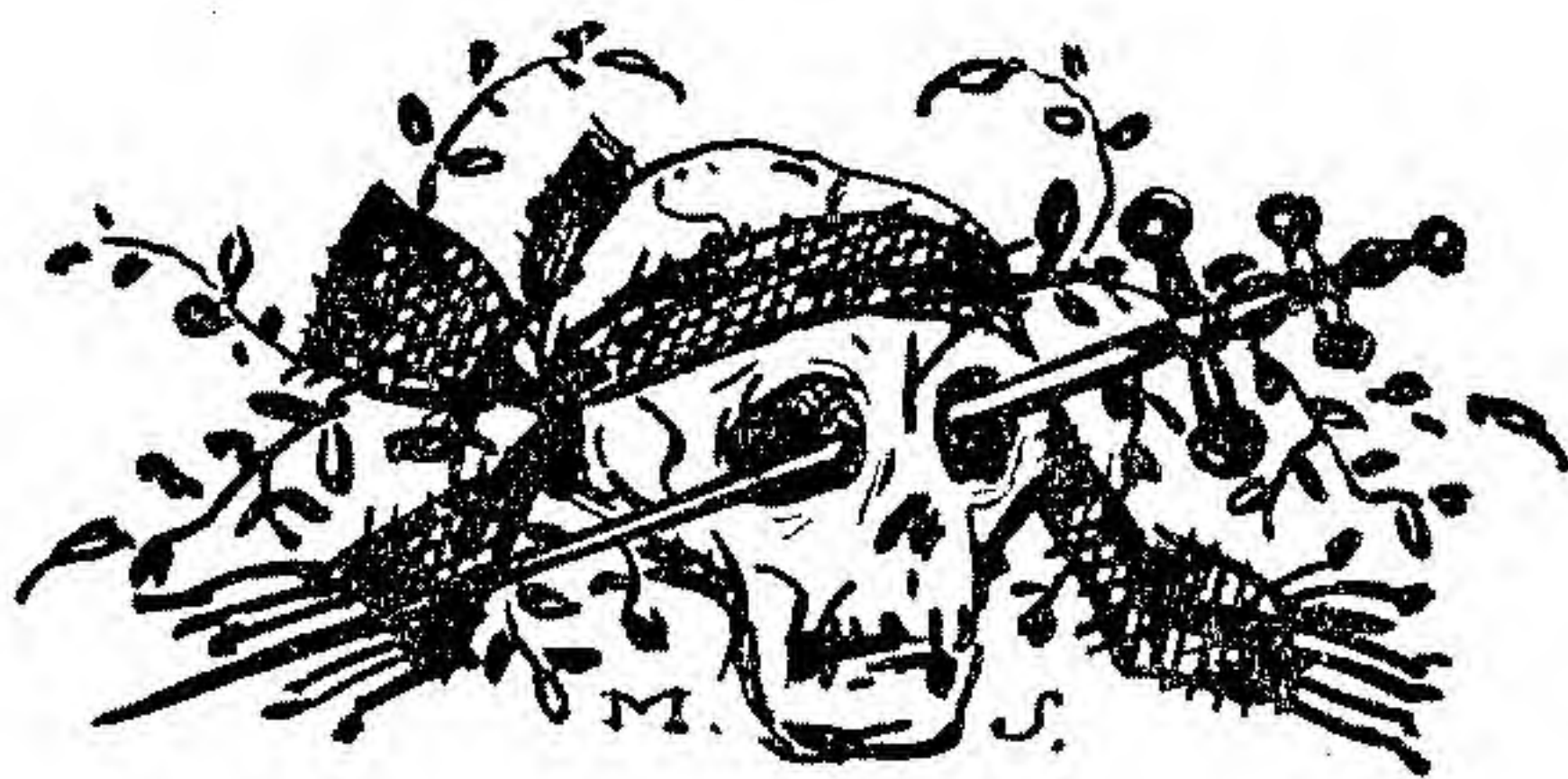
Felix Schloemp

Mit einem Vorwort von

Karl Hans Strobl

und fünfzehn Bildern von

Alfred Rubin



1914



München bei Georg Müller

Dieses Werk wurde im Auftrage von Georg Müller Verlag in München in der Buchdruckerei von Manicke und Jahn in Rudolstadt gedruckt. 50 Exemplare wurden in Ganzpergament gebunden und in der Presse numeriert. Preis der numerierten Luxusausgabe 12 Mk.

31

„Das unheimliche Buch“ bildet die zweite Folge unheimlicher Erzählungen. Die erste Sammlung erschien unter dem Titel „Das Gespensterbuch“, herausgegeben von Felix Schloemp, mit Vorwort von Gustav Meyrink und 15 Originalzeichnungen von Paul Scheurich im Georg Müller Verlag in München. Preis 4.— Mk. broschiert, 5.— Mk. elegant gebunden.

Inhalt

	Seite
Vorwort. Von Karl Hans Strobl	VI
Das Gespenst. Von Knut Hamsun	1
Das unbewohnte Haus. Von A. M. Srey	11
Sebaldusnacht. Von Paul Bussan	31
Der wahre Sieg. Von Frédéric Beudet	41
Das Grabmal auf dem Père Lachaise. Von Karl Hans Strobl	51
Der Hund. Von Heinrich Mann	91
Grauen. Von M. Argibafschew	99
Die Pflanzendes Doktor Cindarella. Von Gustav Meyrink	127
Der Ritter Blaubart. Von Alfred Döblin	141
Eigeia. Von Edgar Allan Poe	157
Die Geliebte des Teufels. Von Oskar A. S. Schmitz	179
Die Pest in Bergamo. Von J. P. Jacobsen	201
Der unheimliche Gast. Von E. T. A. Hoffmann	213
Phantome. Von Iwan Turgenjew	265
Die Hinrichtung. Von Alexander Castell	307
Vera. Von Villiers de l'Isle-Adam	319

3009.
18

550058

In einem ihrer zahllosen Wochenbetten gebar die Mutter Phantasie zwei Brüder.

Man konnte nichts Ungleicheres finden als diese beiden. Um die Wiege des einen war beständige Heiterkeit, ein gleichmäßiger Frohsinn, Lust am Leben, die Sonnenstrahlen, die ihn trafen, lachten, die Wärterinnen lachten und sogar die Milchflasche wurde ganz breit vor Grinsen. Über dem Bettchen des anderen aber lagen Schatten, die Lust um ihn schien von seltsamen Gestalten belebt, und allerlei unerklärliche Vorformnisse deuteten auf geheimnisvolle Wirkungen düsterer Sterne. Als die Brüder groß und stark geworden waren und ins Leben traten, blieben ihnen ihre Mächte treu. Der lichte Bruder behielt die Gabe, alles, selbst das Schmerzliche, in große Zusammenhänge verklärend einzuordnen, der düstere Bruder aber machte alles um sich stumm vor Spannung und Erwartung eines Ungewöhnlichen, er ließ Zusammenhänge eben ahnend erkennen, aber sie waren dunkle Brücken ins Unbekannte. Beide Brüder aber gaben, jeder in seiner Art, das Gefühl größeren Lebens.

Diese Brüder sind der Humor und das Grauen.

So ganz und gar verschieden und feindlich sie auf den ersten Blick erscheinen, es sind dennoch Zwilling Brüder. Sie sind aus derselben Wurzel entsprungen, die geliebtesten Kinder der Phantasie, ihre stärksten und stolzesten Söhne. Man hat ihnen nachgesagt, sie vertragen sich nicht. Aber das ist Gewäsch von literarischen Hebammen und Waschweibern.

Sie vertragen sich sehr gut. Sie achten einander und lieben einander und lassen einander, wie dies rechter Brüder Art ist, ohne Belehrungsversuche ihre Wirkungen üben.

Was sie vor allem aneinander achten, ist dies, daß sie beide ein Gefühl der Souveränität in sich tragen, ein starkes Bewußtsein der Herrschaft über Dinge und Schicksale.

Beide schalten frei mit dem Leben.

Was ist das Leben? Eine Folge von Ereignissen, die angeblich durch ein Gesetz von Ursache und Wirkung verbunden sind, ein Gesetz, das nichts erklärt und jenseits von gut und böse ist.

Der Humor gibt dieser Kette einen Sinn, einen lachenden Sinn, eine Zuversicht, eine Richtung, sei es auch nur die auf die Einsicht, niemals recht begreifen zu können, was das Leben von uns will und wir von ihm wollen. Schließlich läuft die Weisheit des Humors darauf hinaus: geschehen zu lassen, was mag, in seinem Kreise recht zu wirken und im übrigen dem Unbekannten zu vertrauen.

Das Grauen aber findet dieses sogenannte Gesetz schrecklich, beruhigt sich nicht bei Ursache und Wirkung, findet Gräber und Verstorbene in uns und allen unseren Taten, deckt noch hinter den letzten Begreiflichkeiten das Unbegreifliche auf und endet damit: geschehen zu lassen, was uns verhängt ist und dem Unbekannten zu mißtrauen.

Der „Realist“ aber, der zwischen den beiden ist, hängt sich an den Göpel der Tatsachen, dreht sich im Kreis, daß die Zahnräder Ursache und Wirkung ein knarrendes Geräusch verüben, und glaubt Verdienstliches geleistet zu haben, wenn das Stroh der „Tatsachen“ ausgedroschen ist.

Humor und Grauen schalten souverän mit dem Leben.

Das Leben ist weder so wie der Humor, noch so wie das Grauen es malt. Beide müssen es umformen, um es ihren Zwecken dienstbar zu machen, beide müssen verschwinden lassen, hervorheben, unterdrücken, unterstreichen. Beide stilisieren. Beide erfordern die empfindsamste Seele, den schärfsten Verstand und die festeste Hand.

Die empfindsamste Seele, um auch noch die letzten feinsten Schwingungen wahrzunehmen und zu prüfen, um auch noch in den toten Dingen den Pulsschlag ihres Lebens zu erfühlen; den schärfsten Verstand, um alles in seine großen Zusammen-

hänge einzuordnen; die festeste Hand, um dem künstlerischen Gebilde ihrer Weltanschauung die makellose Form zu geben.

Humor und Grauen sind ausgesprochen männliche Weltanschauungen und künstlerische Formprinzipien. Ich habe noch nichts von einer großen Humoristin oder einer großen Dichterin des Grauens gehört.

Denn es ist ein ganz lächerlicher Irrtum, zu glauben, der Dichter des Grauens schreibe seine Werke, gejagt von einer tödlichen Angst, von Halluzinationen verfolgt, von Gespenstern umtanzt. (Ein Irrtum, der leider von einigen Autoren genährt wird, deren Eitelkeit es schmeichelt, sich dem Publikum als Besessene vorzustellen.)

Was auf diese Weise zustande käme, wäre ein Chaos, nicht besser als das Tagebuch eines Irrsinnigen. Es ist noch keinem Wahnsinnigen gelungen, drei Zeilen zu schreiben, die Anspruch auf dichterische Geltung erheben könnten. Und da kommen noch immer einige Herren und behaupten etwa, Maupassants „Horla“ sei ein Anzeichen seines beginnenden Wahnsinns, oder Hoffmann habe seine Dichtungen als Alkoholiker, E. A. Poe die seinen in seiner Eigenschaft als Epileptiker geschaffen.

Nein, verehrte scharfsinnige Zeitgenossen: Maupassant ist wahnsinnig geworden, Hoffmann mag Alkoholiker und E. A. Poe Epileptiker gewesen sein, aber als sie ihre Dichtungen des Grauens schufen, waren sie gesund, hatten fähige Köpfe und feste Hände und waren jedenfalls scharfsinniger als ihre Kritiker, die die psychische Minderwertigkeit dieser Dichter als „Entschuldigungsgrund“ mildernd ans Licht stellen.

Gerade deshalb, weil den Dichter des Grauens das erste Erlebnis mit solchen Schauern des Entsetzens überfällt, weil er plötzlich fürchterliche Geheimnisse auf Strecken hin erblickt zu sehen glaubt, um sich in noch tieferes Dunkel zu verlieren, weil er es mit dem Abgrund und den Schatten zu tun hat —

gerade deshalb muß er um so stärker in sich selbst sein, muß eine so ungeheuerere Kraft des Ordnen und Formens in sich haben, wie kein anderer Dichter. Baudelaire durfte mit Recht sagen: „Die Reize des Grauens berauschen nur die Starken . . .“

Leute, die nicht imstande sind, sich dem Unheimlichen zu ergeben, sind enge Seelen, denen jeder Versuch einer Ausdehnung unserer Grenzen gleich geistige Koliken verursacht.

Wenn das ästhetische Vergnügen nach einer ziemlich weit verbreiteten Theorie darin besteht, daß man unaufhörlich das Dargestellte an der Wirklichkeit mißt, um wieder zur Darstellung zurückzukehren, wenn dieses Vergnügen also eine Art geistiger Wellenbewegung ist, so muß dieses Vergnügen bei den Dichtern des Unheimlichen am größten sein. Denn hier ist der Abstand zwischen Dargestelltem und Wirklichkeit am größten, hier ist die größte Wellenlänge, größter Schwung der geistigen Bewegung garantiert.

Ein gesunder Geist wird darum an Gegenständen aus dem Bereich des Unheimlichen ein Behagen empfinden. Mir ist die Spinnstubengepflogenheit und Spinnstubenpoesie immer wie ein Zeichen einstiger außerordentlicher Gesundheit unseres Volkes erschienen.

Einer erzählt schauerliche Geschichten, die um ihn lauschen angespannt, Grauen und Behagen sind auf seltsame Weise gemischt. Die Geschichte ist fürchterlich, aber schon, daß sie einer so gut und wirksam erzählt, flößt Vertrauen zu ihm ein. Man ist wie unter einer Taucherglocke, wenn ringsherum die Ungeheuer glogen. Man hat das Gefühl, in der wohlbehüteten Wirklichkeit geborgen zu sein, in der sich solche Dinge nicht zutragen können. Dabei bleibt aber dieses prickelnde „Und doch“ einer vagen Möglichkeit. Dem beschränktesten Geist weitet sich in solchen Augenblicken sein Weltgefühl. Wir ziehen die Grenzen der Wirklichkeit nur um unserer Sicher-

heit willen, stellen uns blind und taub für das Jenseitige. Und doch! Wer will es mit Bestimmtheit sagen . . .?

Viele Spinnstubengeschichten enden damit, daß der Ungläubige auf den Kirchhof geht und am Morgen mit umgedrehtem Genick gefunden wird . . .

Der Erzähler aber, ja Sapperment! Der ist ein Teufelskerl, der hat etwas von einem furchtlosen Beschwörer und Geisterbanner.

So empfand seinerzeit der gesunde Sinn des Volkes.

Und wirklich, wenn der Kunstwert einer Dichtung innerlich an der Erschütterung unserer Seelen und äußerlich an der Bewältigung der Schwierigkeiten der Darstellung gemessen wird, so muß dem Dichter des Unheimlichen der Preis zuerkannt werden. Aus der Erkenntnis dieser ungeheueren Gefahr und ihrer souveränen Überwindung kommt dieses Spinnstubenbehagen in einen höheren Sinn. Das Lebensgefühl, das diesem ästhetischen Eindruck entspricht, ist etwa die Freude an einer sicheren Kraftbetätigung, am Zügeln durchgehender Pferde, an einer körperlichen Leistung voll schöner Geschmeidigkeit.

Die landläufigen Einwände gegen die „Gespenstergeschichte“ sind in nachstehender Kritik über den Vorgänger dieses Bandes: „Das Gespensterbuch“ desselben Herausgebers faßfisch zusammengefaßt: „Und eine Zeit, die ihre Schwäche verbirgt, indem sie stärkelt und rasselt, die am Gesunden, Natürlichen und Ruhigen vorübergeht und aus innerster Sympathie das Krankhafte, Sieberhafte, Künstliche, Aufgepeitschte preist, sie wird sich den Nervenfigel des Unheimlichen nicht entgehen lassen. Es ist eine alte Geschichte, daß an Gespenstergeschichten gerade furchtsame Kinder und Frauen, weiter Schwächlinge und Feiglinge allerart das größte Vergnügen haben.“

Hat dieser Kritiker recht?

Dann sind unsere alten deutschen Holzschnittmeister

„Schwächlinge und Feiglinge“ gewesen? Diese Meister, von denen jeder mit dem Teufel auf Du und Du stand, machten ihre Totentänze und Versuchungen des heiligen Antonius mit einer Welt von fragenhaften Ungetümen, ihre apokalyptischen Reiter aus „Sympathie für das Krankhafte, Sieberhafte und Aufgepeitschte“? Diese Hieronymus Bosch, Brueghel, Holbein, Dürer und unzählige andere wollten „ihre Schwäche verbergen“ und sich „den Nervenfigel des Unheimlichen nicht entgehen lassen“?

Wer wird verkennen, daß gerade bei diesen Meistern die Lust, sich ins Grauen zu stürzen und sich mit dem Teufel herumzubalgen, einem Höchstmaß an Gesundheit, an Mut und Übermut entspringt? Und daß sich bei ihnen dem Grauen sein Bruder gesellt — der Humor? Der Humor, der sich manchmal gesondert auswirkt, manchmal aber mit dem Grauen vereinigt und dann etwas ganz Absonderliches und Köstliches hervorbringt — die Groteske?

Nur literarische Hebammen, Waschweiber, Abortfrauen, Trambahnweichenstellerinnen, Kerzelweiber und Veilchenmädchen werden behaupten, Humor und Grauen vertrügen sich nicht. Gerade die Klassiker des Grauens sind Beispiele für das Gegenteil. E. Th. A. Hoffmann hat eine Menge von Geschichten reinsten Humors, und in E. A. Poes Lebenswerk steht der Humor neben dem Unheimlichen breit da.

Wer wollte aber behaupten, der Humor spekuliere auf das Krankhafte und den Nervenfigel, gehe „am Gesunden, Ruhigen, Natürlichen vorüber“? Und so hätten denn unsere alten Meister, hätten Hoffmann und Poe zwei Gesichter, ein gesundes, natürliches und ein krankhaftes, perverses . . .?

O Gott!

Nein, Humor und Grauen sind Brüder, sind verschiedene Äußerungen einer und derselben Kraft, sind

Ausstrahlungen desselben männlichen souveränen Willens zur Macht über das Leben.

Im Jahre 1909 schrieb Frédéric Boutet ein prophetisches Wort: „Das Grauen gewinnt immer mehr Terrain in der Literatur . . .“ — Der Erfolg des Vorgängers dieses Buches ist ein Symptom für die Richtigkeit dieser Prophezeiung.

Warum denn nur? Vielleicht weil unsere Zeit immer schwächer und feiger wird? Nein, weil sie stärker wird, weil sie immer mehr Eisen im Blut hat, immer mehr Phosphor im Gehirn, weil sie sich neue Gebiete erobert hat, die Luft und die Tiefen des Ozeans.

Sind aber dadurch die sogenannten „Realisten“ obenauf gekommen? Haben die nicht als Richtung, als „kompakte Majorität“ flügllich abgewirtschaftet?

Nach dem Gesetz von der Erhaltung und Transformation der Kraft wandelt sich die im Realen errungene Energie in geistige Werte. Mehr als je verlangt die Zeit nach den stärksten Kraftproben der Phantasie: dem Humor und — dem Grauen

Brünn, August 1913.

Karl Hans Strobl.

Das Gespenst.
Von Knut Hamsun.

Mehrere Jahre meiner Kindheit verbrachte ich bei meinem Onkel auf dem Pfarrhof im Nordland. Es war eine harte Zeit für mich, viel Arbeit, viele Prügel und selten oder niemals eine Stunde zu Spiel und Vergnügen. Da mein Onkel mich so streng hielt, bestand allmählich meine einzige Freude darin, mich zu verstecken und allein zu sein; hatte ich ausnahmsweise einmal eine freie Stunde, so begab ich mich in den Wald, oder ich ging auf den Kirchhof und wanderte zwischen Kreuzen und Grabsteinen herum, träumte, dachte und unterhielt mich laut mit mir selber.

Der Pfarrhof lag ungewöhnlich schön, dicht bei der Glimma, einem breiten Strom mit vielen großen Steinen, dessen Brausen Tag und Nacht, Nacht und Tag ertönte. Die Glimma floß einen Teil des Tags südwärts, den übrigen Teil nordwärts, je nachdem Flut oder Ebbe war, — immer aber brauste ihr ewiger Gesang, und ihr Wasser rann mit gleicher Eile im Sommer wie im Winter dahin, welche Richtung es auch nahm.

Oben auf einem Hügel lagen die Kirche und der Kirchhof. Die Kirche war eine alte Kreuzkirche aus Holz, und der Kirchhof war ohne Pflanzen und die Gräber ohne Blumen; hart an der steinernen Mauer aber pflanzten die üppigsten Himbeeren zu wachsen, eine große und saftige Frucht, die Nahrung aus der fetten Erde der Toten sog. Ich kannte jedes Grab und jede Inschrift, und ich erlebte, daß Kreuze, die ganz neu aufgestellt wurden, im Laufe der Zeit sich zu neigen begannen und schließlich in einer Sturmnacht umstürzten.

Waren da aber keine Blumen auf den Gräbern, so wuchs im Sommer hohes Gras auf dem ganzen Kirchhof. Es war so hoch und so hart, daß ich oft da saß und dem Winde lauschte, der in diesem sonderbar harten Grase sauste, das mir bis an die Hüften ging. Und dann mitten in dies Gesause hinein konnte die Wetterfahne auf dem Kirchturm sich

herumdrehen, und dieser rostige, eiserne Ton klang jammernd über den Pfarrhof hin. Es war, als ob dies Stück Eisen gegen irgendein anderes Eisen die Zähne knirschte.

Wenn der Totengräber bei der Arbeit war, hatte ich gar manches Mal eine Unterhaltung mit ihm. Er war ein ernster Mann, er lächelte selten, aber er war sehr freundlich gegen mich, und wenn er so da stand und Erde aus dem Grabe aufschaukelte, kam es wohl vor, daß er mir zurief, ein wenig aus dem Wege zu gehen, denn jetzt habe er ein großes Stück Hüftknochen oder den grinsenden Schädel eines Toten auf dem Spaten.

Ich fand oft Knochen und Haarbüschel von Leichen auf den Gräbern, die ich dann wieder in die Erde eingrub, wie es der Totengräber mich gelehrt hatte. Ich war so hieran gewöhnt, daß ich kein Grausen empfand, wenn ich auf diese Menschenreste stieß. Unter dem einen Ende der Kirche befand sich ein Leichenkeller, wo Unmengen von Knochen lagen und sich umher trieben, und in diesem Keller saß ich gar manches Mal, spielte mit den Knochen und bildete aus dem zerbröckelten Gebein Figuren auf dem Boden.

Eines Tages aber fand ich einen Zahn auf dem Kirchhof.

Es war ein Vorderzahn, schimmernd weiß und stark. Ohne mir weiter Rechenschaft darüber abzulegen, steckte ich den Zahn zu mir. Ich wollte ihn zu etwas gebrauchen, irgendeine Figur daraus zurecht feilen und ihn in einen der wunderlichen Gegenstände einfügen, die ich aus Holz schnitzte.

Ich nahm den Zahn mit nach Hause.

Es war Herbst und die Dunkelheit brach früh herein. Ich hatte noch allerlei anderes zu besorgen, und es vergingen wohl ein paar Stunden, bis ich mich in die Gesindestube hinüberbegab, um an meinem Zahn zu arbeiten. Indessen war der Mond aufgegangen; es war Halbmond.

In der Gesindestube war kein Licht, und ich war ganz

allein. Ich wagte nicht, ohne weiteres die Lampe anzuzünden, ehe die Knechte hereinkamen; aber mir genügte das Licht, das durch die Ofenklappe fiel, wenn ich tüchtig Feuer anmachte. Ich ging deshalb in den Schuppen hinaus, um Holz zu holen.

Im Schuppen war es dunkel.

Als ich mich nach dem Holz vorwärtstaste, fühle ich einen leichten Schlag, wie von einem einzelnen Finger, auf meinem Kopfe. —

Ich wandte mich hastig um, sah aber niemand.

Ich schlug mit den Armen um mich, fühlte aber niemand.

Ich fragte, ob jemand da sei, erhielt aber keine Antwort.

Ich war barhäuptig, griff nach der berührten Stelle meines Kopfes und fühlte etwas Eiskaltes in meiner Hand, das ich sofort wieder los ließ. Das ist doch sonderbar! dachte ich bei mir. Ich griff wieder nach dem Haar hinauf, — da war das Kalte weg.

Ich dachte:

Was für Kaltes das wohl gewesen sein mag, das von der Decke herunterfiel und mich auf den Kopf traf?

Ich nahm einen Arm voll Holz und ging wieder in die Gefindestube, heizte ein und wartete, bis ein Lichtschein durch die Ofenklappe fiel.

Dann holte ich den Zahn und die Seile hervor.

Da flog es an das Fenster.

Ich sah auf. Vor dem Fenster, das Gesicht fest an die Fensterscheibe gedrückt, stand ein Mann. Er war mir ein Fremder, ich kannte ihn nicht, und ich kannte doch das ganze Kirchspiel. Er hatte einen roten Vollbart, eine rote wollene Binde um den Hals und einen Südwester auf dem Kopfe. Worüber ich damals nicht nachdachte, was mir aber später einfiel: wie konnte sich mir dieser Kopf so deutlich in der Dunkelheit zeigen, namentlich an einer Seite des Hauses, wo nicht einmal

der Vollmond schien? Ich sah das Gesicht mit erschreckender Deutlichkeit, es war bleich, beinahe weiß, und seine Augen starrten mich gerade an.

Es vergeht eine Minute.

Da fängt der Mann an zu lachen.

Es war kein hörbares, schüttelndes Lachen, sondern der Mund öffnete sich weit, und die Augen starrten wie vorhin, der Mann aber lachte.

Ich ließ fallen, was ich in der Hand hatte, und ein eisiger Schauer durchrieselte mich vom Scheitel bis zur Sohle. In der ungeheueren Mundhöhle des lachenden Gesichts vor dem Fenster entdeckte ich plötzlich ein schwarzes Loch in der Zahnreihe, — es fehlte ein Zahn.

Ich saß da und starrte in meiner Angst geradeaus. Es verging noch eine Minute. Das Gesicht fing an, Farbe anzunehmen, es wurde stark grün, dann wurde es stark rot; das Lachen aber blieb. Ich verlor die Besinnung nicht, ich bemerkte alles um mich herum; das Feuer leuchtete ziemlich hell durch die Ofenklappe und warf einen kleinen Schein bis auf die andere Wand hinüber, wo eine Leiter stand. Ich hörte auch aus der Kammer nebenan, daß eine Uhr an der Wand tickte. So deutlich sah ich alles, daß ich sogar bemerkte, daß der Südwest, den der Mann vor dem Fenster auf hatte, oben im Kopfstück von schwarzer, abgenützter Farbe war, daß er aber einen grüngemalten Rand hatte.

Da senkte der Mann den Kopf nach der Fensterscheibe herab, ganz langsam herab, immer weiter, so daß er sich schließlich unterhalb des Fensters befand. Es war, als gleite er in die Erde hinein. Ich sah ihn nicht mehr.

Meine Angst war entsetzlich, ich fing an zu zittern. Ich suchte auf dem Fußboden nach dem Zahn, wagte aber nicht, die Augen von dem Fenster zu entfernen, — vielleicht konnte das Gesicht ja wiederkehren.

Als ich den Zahn gefunden hatte, wollte ich ihn gleich wieder nach dem Kirchhof bringen, hatte aber nicht den Mut dazu. Ich saß noch immer allein und konnte mich nicht rühren. Ich höre Schritte draußen auf dem Hof und meine, daß es eine der Mägde ist, die auf ihren Holzpantoffeln geklappert kommt; ich wage aber nicht, sie anzurufen, und die Schritte gehen vorüber. Eine Ewigkeit vergeht. Das Feuer im Ofen fängt an auszubrennen, und keine Rettung zeigt sich mir.

Da beiße ich die Zähne aufeinander und stehe auf. Ich öffne die Thür und gehe rückwärts aus der Gesindestube heraus, unverwandt nach dem Fenster sehend, an dem der Mann gestanden hat. Als ich auf den Hof hinaus gekommen bin, renne ich nach dem Stall hinüber, um einen der Knechte zu bitten, mich nach dem Kirchhof hinüber zu begleiten.

Die Knechte befanden sich aber nicht im Stalle.

Jetzt unter freiem Himmel war ich indes Kühner geworden, und ich beschloß, allein nach dem Friedhof hinauf zu gehen; dadurch würde ich es auch vermeiden, mich jemandem anzuvertrauen und dann später in des Onkels Klauen zu geraten.

So ging ich denn allein den Hügel hinan.

Den Zahn trug ich in meinem Taschentuch.

Oben an der Kirchhofspforte blieb ich stehen, — mein Mut versagte mir seinen ferneren Beistand. Ich höre das ewige Brausen der Glümme, sonst ist alles still. In der Kirchhofspforte war keine Thür, nur ein Bogen, durch den man hindurch ging; ich stelle mich voller Angst auf die eine Seite dieses Bogens und stecke den Kopf vorsichtig durch die Öffnung, um zu sehen, ob ich es wagen könne, weiter zu gehen.

Da sinke ich plötzlich platt auf die Knie.

Ein Stück jenseits der Pforte, da drinnen zwischen den Gräbern stand mein Mann mit dem Südwester. Er hatte wieder das weiße Gesicht, und er wandte es mir zu, gleichzeitig aber zeigte er vorwärts nach dem Kirchhof hinauf.

Ich sah dies als Befehl an, wagte aber nicht zu gehen. Ich lag sehr lange da und sah den Mann an, ich flehte ihn an, und er stand unbeweglich und still da.

Da geschah etwas, was mir wieder ein wenig Mut machte: ich hörte einen der Knechte unten am Stallgebäude geschäftig umher gehen und pfeifen. Dieses Lebenszeichen um mich her bewirkte, daß ich mich erhob. Da entfernte sich der Mann ganz allmählich, er ging nicht, er glitt über die Gräber dahin, immer vorwärts zeigend. Ich trat durch die Pforte. Der Mann lockte mich weiter. Ich tat einige Schritte und blieb dann stehen; ich konnte nicht mehr. Mit zitternder Hand nahm ich den weißen Zahn aus dem Taschentuch und warf ihn mit aller Macht auf den Kirchhof. In diesem Augenblick drehte sich die eiserne Stange auf dem Kirchturm herum und der schrille Schrei ging mir durch Mark und Bein. Ich stürzte zur Pforte hinaus, den Hügel hinab und nach Hause. Als ich in die Küche kam, sagten sie mir, mein Gesicht sei weiß wie Schnee. — — —

Es sind jetzt viele Jahre seitdem vergangen, aber ich entsinne mich jeder Einzelheit. Ich sehe mich noch auf den Knien vor der Kirchhofstür liegen, und ich sehe den rotbärtigen Mann.

Sein Alter kann ich nicht einmal ungefähr angeben. Er konnte zwanzig Jahre alt sein, er konnte auch vierzig sein. Da es nicht das letztemal sein sollte, daß ich ihn sah, habe ich auch später noch über diese Frage nachgedacht; aber noch immer weiß ich nicht, was ich über sein Alter sagen soll. — —

Manchen Abend und manche Nacht kam der Mann wieder. Er zeigte sich, lachte mit seinem weitgeöffneten Munde, in dem ein Zahn fehlte, und verschwand. Es war Schnee gefallen, und ich konnte nicht mehr auf den Kirchhof gehen und ihn in die Erde legen. Und der Mann kam wieder und wieder, aber mit immer längeren Zwischenräumen, den ganzen

Winter hindurch. Meine haarsträubende Angst vor ihm nahm ab; aber er machte mein Leben sehr unglücklich, ja unglücklich bis zum Übermaß. In jenen Tagen war es mir oft eine gewisse Freude, wenn ich daran dachte, daß ich meiner Qual ein Ende machen könnte, indem ich mich in die Glut stürzte.

Dann kam der Frühling, und der Mann verschwand gänzlich.

Gänzlich? Nein, nicht gänzlich, aber für den ganzen Sommer. Den nächsten Winter stellte er sich wieder ein. Nur einmal zeigte er sich, dann blieb er lange Zeit fern. Drei Jahre nach meiner ersten Begegnung mit ihm verließ ich das Nordland und blieb ein Jahr fort. Als ich zurückkehrte, war ich konfirmiert und, wie ich selber meinte, ein großer, erwachsener Mann. Ich wohnte nun nicht mehr bei meinem Onkel auf dem Pfarrhof, sondern daheim bei Vater und Mutter.

Eines Abends zur Herbstzeit, als ich gerade schlafen gegangen war, legte sich eine kalte Hand auf meine Stirn. Ich schlug die Augen auf und erblickte den Mann vor mir. Er saß auf meinem Bett und blickte mich an. Ich lag nicht allein im Zimmer, sondern mit zweien von meinen Geschwistern zusammen; aber ich rief trotzdem keines von ihnen. Als ich den kalten Druck gegen meine Stirn fühlte, schlug ich mit der Hand um mich und sagte: „Nein, geh weg!“ Meine Geschwister frugen aus ihren Betten, mit wem ich spräche.

Als der Mann eine Weile still gesessen hatte, fing er an, sich mit dem Oberkörper hin und her zu wiegen. Dabei nahm er mehr und mehr an Größe zu, schließlich stieß er beinahe an die Decke, und da er offenbar nicht viel weiter kommen konnte, erhob er sich, entfernte sich mit lautlosen Schritten von meinem Bett, durch das Zimmer, nach dem Ofen, wo er verschwand. Ich folgte ihm die ganze Zeit mit den Augen.

Er war mir noch nie so nahe gewesen wie diesmal; ich sah



ihm gerade ins Gesicht. Sein Blick war leer und erloschen, er sah zu mir hin, aber gleichsam an mir vorüber, quer durch mich hindurch, weit in eine andere Welt hinein. Ich bemerkte, daß er graue Augen hatte. Er bewegte sein Gesicht nicht und er lachte nicht. Als ich seine Hand von meiner Stirn wegschlug und sagte: „Nein, geh weg!“ zog er seine Hand langsam zurück. Während all der Minuten, die er auf meinem Bett saß, blinzelte er niemals mit den Augen. — —

Einige Monate später, als es Winter geworden und ich wieder von Hause gereist war, hielt ich mich eine Zeitlang bei einem Kaufmann W. auf, dem ich im Laden und auf dem Kontor half. Hier sollte ich meinem Mann zum letztenmal begegnen.

Ich gehe eines Abends auf mein Zimmer hinauf, zünde die Lampe an und entkleide mich. Ich will wie gewöhnlich meine Schuhe für das Mädchen hinaussetzen, ich nehme die Schuhe auch in die Hand und öffne die Tür.

Da steht er auf dem Gang, dicht vor mir, der rotbärtige Mann.

Ich weiß, daß Leute im Nebenzimmer sind, daher bin ich nicht bange. Ich murmele: „Bist du nun schon wieder da.“ Gleich darauf öffnet der Mann seinen großen Mund wieder und fängt an zu lachen. Dies machte keinen erschreckenden Eindruck mehr auf mich; aber diesmal wurde ich aufmerksam: der fehlende Zahn war wieder da!

Er war vielleicht von irgend jemand in die Erde hineingesteckt worden. Oder er war in diesen Jahren zerbröckelt, hatte sich in Staub aufgelöst und mit dem übrigen Staub vereint, von dem er getrennt gewesen war. Gott allein weiß das!

Der Mann schloß seinen Mund wieder, während ich noch in der Tür stand, wandte sich um und ging die Treppe hinab, wo er tief unten verschwand.

Seither habe ich ihn nie wieder gesehen. Und es sind jetzt viele Jahre vergangen. — — —

Dieser Mann, dieser rotbärtige Bote aus dem Lande des Todes, hat mir durch das unbeschreibliche Grausen, das er in mein Kinderleben gebracht, sehr viel Schaden zugefügt. Ich habe mehr als eine Vision gehabt, mehr als einen seltsamen Zusammenstoß mit Unerklärbarem, — nichts aber hat mich so tief ergriffen wie dies.

Und doch hat er mir vielleicht nicht ausschließlich Schaden zugefügt, dieser Gedanke ist mir oft gekommen. Ich könnte mir vorstellen, daß er eine der ersten Ursachen gewesen ist, daß ich gelernt habe, die Zähne zusammenzubeißen und mich hart zu machen. In meinem späteren Leben habe ich hin und wieder Verwendung dafür gehabt.

Das unbewohnte Haus.
Von A. M. Frey.

Mitten im Gewühl der Großstadt, in einer alten engen Straße, steht ein altes unbewohntes Haus. Aber die alte enge Straße führt von den Eingeweiden der Großstadt zu ihren riesigen Speiseschüsseln, zum Markt hinunter, und die Eingeweide sind immer hungrig. Deshalb greifen tagaus tagein viel tausend leere unersättliche Hände durch die alte Straße nach den Speisen auf dem Marktplatz und kehren gefüllt wieder zurück.

Daher kommt's, daß die alte enge Straße durchlärm't ist von einem wogenden Strom — sie, die hochbetagte, die doch ein Unrecht hätte auf Ruhe und fried samen Traum. Daher kommt's, daß sie Schminke und modische Kleidung sich gefallen lassen muß. Denn wo ist ihr liebes, holpriges, grasdurchwachsenes Pflaster? Ein grauer harter Teppich, langweilig in seiner faltenlosen Vornehmheit, deckt ihren Boden. Und wo ist der trauliche Prunk ihrer alten Behausungen? Ein neues Häuserkleid glänzt wohlgebügelt nach jüngstem Zuschnitt und vergißt sich so weit, schreiende Plakate zu tragen und unfeine Geschäfte zu beherbergen.

Und doch ist die alte Straße in ihrem Innern geblieben wie sie war. Sie hat den Duft ihrer früheren Zeit nicht verloren und ihr Gebaren, dieses zärtlich behagliche, nicht eigentlich eingebüßt. Immer noch geht sie in fürsorglichen Windungen um Dinge herum, deren Gegenwart wir gar nicht mehr ahnen, und hegt immer noch eine Vorliebe für zufriedene Umständlichkeit.

Und ein Flecken in ihrer modischen Gewandung hat aus vergessenen Tagen sich erhalten: ein prächtiges altes Haus. Warum behauptet es unter den neuen bunten Lappen seine verschossene Pracht? — Es ist unbewohnt vom Giebel bis zum Keller. Durch seine breite, unter der Wucht der grauen Steinmassen geduckte Torfahrt geht der Weg zu bewohnten Hinterhäusern, mitten in das geschäftige Treiben hämmern:

der Werkstätten. Seine stillen Räume aber sind leer. Die untersten Fenster tragen eine rostige Hülle von eisernen Fensterläden, die des ersten und zweiten Stockes schauen mit staub- und spinnwebverschleierte Augen in den Trubel der Straße und verachten die jungaufgeschossene Umgebung.

Die Umgebung ist auch liebenswert. Links stemmt ein plumper gelber Slegel die Ellbogen gegen den bröckelnden Bau, rechts ragt ein schmales, hochnasiges Glasgehäuse über das altersgraue Dach. Aber es bestreitet doch seinen Platz. Immer noch sicher fußt es auf breitem Grund und kümmert sich gar nicht um die feindselige Nachbarschaft.

Der gelbe Slegel beherbergt einen Bäckerladen und eine Unzahl kleiner Kinder. Es geht lebhaft in seinem Innern zu, und an seinen Fenstern wechseln in einem fort die Gesichter — ganz anders wie bei dem stillen Grübler nebenan, der alles Lebendige von sich abgetan hat.

Alles doch nicht. Denn ein großer Rater schleicht manchmal die niedrigen Treppen herunter und hockt in der Einfahrt — grau wie das Haus. Er ist es auch, der allein einen notdürftigen Verkehr mit der Nachbarschaft aufrechterhält. Er schreitet wohl ab und zu bedächtig zum Bäcker nebenan und schnurrt durch den Laden. Lange jedoch hält er es nie dort aus. Bald kommen die Kinder und wollen mit ihm spielen — aber da verkennen sie gänzlich sein ernstes Wesen und verschulden seinen schier überstürzten Aufbruch. — Zu dem hochnäsigen Herrn zur Rechten verirrt er sich selten. Er geht auch nur hinüber, weil er nicht ganz frei von Neugier ist, zu ergründen, was für lächerliche Dinge — Kleider, Töpfe, Hüte, Schüsseln, Schuhe — in seinem gläsernen Leibe aufgestapelt sind. Aber man empfängt ihn stets recht unwirsch und legt ihm gleich nahe, sich wieder zu entfernen. Denn laufen tut er ja doch nichts. — Spaziergänge, die ihn weiter führen wie zu den beiden Nachbarn, flößen ihm Unbehagen

ein. Deshalb sieht er sich immer gezwungen, bald wieder heimzukehren — und immer mit verlegtem und erbittertem Herzen. Dann steigt er unhörbar die dunklen Treppen hinauf — kein Mensch weiß, wohin — und läßt sich lange nicht mehr blicken.

Eines Tages nun — das war schon sehr merkwürdig, aber große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus — erschien der alte graue Vater mit einer zartblauen Schleife um den dünnen Hals. Niemand wußte, wer sie ihm umgebunden, und die Leute schüttelten die Köpfe, erst erstaunt und dann belustigt. Aber sie respektierten doch den lächerlichen Halschmuck als Ausfluß irgendeiner Macht, die der bisher Alleinstehende jetzt auf seiner Seite hatte, und begegneten ihm mit erzwungener Höflichkeit.

Der alte Graupelz zeigte sich auch öfter als früher. Freilich saß er bloß für Augenblicke unter dem geduckten Haustor und zog sich bald wieder in seine geheimen Gemächer zurück. Aber wenn er so in sich hineinschnurrend und mit der Tage die narbige Nase reibend, seine grünen Augen aufmerksam über das hastende Straßenbild gleiten ließ, schien er recht zufrieden, — und jeder Mensch von Geschmack mußte zugeben, daß zu dem Grau seines Rockes das zarte Blau der Schleife ausgezeichnet paßte.

Es war an einem schönen Herbstmorgen. Oder besser an einem Morgen, der schön zu werden versprach. Denn es war noch sehr früh am Tage, und die Sonne steckte in dicken Nebeltüchern. Ich schlenderte durch die langsam erwachende Stadt und kam, ohne es zu wollen, in die Gegend des unbewohnten Hauses. Da und dort schoben Händlerinnen ihre Obstkarren die menschenleeren Straßen entlang, vom Markte her, wo sie in aller Frühe ihren Tagesvorrat kaufen.

An einer Mündung mehrerer Straßen, dort wo auch die alte enge vom Marktplatz heraufzieht, stand ein Schutzmann. Und

gerade als ich an ihm vorbei wollte, steuerte eine Obstfrau mit ihrem Wagen auf ihn zu. Mir fiel die Hast ihrer Bewegungen und der verwirrte Ausdruck ihres runzeligen Gesichtes auf — deshalb blieb ich stehen.

Sie sprach den Schutzmann an — mit einer gedämpften ängstlichen Stimme: Ob er dort unten — sie deutete in die enge Straße hinein — ob er dort unten das alte leerstehende Haus Penne?

„Gewiß,“ sagte der Schutzmann, „die Straße gehört ja zu meinem Revier.“

Ja, also, fuhr die Alte fort, da habe sie eben etwas erlebt — etwas — es sei nicht zu glauben. Wie sie mit ihrem Wagen an dem alten Haus vorbeikomme und an gar nichts denke, habe plötzlich ein Fenster geklirrt und eine Stimme habe „Katharina Kreiderer“ gerufen. Sie sei stehengeblieben und habe aufgeschaut — und was gesehen? In dem alten leeren Hause, an einem geöffneten Fenster des ersten Stockes, eine vornehme Dame! Jung und schön sei sie gewesen, mit langen schwarzen Locken über den Ohren bis auf die Schultern, und ganz spaßig bekleidet mit einem hellblauen bauschigen ausgeschnittenen Seidenkleid, wie man es jetzt gar nimmer trägt. Und neben ihr auf dem Fensterbrett sei eine graue Kaze gewesen, um den Hals eine Schleife von derselben Farbe wie das Kleid der schönen gepuderten Dame.

Der Schutzmann lächelte. Das mit der Kaze stimme, sagte er. Die habe er selbst mehrmals in der letzten Zeit vor dem Hause bemerkt, mit einem blauen Band um den Hals. Aber das übrige sei doch wohl — — —

Er solle nur erst weiter hören, unterbrach ihn die Händlerin. — Also „Katharina Kreiderer“ habe es gerufen — und so heiße sie auch, so wahr ihr Gott helfe! — „Katharina Kreiderer, ich benötige Obst für unsern Tisch heute abend. Sie soll nicht leer ausgehen, so Sie mir eine Schürze voll von ihren

Pflaumen, Äpfeln, Birnen und Trauben heraufbringt.“ — So habe die Dame gesprochen — mit einer dünnen und doch ganz deutlichen Stimme — und ein Geldstück auf die Straße fallen lassen. Sie habe sich gebückt und die Münze aufgehoben — es sei ein Goldstück gewesen. — „Aber recht schönes Obst! Wir feiern ein kleines Fest heute nacht. — Nun, wird's bald!“ habe die dünne Stimme ärgerlich gerufen. Da sei sie sehr erschrocken und habe so viel Angst bekommen — hinauf die Treppen habe sie sich nicht getraut und fortzulaufen auch nicht — drum habe sie schließlich, was ihr gerade in die Hände gekommen sei, Äpfel und Trauben und Birnen unter das Tor gelegt und geschüttet. — „Genug! Genug! Ich komme hinunter!“ habe die Dame droben endlich gelacht und das Fenster zugeworfen. Da habe sie aufgehört, Früchte niederzulegen, und es gewagt, schleunigst mit ihrem Karren davonzufahren.

Und jetzt stehe sie hier, und dies sei ihr vor wenigen Minuten zugestoßen, so wahr ihr Gott helfe. —

Der Schutzmann gab sich als ein Aufgeklärter. Er wiegte das behelmte Haupt und lächelte.

Während der Erzählung war ein alter Herr zu uns getreten. Er lächelte auch, aber er meinte, man könne ja einmal die paar Schritte bis zu dem fraglichen Hause hinuntergehen und nachsehen.

Aber die Obstlerin lehnte heftig ab. Kein Mensch bringe sie jemals wieder in die verhexte Straße.

Schließlich brachten wir sie doch dazu, sich unserm dreifachen Schutze anzuvertrauen.

Vor dem Hause fand sich nichts. Keine Spur von Obst unter dem Tor. Die Fenster geschlossen, mit trüben Augen gleichmütig in die Straße starrend. Ringsum kein menschliches Wesen. Nur der alte Kater hockte in der Torfahrt und schlich die Treppen hinauf, als wir näher kamen.



— Man merkte ihrem Karren auch gar nicht an, daß sie Obst abgeladen habe. Er sei ja bis oben auf gefüllt, erklärte der Schutzmann. — Wo sie denn das Goldstück habe, von dem sie vorhin geschwätzt?

Die Alte durchkramte alle Taschen und durchwühlte ihre kümmerlichen Pfennige — es fand sich kein Goldstück.

Kein Obst fehle, kein Goldstück sei vorhanden — da habe man es ja deutlich: sie habe gesponnen, bemerkte der Schutzmann. Der Frühnebel habe sie genarrt, oder sie habe den Abend vorher zu viel getrunken.

Da wurde die Alte böse und begann beleidigt zu reifen, sie wisse, was sie erlebt habe, und habe kein Wort zuviel gesagt und sei nicht besoffen und ihr Lebtage ein anständiges Weib gewesen und —

Aber der Schutzmann setzte seine Amtsmiene auf, schnitt den langen Saden ihrer Rede ab und befahl ihr, sich fortzumachen, und zwar schleunigst, widrigenfalls —!

Die Alte trollte sich eifrig brummend. Und der Schutzmann kehrte auf seinen Posten an der Straßenkreuzung zurück.

Auch ich wollte mich auf den Weg machen. Allgemach fraß die Sonne sich durch den Nebel. Es begann lebhafter zu werden in der Stadt. Als ich ein paar Schritte getan, merkte ich, daß der alte Herr sich mir angeschlossen hatte. „Ja, ja! Das unbewohnte Haus!“ sagte er und rückte an seiner goldenen Brille. „Es ist seltsam. Niemand wundert sich, daß es leer steht. Niemand weiß heutigen Tages etwas darüber und will etwas wissen. Die Behörden kümmern sich nicht darum. Niemand will es niederreißen und neu auf dem Grundstück bauen. — Es ist merkwürdig“, wiederholte er und schüttelte lächelnd den Kopf.

Ich begann neugierig zu werden. „Wissen Sie etwas Näheres?“ fragte ich.

Er blieb stehen und sah mich an: „Hören Sie, ich muß

mich wirklich des Gedankens erwehren, daß es am Ende doch bewohnt ist.“ — Er lachte wieder: „Ja, ja! Jetzt lache ich. Aber vorhin — als die Obstfrau erzählte — überschlich mich ein seltsames Gefühl.“

„Wissen Sie denn etwas Bedeutungsvolles über das Haus?“ wiederholte ich meine Frage.

„Ja — oder besser: nein. Denn was ich weiß, ist nicht so, daß man ihm nach ruhigem Überlegen einen wirklichen Wert beimesen könnte. Aber wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen gern, was mir bekannt ist.“

Ich bat ihn darum.

„Also — ich schöpfe meine Kenntniss über das Haus aus alten Schriften und Stadtbüchern. Ich krame mit Vorliebe in den gedruckten Überbleibseln einer verschwundenen Zeit. So fand ich eines Tages in einer Chronik unsrer Stadt vom Jahre 1708 einen Bericht von dem merkwürdigen Schicksal eines neuerbauten Hauses, das durch seine Pracht damals Aufsehen erregte. Ein reicher Advokat hatte es bauen lassen und bewohnte es mit seiner jungen Frau und seiner Dienerschaft. — Da fand man wenige Monate nach dem Einzug des Paares — an einem Herbstmorgen, es war zu Anfang Oktober — die beiden Eheleute tot, mit schweren Stichwunden — ihn auf der Straße vor dem Hause liegend, sie in einem der prächtigen Zimmer und, wie die Chronik ausdrücklich sagt, nackten Körpers auf dem Speisetisch festgebunden. Von dem Gesinde war keine Seele zu entdecken, auch später fand sich niemand ein. Man erfuhr lediglich, daß in jener Mordnacht Gäste im Hause gewesen sein mußten, denn die Nachbarn hatten Musik und vielstimmiges Lachen gehört. Aber auch von den Gästen konnte keiner ermittelt werden. Die Bluttat blieb unaufgeklärt und ungesühnt. So weit die Chronik von 1708.“

„Woraus entnehmen Sie denn,“ fragte ich, „daß jenes

Haus und das, welches uns heute beschäftigt hat, das gleiche ist?"

„Darüber besteht für mich kein Zweifel. Es geht aus der eingehenden Schilderung seiner Lage und Bauart unbedingt hervor, die sich sowohl in der Chronik, als ganz besonders in einer andern Schrift jener Zeit findet. Sahen Sie das verwitterte Wappen über dem Tor? Jene Schrift erwähnt es bei der Beschreibung des Hauses und so noch manches, was ich wiedergefunden habe. Ich habe damals — es mögen zwölf Jahre her sein — alles eingehend geprüft und verglichen. Es ist mir unzweifelhaft, daß jenes vor zwei Jahrhunderten neu erbaute Haus, das nach kurzem Glück seinen Herrn verlor und unbewohnt stand, und dieses alte, das heute unbewohnt steht, ein und dasselbe sind.“

Ich wollte etwas bemerken, aber der alte Herr kam mir zuvor.

„Warten Sie nur,“ sagte er, „die Hauptsache von der ganzen Geschichte kommt noch! — Ist es nicht ein gelungener Zufall, daß mir erst neulich in der Staatsbibliothek beim Herumstöbern in alten Druckschriften eine vergilbte Zeitung vom Jahre 1808 in die Hände fallen mußte, die eine lächerliche Geschichte von jenem Hause erzählt? Die Zeitung trug das Datum des vierten Oktober und berichtet von dem unbewohnten Haus in der Ledergasse — Sie sehen, schon damals hieß es „Das unbewohnte Haus“ — folgendes: Ein Anwohner der Straße habe in später Nachtstunde — es ging schon gegen Morgen, als er heimkehrte, der Himmel weiß woher und in welcher geistigen Verfassung — Lichter und Lärm in dem sonst leeren Bau wahrgenommen. Neugierig sei er stehengeblieben und habe hinter den Scheiben Gestalten hin und her eilen sehen. Plötzlich sei ein Fenster aufgerissen worden und ein Körper hinausgeschossen und unten aufs Pflaster geschlagen. Da habe ihn das Grausen fortgepeitscht

— nach Hause. — Auf die Anzeige des nächtlichen Beobachters hin sei das Haus am nächsten Morgen durchforscht worden — natürlich ohne Erfolg.“

Der alte Herr schwieg. Nach einer Pause sagte er lächelnd: „Sie wundern sich am Ende gar darüber, daß mir diese Geschichten so deutlich im Gedächtnis geblieben sind? Aber ich meine, das ist doch erklärlich, weil ich vom ersten Augenblick an, der mich auf das Haus aufmerksam machte, sein Schicksal im Auge behielt, und weil die beiden Berichte, der aus der Chronik und der aus der Zeitung, zwischen denen ein Jahrhundert liegt, mir so merkwürdig verknüpft erscheinen. Es ist, als ob sie sich ergänzen wollen, als ob nach hundert Jahren der Schlüssel gefunden werden soll zu jener dunklen Bluttat, als ob ein Betrunkener eines Nachts in seinen Wahnvorstellungen das sieht, was ein Nüchterner genau hundert Jahre früher leibhaftig hätte sehen können. Es ist, als ob — —“

Er brach ab und sagte schnell: „Aber Sie müssen nicht denken, daß ich an das Gefasel der alten vergilbten Zeitung von 1808 glaube. — Sie erwähnt übrigens noch, das Haus stehe seit Menschengedenken leer. Von der alten Chronik weiß sie nichts. Ich aber halte es für möglich, fast möchte ich sagen: für wahrscheinlich, daß der Bau seit seinen ersten, so schnell ums Leben gekommenen Bewohnern niemanden mehr beherbergt hat.“ — —

Wir waren unterdessen mitten in die Stadt gekommen, in das Getriebe der Straßenbahnwagen und Automobile. Der alte Herr blieb stehen: „Und nun heute die Obstfrau! Wie seltsam der Zufall spielt.“ Er lächelte wieder sein feines Lächeln. „Er möchte einen gerne zum Narren machen, der Zufall. Läßt eine Obstfrau gerade vor diesem Hause in Sinnes-täuschungen sich verstricken, — wie damals in der Nacht jenen Mann! Es ist wirklich gut, daß solche Zufälle, die über das

ganze Jahrhundert hinweg scheinbar Säden Knüpfen, nicht allzu häufig sind. — Aber jetzt leben Sie wohl!“ rief er auf einmal ganz erschrocken. „Ich halte Sie am Ende schon zu lange auf? Entschuldigen Sie meine Redseligkeit.“

Ich wehrte ab, dankte für seine freundliche Auskunft, und wir trennten uns.

Im Hin und Her des Tages vergaß ich bald den alten Herrn, die Obstfrau und den Schutzmann.

Und als ich am Abend — müder denn sonst, ich entsinne mich dessen genau — ins Bett sank, kam mir keine Erinnerung an den frühen Morgen und sein Erlebnis. Das ist eigentlich sonderbar, und ich habe später manchmal darüber nachgedacht, finde jedoch keine andere Erklärung, wie eben jene Müdigkeit.

Aber mitten in der Nacht — nach Stunden eines traumlosen Schlafes — brachte mich irgend etwas zum Erwachen und zauberte mir noch bei halbem Bewußtsein die Bilder aus der Ledergasse in die geschlossenen Augen — so eindringlich, daß ich mein schlaftrunkenes Dämmern abschüttelte, mich im Bett aufsetzte und nachzudenken begann:

Die Frau — wie sie in ihren Pfennigen suchte nach dem Goldstück, mit Singern, die noch bebten von der nachklingenden Erregung. Die graue Kage, wie sie lautlos die staubigen Treppen hinaufglitt und sich auflöste in ein ungewisses Dunkel. Der Schutzmann im blizenden Helm, ganz Wirklichkeit und lächelnd sicherer Selsen im Ansturm der ihr Gesicht erzählenden Händlerin. Der alte Herr und seine ausgegrabenen Berichte — er, der alles mit Zufall und Täuschung zu erklären und zu schlichten suchte und alles — das wurde mir nun klar — bloß verwirrender gestaltete. Die Chronik von 1708 — die Zeitung von 1808 — ein Stich fährt mir durch die Brust und versetzt mir den Atem: welches Jahr schreiben wir denn jetzt? Wahrhaftig: 1908. — Und von wann stammt

der Bericht aus jener vergilbten Zeitung? Vom Herbst 1808! — Und die Chronik? Welches näheren Datums glaubte der Alte sich zu entsinnen? — des vierten Oktober, wenn ich nicht irre. Und heute schreiben wir —? Den vierten Oktober . . .!

Ich mache hastig Licht und sehe nach der Uhr. Sie geht auf die zweite Morgenstunde. Ich stehe auf und suche im Kalender. Es stimmt schon: wir schreiben den vierten Oktober, seit eindreiviertel Stunden, den vierten Oktober 1908. Es stimmt alles!

Ich ziehe mich an — ganz mechanisch — und erst, als ich damit fertig bin, kommt mir zum Bewußtsein, was ich beginnen will: In der Nacht auf den vierten Oktober 1708, vor zweihundert Jahren hatte jene geheimnisvolle Tat sich zugetragen — ein Jahrhundert später hatte sie sich wieder gemeldet — und heute — genau nach zweihundert Jahren — ich muß hinunter in die Ledergasse! — Was soll die Erscheinung am Fenster gesagt haben: „Wir feiern heute nacht ein Fest“? — Ich muß hinunter!

Es treibt mich unwiderstehlich zum unbewohnten Haus

Ich eile die ausgestorbenen Straßen entlang, durch die ein leiser Nebel braut.

Der Weg ist weit. Es schlägt halb drei, als ich in die Ledergasse einbiege. Kein Laut verscheucht die dunkle Stille.

Bevor ich dem unbewohnten Haus gegenüber bin, sehe ich schon einen Lichtschein aus den Fenstern des ersten Stockes. Ich wundere mich nicht. Ich finde meinen festen Glauben nur erfüllt.

Bald stehe ich gegen die Häuserwand der anderen Straßenseite gedrängt und schaue hinauf.

Die Scheiben sind unverdeckt. Zwei Kronleuchter mit vielen Kerzen flackern in gelben Glämmchen. Zarte Violinen schmeicheln in einer tändelnden Melodie. Sechs oder acht Gestalten sitzen im Kreise, von einigen kann ich den Kopf sehen,

von andern auch die Brust. Mir scheint, es sind lauter Männer, in zwangloser Bewegung, lachend und plaudernd. Verwischte Geräusche, nichts Bestimmbares, wie ganz von weitem, überwuchert von den hellen Violinen, tasten sich an mein Ohr.

Ich brenne darauf, mehr zu sehen. Das Schicksal ist mir günstig. Das Haus, an dem ich lehne, trägt vergitterte Fenster. Ich Flettere in das Gitterwerk und suche einen festen Stand.

Nun überfliege ich durch drei Fenster mühelos das große Zimmer. — Ich habe mich geirrt. Es ist eine Frau unter den Anwesenden. Die übrigen sechs sind allerdings Männer.

Die Dame — mir fällt die Beschreibung der Händlerin ein: sie stimmt auffallend mit dieser weiblichen Gestalt. Im Schoße liegt ihr der blaubeschleifte graue Kater. Er sieht jung und geschmeidig aus und schlägt mit seinen Tagen spielend nach ihrer Halskette.

Auf der weißgedeckten Tafel stehen Gläser, Karaffen, Teller und zwei prächtige Aufsätze, vollgehäuft mit Früchten. Bei ihrem Anblick fällt mir wieder die Obstfrau ein.

Die Männer, in einer Tracht, wie sie vor zweihundert Jahren Mode war, sind sorgsam und bunt gekleidet.

Nur einer, ein großer Blasser mit dunklen Haaren ist ganz in Schwarz gehüllt. Er muß der Herr des Hauses sein — denn er steht auf und schenkt seinen Gästen eigenhändig aus funkelnder Karaffe die Gläser voll.

Auch die Dame in hellblauer, tief ausgeschnittener Seide erhebt sich und langt mit weißen Händen nach den Früchten des Aufsatzes. Wie sie zwischen zwei Gästen sich hindurchzwängt, um in die Mitte des Tisches greifen zu können, und dabei sich neigt, preßt der eine die Lippen auf ihren Busen, während der andre seinen Arm fühlend um ihre Hüfte legt. Ein dritter hat sich von hinten herangeschlichen und küßt

ihren Nacken. — Sie lächelt, wirft den Kopf zurück und späht nach dem Mann in Schwarz, der am andern Ende der Tafel den Glüsternden seinen Rücken kehrt. Ein vierter macht eine gemeine Geste gegen den Ahnungslosen hin, und alle verziehen ihr Gesicht, bemüht, ein Lachen zu unterdrücken. Nur der letzte, ein schwächlicher, blonder, wohl noch junger Mensch, sitzt regungslos. Ich kann seine Züge nicht sehen; er sitzt so starr, seit ich die Gesellschaft beobachtete.

Und immer schwirren die unsichtbaren Violinen. Die Töne müssen aus einem rückwärts gelegenen Raume kommen.

Als der Schwarze sich wendet, ist die Frau an ihren Platz zurückgekehrt, und alle zeigen ein harmloses Grinsen. Auch er lächelt, doch sein Lächeln ist wie eine Maske, ohne inneren Trieb und ohne Leichtigkeit. Er geht wie gestachelt hierhin und dorthin, spricht mit dem und dem, und seine dunklen Augen heucheln, seinen Lippen zu folgen, aber sie schauen nur in sich selbst.

Endlich tritt er ans Fenster. Schon fürchte ich mich entdeckt, doch er stiert auf die Straße und läßt sein gequältes Lächeln fallen. Eine furchtbare Entschlossenheit kämpft sich durch die Züge und versteinert sie. Ein paar Augenblicke steht er so. Dann holt er wieder sein Lächeln hervor, wendet sich, wirft einen Blick auf die Uhr, tritt eilig zu der Dame und flüstert ihr etwas ins Ohr.

Diese erhebt sich gemächlich, streut da und dort noch ein lustiges Wort hin und geht hinaus.

Es schlägt gerade drei Uhr.

Die Zurückbleibenden werden lebhafter. Einige sind ange-trunken. Ihre Bewegungen verraten ein willenloses Behagen. Ihr ungebundenes Lachen taumelt zu mir herüber.

Der Mann in Schwarz geht der Reihe nach zu jedem seiner Gäste. Er verbirgt ihnen seine Nüchternheit, lacht dem einen ins Gesicht und schlägt dem einen auf die Schulter.

Dann stimmt er ein Lied an, und alle lauschen. Ich höre die Stimme wie aus weiten Sernen. Manchmal versagt sie ganz erstickt, dann strömt sie lauter. Aber immer ist es, als sei sie eingeschlossen, eingesengt — vermodert und verstaubt.

Da bricht mit einem Schrei der Gesang ab — die Tür fliegt auf und aus dem Dunkel, hineingestoßen in das gelbe Licht der vielen Glämmchen, windet sich ein nackter Menschenkörper.

Alle sind aufgesprungen und flüchten vom Tisch weg gegen eins der Fenster, in die Ecke. Scheiben klirren zerstoßen und spittern auf das Pflaster.

Nur der Schwarze ist in der Nähe der Tür. Ich höre durch das zerbrochene Fenster jedes Wort. „Packt sie fest“, befiehlt seine heisere Stimme. „Keine Besorgnis!“

Es ist die Dame von vorhin. Drei Diener kämpfen mit der Umsichschlagenden.

„Vorwärts, vorwärts!“ drängt die heisere Stimme.

Zwei von den Gästen wollen sich einmischen. Aber der Mann in Schwarz wirft sich herum, reißt den Degen von der Seite und höhnt: „Einen Augenblick, ihr werten Herren! Meinem Weibe soll nichts geschehen. Von mir nicht! Und euch soll auch nichts geschehen. Einen Augenblick!“

Die fünf warten wieder dumpf in der Ecke, verwirrt und unsicher vom Wein und dem, was sie sehen.

Die Diener haben unterdessen die Nackte auf den weißen Tisch gezerrt. Sie legen Stricke um ihre Süße und um die Platte — so, daß die nun Sügsam-Stumpfe mitten auf dem Tisch an ihn gefesselt steht. Die Hände sind ihr auf den Rücken gebunden.

Die Diener verschwinden. Der Schwarze droht schweigend und wie erstarrt an der Türe. Die Frau versucht in die Knie zu sinken — kann nicht und richtet sich stöhnend wieder auf. Die fünf verharren geduckt. Es ist ganz still.

Da kommt eine Stimme aus dem Regungslosen an der Türe: „Ich habe euch geladen heute nacht, ihr lieben Freunde, um Gericht zu halten. Das Urteil ist gefällt. Es bedarf nur des Vollzuges. Vollzug des Gerichtes! Ihr seid wert, es zu vollziehen. Ihr seid — —“

Er bricht ab und wirft seine grauenhafte Starrheit von sich: „Ist einer unter euch, der sie nicht schon so gesehen hat? Einer, der sich rühmen könnte, die Dirne nicht besessen zu haben? Nur einer? — Dann soll sie frei ausgehen!“

Tiefe Stille folgt den überstürzten Worten.

Dann wieder ruhiger der Schwarze: „Ich wußte es wohl: keiner ist unter euch. Aber viele sind noch, die so dastehen würden wie ihr — wie ihr —“

Und plötzlich ausbrechend: „Tötet sie! Ihr sollt sie töten! Gerade ihr!“

Das Weib schreit auf.

Da löst sich einer aus dem Haufen und drängt auf den Gatten ein. Der schlägt ihm die Waffe aus der Hand und wiederholt: „Tötet sie! Oder ihr verlaßt das Haus nicht lebendig!“

Ein anderer springt an die Tür. Sie ist verschlossen. Der Schwarze lächelt und treibt ihn zurück. „Tötet sie!“ wiederholt er. „Tötet sie!“

Er hält ein weißes Papier in der einen, seinen Degen in der andern Hand.

Geraten die in der Ecke langsam unter seinen Bann? Sind sie ratlos umnebelt vom Dunst des Weines und den verwirrenden Begebenheiten? — Rückweise und geschlossen schieben sie gegen den weißen Tisch sich vor. Nur der schwächliche Blonde bleibt zurück.

Und das Weib sieht sie näher kommen, unfähig zu schreien, mit fliegendem Körper, in den Augen die versteinerte Qual eines schönen, gemarterten Tieres.

Da wirft der eine seinen Degen in die Höhe — neben ihm ein zweiter — und fast gleichzeitig stoßen sie auf die zuckende Brust los.

Sogleich sinkt der Körper röchelnd hintenüber und fällt dumpf auf den Tisch. Der Kopf schlägt mitten in einen postbaren Aufsatz. Ein paar Früchte rollen zu Boden. Die Knie steil in die Höhe gereckt — so liegt sie da, indes das blendende Tafeltuch mit fließenden roten Streifen sich schmückt.

Die vier auf einem Haufen wenden sich fort, ernüchtert, planlos. Aber der Untätige, der schwächliche Blonde, zerbricht seine unsichtbaren Sesseln, stürzt zu ihr hin — vor ihr nieder und greift nach dem Arm, der über den Tischrand hängt. Er küßt ihn, schluchzt, stammelt etwas: „ich — nur ich“ und küßt ihn wieder.

Während der ganzen Zeit verharrt der Schwarze mit den Händen vor dem Gesicht. Nun läßt er sie herabgleiten. Das weiße Papier hält er immer zwischen den Fingern. Er ist wie ein Toter, der Bewegung und Stimme von einem Unbekannten sich borgt. Und diese Stimme sagt gedankenlos und wie verschüttet: „Ich hätt' es nicht gekonnt — ich hätt' es nicht gekonnt. Jetzt ist es geschehen.“

Er will auf die Leblose zu, faßt das Papier, als wolle er lesen — sieht den Schwächtigen bei ihr Pauern und zögert. Die Blicke der beiden Männer treffen sich, und der aufglimmende Funke des Hasses stiebt von dem Jungen zu dem Schwarzen, setzt den in Brand und fliegt aus dessen Augen weiter in die der andern.

Und mit einem Schlage wechselt das Bild. Das Geschehene ist abgetan, und Neues drängt zur schnellen Entscheidung.

Der Schwächliche springt auf — die vier andern stürzen vor in einer plötzlichen, unheilvollen Verständigung, unabwendbar das Schicksal des Schwarzen beschließend — alle gegen einen, alle gegen ihn.

Er wird gegen ein Fenster geworfen, es fliegt Frachend auf, fluchende Stimmen: Der Hund! Mach' ihn kalt! — er hat das Messer des Blondin in der Kehle, wird über den Rand des Fensters gedrängt, stürzt und schlägt Frachend auf die Straße — — —.

Raum ist dies geschehen, kaum schweifen meine entsetzten Augen von dem Gestürzten in das Zimmer — da wendet sich auch schon alles. Die gelben Stämmchen schrumpfen ein, die Gestalten werden von den Wänden aufgesaugt, schleiernde Schatten umweben den Tisch. Es dauert nicht lange, so ist das letzte Licht gestorben, und es ist tiefe Dunkelheit.

. Durchkältet und mit steifen Gliedern verlasse ich meinen unbequemen Posten. Soll ich hinüber zu dem schwarzen Fleck am Boden unter dem Fenster? Ich muß mich dazu zwingen. Wie ich davorstehe, entdecke ich nichts als eine nebelnasse schwarze Stelle im Pflaster. Ein weißes Papier liegt hart am Hause.

Ich hebe es auf, werfe einen letzten Blick empor zu den dunklen, stillen, gleichmütigen Räumen und gewinne eine Straßenlampe. Dort entfalte ich das Papier. Es ist ein Brief, von ungeschickter Hand geschrieben. Ich kann manches nicht entziffern. Er nennt fünf Namen und erzählt verworren von der Untreue einer Frau. Katharina Kreiderer ist er unterzeichnet.

Ich lasse ihn in die Tasche gleiten und sehne mich nach Hause. Denn das Sieber schüttelt mich.

Als ich am Morgen in meinem Zimmer erwachte, mußte ich mich lange besinnen. Dann stand ich auf und holte den Brief — wollte ihn holen. Aber ich fehrte vergebens alle Taschen um. Er war nicht zu finden.

Nun war es mir, als hätte ich alles geträumt — oder als träumte ich noch. Dann wieder fühlte ich mich überzeugt von der Wirklichkeit des Erlebten. Aber diese Überzeugung hielt

nicht vor, sie zerrann, und an ihre Stelle trat wieder der Glaube an einen Traum. Und ich suchte, mir Klar zu werden, wo er einsetzte: bei dem Erscheinen des blaubeschleiften Raters — bei dem frühen Herbstmorgen — bei der Erzählung des alten Herrn mit der Brille — oder erst bei den nächtlichen Vorgängen?

Und je länger ich grübelte, um so unentwirrbarer wurde alles. Dieser Zustand quälte mich lange, bis ich es aufgab, Klarheit zu gewinnen, und dadurch Klarheit gewann. Ich sagte mir: Die erstrebte Gewißheit — ist sie nicht belanglos? Was du gesehen hast, hast du gesehen. Und was geschehen ist — vor dir — in dir —, das ist unaustilgbar geschehen, wahr und wahrhaftig. Was tut das zur Sache, in welcher Welt? Ob in der der Wirklichkeit oder in einer anderen? Und was will es bedeuten, daß man es wieder vergessen kann? Daß es zurücksinkt in die brauenden Tiefen, die unerschöpflichen, aus denen es aufgetaucht ist?

Gleichviel, es hat sich zugetragen.

Sebaldusnacht.
Von Paul Buffon.

Der Eisenschild der Herberge drehte sich unaufhörlich in drostigen Angeln mit ächzendem Laut. Die schweren Fensterläden der Gaststube wurden vom Wind gerüttelt, und die rotschwelende Flamme der Zinnlampe zuckte hin und her. Mißmutig lümmelte Klaus Nunnenseind am breiten Gesellentisch und sah auf den schlafenden Wirt. Auch der saure Kräger im gebuckelten Glase war nicht nach des Wegmüden Sinn. Löcher fraß er schier in den Magen und juckte beizend in der Kehle.

Der Dritte im Raume hatte bisher kein Glied gerührt. Erst als der Nachtwächter vor dem Hause die Hellebarde klingend aufs Pflaster stieß und die elfte Stunde sang, hob er sich schattengleich vom Stuhl.

„Pest, Tod und Verdamnis!“ gröhlte er. „Ich verrecke allhier vor Zeitlang. Verstattet Freundschaft, daß ich mich zu Euch setze.“

Das fehlte noch. Mit solchen Landstürzern trank ein ehrsammer Handwerker nicht. Nein und nein — wenn auch etliche Ansprache Bedürfnis war.

„Bleibet immerzu, wo Ihr seid“, erwiderte Klaus grob. „Mich lüstet's nicht, mit Euch zu schwagen.“

Der andere lachte, daß ihn der Bock stieß. Er trat aus der dunklen Ofenecke ins gelbe Licht.

„Ei — Ihr seid gar von französischer Sitte, Nunnenseind!“ höhnte er. „Seht doch an!“

Der Goldschmied fuhr herum.

„Wie denn, kennt Ihr mich? Ich sah Euch mein Lebtag nicht — —.“ Er blickte scharf hin. Das hagere Gesicht war braun, von Falten durchzogen, wie ein Acker im Sâmond zerpflügt. Tief und ungut zogen sich die dunklen Brauen nach außen und oben und um den schmalen, verwickelten Mund witterte es boshast. Bei jedem Wort tanzte der Adamsapfel den dünnen Hals auf und nieder. Der Mann trug ein tuche-

nes Wams, papageiengrün, mit roten Nesteln. Eine schwere Weidtasche hing ihm über der Achsel, und am Schwertgurt baumelte eine breite Ochsenzunge. — Ruhig schob er mit dem Fuß einen Stuhl zurecht und setzte sich ohne viel Federlesens dem jungen Menschen gegenüber, der ärgerlich und verlegen die Nase ins trübe Glas steckte. Als er absetzte, sah er in die abscheulichgelben Augen des Zudringlichen, deren Pupillen oval waren, wie die der Ziegen. Dies hatte er noch an keinem Menschen gesehen. Stehend und frech ruhte der Blick auf ihm. Wie häßlich der fremde Kerl war. —

„Schadet nichts“, sagte der Jäger, als hätte er Gedanken gelesen. „Schätzt mich nicht nach dem Balg. Den Darnpuzer laßt stehen, bis er das Glas zersprengt und trinkt lieber eins aus diesem runden Pfaffenbauch.“

Eine dicke Glasche bot er zum Bescheid über den Tisch. Den Trunk zurückzuweisen, ging nicht wohl an. Der Bursche trank — ei, das war köstlich! Süß und duftend rann der Wein in ihn — wie lindes Feuer. Er drückte die Augen zu und tat noch einen langen Schluck.

„Der mundet nach dem Hematspreizer!“ lachte der Fremde und nahm die Korbflasche wieder an sich, „der Schelm, der da in der Ecke schnarcht, verdient, gesäckt zu werden, damit er Wassers genug habe, der Weinfälscher! — Nun aber, Klaus Nunnenfeind, da uns schon die Wanderschaft so wunderbar zusammenführt: Hättet Ihr Lust und Mut, ein schönes Stück Geld zu erwerben?“

Klaus ertrug den flackernden Blick der gelben Augen nicht.

„Wie meint Ihr dies?“ sagte er und sah weg. „Ich kenne Euch nicht.“

„Se! Was frommt's Euch, Namen und Handwerk zu erfragen! — Ein entlaufener Jäger bin ich — Råssperlein Rodderbusch genannt.“

„Mit Jägervolk, gar mit landflüchtigem, hat unsereins

nichts zu schaffen“, erwiderte der Gesell Kurz. „Man hat wohl manches vernommen.“

„Nun — ein Löwentaler ist ein Löwentaler, dächt' ich“, sagte der Jäger. „Eure Schuh' sind übel zerrissen und Euer Habit löcherig genug. — Ich will Euch den Silz mit Talern anfüllen, daß Ihr ihn nicht mehr zu lüpfen vermögt.“

Nunnenfeind ward rot und steckte die Süße unter den Tisch. Ja — dringend bedurfte er des Geldes — heute ging der letzte Zehrpennig drauf. Der Grüne war so übel nicht, wenn er hielt, was er versprach. Auch freiste der Südwein aus der runden Flasche, die willig in seine Hand kam, im Blute. — Und schließlich warf der Fremde eine Handvoll Silbertaler auf den Tisch, daß sie wie schimmernde Fische sprangen — —. Sie rollten und flirrten eine Weile im Licht, bis die strickadrigte Hand sie gleichmütig raffte und im Ranzen barg, in dem ein ganzer Schatz gleiße.

„Was wäre das?“ forschte Klaus.

Der Dürre zeigte die Pferde Zähne und neigte sich gegen ihn.

„Und wie ist's mit dem Bruder? Habt Ihr ihn schon gefunden?“ raunte er. „Ich verhelp' Euch zu ihm.“

Ein sonderbarer Schreck rann dem Handwerker über den Rücken. Wer konnte wissen, daß er nach seinem Bruder aus war, den zwei Jahre lang niemand gesehen hatte? — Die Eltern waren tot, und das Erbe wartete. In der Erde. Der Alte hatte mit Hinz, dem Ältesten, Gold und Silber vergraben. Der Türke, dessen Vortrab sich in lohenden Flammen kundete, fand nichts. Wenige Tage nach dem Graben verschwand Hinz. Nichts hielt ihn — weder die zitternden Glühe des Vaters noch die Tränen der Mutter. Da ließ er sich nun beim Lothringer anwerben — — alles wegen der Pagner Marei, der Herentochter, die ihn im Wahn hielt und sich der wilden Blut in seinem Herzen freute. — Als sie dem reichen Lampl-

wirt etwelches Hausgerät und ihren weißen Leib mit in die Ehe brachte und feß auf rotleuchtendem Haar die Myrtenfrone trug — da war's mit ihm aus und geschehen. Mit dem Kränzel hatte er auch das Weib zu besitzen gedacht und ahnte nicht in seiner Einfalt, daß er nur ein Spielding war ihrer Lust und sich mit anderen theilte in die heißen Nächte, nach denen ihr kitzelndes Blut schrie. Ganz ruhig blieb ihr kühles Herz, sie besaß die Männer und blieb frei, unberührt in der Seele und hoch über ihnen, wie der jagende Falk, dessen gellendem Stoßruf ihr Lachen glich, so sich einer ihrer Sklaven bettelnd und winselnd zu ihren Füßen wand. — War sie denn nicht zu Tanz gegangen am selben Tag, da man den blassen Knaben vom Schloß, dem die braunen Seidenlocken ins Kindergesicht hingen, vor ihrer Türe auflas und mühsam die erstarrten Finger vom Dolchgriff löste, ehevor man das Eisen aus dem stillen Herzen zog? — Tanzte wohl eine stattlicher und feiner die sieben Sprüng' auf rauchendem Boden an jenem Abend bei Flöten und Geigenstrich? Wohl erhob sich Murren unter den ehrsamern Weibern und bei den Neidhämmeln, die sich mit jenen begnügen mußten, als die schlanke Marei mit roten Wangen und lachend dahinschliff — aber hundert Säuste verliebter Burschen waren bereit, die Sünderin gegen tugendhafte Wut zu schützen. — Sinz hatte das feine Gift im schweren Blut nicht ertragen — lief hinter dem Kalbfell her, sein Leid zu vergessen, und stach nach blankgeschorenen Janitscharenköpfen. — Nach dem Sieg bekam er den Abschied, wie viele andere und zog sicherlich geldlos und unstet umher, auf neue Kriegsfuria hoffend und harrend. Wäre nicht das Pergamentlein gewesen in des Bruders Besitz, auf dem Plan und Ort verzeichnet war, wo die irdenen Töpfe mit dem Sott vergraben lagen, der jüngere wäre wohl nicht aus sicherer Stube der ungewissen Sährte des Soldaten nachgezogen. — In diese Gegend wies die letzte Spur — nach der Heimat.

Mit wehen Süßen hinkte Klaus am späten Abend in die Herberge. Ach — wenn der den Bruder auch schaffen konnte!

„Was begehrt Ihr von mir für solchen Lohn?“ fragte er eindringlich und bog den Leib über den Tisch.

Räspierlein schielte, verschob den Unterkiefer und hob die faltigen Lider von den Geißenaugen.

„Heut ist St. Sebaldi Nacht“, wisperte er. „Großer Zauber ist zu finden bei armen Sündern, dessen ich bedarf. Wagst du den Gang und ein Mehreres, ist alles dein, was ich versieß.“

„Also treibt Ihr's?“ rief erschreckt der Goldschmied. „Seht Euch vor! Zu Linz brennen sie, daß der Stank den Fluß hinauf bis Passau zieht.“

Der Tischgenosse ließ ein widriges Lachen hören, das wie Seilenstrich auf Eisen plang.

„Ich fürchte den Eisenhammer nicht, Knäblein. — Wenn du den Weg scheust, tut ihn ein anderer. Sei ohnbeforgt.“

Er ließ die Taler im Ranzten Plirren. — Ja — sicher würde sich ein notiger Bursch finden, der ohne Zögern den Gang tat, — um weniger, als ihm geboten ward. Der lahme Kerl da konnte zweifellos mehr, als Brot essen, und die Taler waren da. Öfters als einmal war Klaus nachts an solchen Stätten vorbeigekommen — freilich ohne viel nach dem Rabenstein hinzublicken und nach dem, was sich unter dem Galgenholz rührte und im Nachtwind schwang. — Nach dem Zechzahlen heut blieben ihm zwei Kupferpfennige. Wolken standen am Himmel, und die Bettelwögte waren gleich zur Hand, wenn ein Armer um Nachtlager bat.

„Ich tu's“, stieß er heraus. „Bei Lug und Trug seht Euch aber vor, Grüner, — ich bin kein Spittelweib, wenn's zum Kaufen kommt. — Gott verzeih mir's!“

Der andere spie aus — mit fahl grimmigem Gesicht.

„Unterlaß dein unnützes Schwören, Hansnarr,“ murmelte

er unwirsch, „das mach' aus, mit dem du willst. Ich geh's jezo an!“

Sinkend schritt er die Türe zu. Klaus griff nach dem kurzen Eisen und schloß den Gurtriemen. Gegen Tücke war das Messer gut. — Pah — morgen war ein heller Tag und Geld in allen Taschen. Er folgte dem Jäger hinaus vor die Türe.

Ein Windstoß faßte ihn bei den Schultern und warf ihn gegen die Wand, daß die Rippen knackten. Der Genosse lachte hohl und faßte nach seiner Hand mit eiskalten harten Fingern. Schweigend gingen sie durch die schwarze Nacht, mit den Süßen nach dem Wege tastend. Äste schlugen nach ihnen, und Erdspalten taten sich auf. Mitunter schwirrte es wie Flügelschlag, und verworrenes Pfeifen zog durch die Lüfte. Wütend umkreiste der Sturm das letzte Haus, das des Fensters, jagte dann wild davon in die baumlose Ebene und kam keuchend wieder zurück, mit Schlusand und welken Halmen beladen.

„Ist denn überhaupt einer — — dort?“ fragte Klaus nach langem Schweigen.

„Ein ganz frischer,“ raunte es an sein Ohr, „oben auf dem Rad liegt er, geflochten wie eine Brezen. — Hab's mit angesehen, wie ihm das Radeisen die Knochen zerfrachte. Das Knechtlein, das zustieß, war schwach und bis zum Gnadenschlag auf die Brust gab's ein arges Brüllen und Weiber genug, die in Unmacht sanken.“

„Was hat der arm' Sünder verbrochen?“

„Kriegsvolk ohne Sold und Sutter. Das liegt an den Straßen und wirft die Suhrleute darnieder. Wer sich von den Strickreutern erwischen läßt, büßt es hart genug. Zwei hat derselbige auf den Tod durchstoßen, und davor steht er jetzt in der Luft als ein Storch im Brutnest. Scharf sind sie schon die Städtischen.“

„Als ob Ihr Freud' daran hättet, redet Ihr — —,“ flüsterte der Goldschmied in einem Schauer.

Wieder das scheußliche Lachen. Die Stimmen hoch oben wurden deutlicher — — aufgeschreckte Krähen waren es, die die Musik machten. Der Weg stieg an. Aus schwarzen Wolkenrändern kam blaues Mondlicht, kam und schwand und kam wieder. Vor den beiden stieg ein riesiges Gerüst auf — — schwere Balken, — der vierfache Galgen. Daneben eine hohe Stange, ganz hoch droben eine unförmige Masse, die schwerfällig schwankte, wenn das Holz sich seufzend bog. — Vom Galgen hing ein Klumpen, auf dem Vögel saßen. —

Nach wenigen Schritten standen sie auf der Kuppe des Hügel —; fern grüßte ein Lichtpunkt vom Stadtturm — aus des Türmers Stube. Wüst und verlassen lag die dunkle Heide um diesen Ort der Pein und Angst.

Den Nunnenfeind beutelte das Grauen, als sein Begleiter ihn zum Radbaum zog.

„Den da oben, — den schneid’ ab und wirf ihn herunter, Kläuschen,“ sagte er heiser, „der hat den Zauber im Sack, nach dem ich fahnde.“

„Was steigt Ihr nicht selbst —?“ stammelte der Bursch.

„Mit dem Hinkelbein!“ Wenn ich mich selbst hinaufziehen vermag mit schwerer Not, — wer hilft mir über das Kreuzholz in der Mitte vom Baum — du Tölpel!“

Wieder spuckte er zornig auf die Erde. „Mach’ jeto oder schleich’ dich von hinnen, Kumpan!“

Da warf Klaus mit schnellem Entschluß den Rock von sich. Er gedachte, es nunmehr abzutun um des Lohnes willen.

„Wo sind die Taler?“ rief er, innehaltend.

Alsogleich rasselte es in seinen Hüt. Da rutschte er, mühselig Pletternd, die wiegende Stange hinauf, überwand das Kreuzholz, den Schutz des armen Sünders vor bösen Mächten und ließ nicht nach, bis er über das Rad greifen konnte. — — Naß, Kalt und weich fühlte sich’s an — — ein Splitter, der aus dem groben Wollstrumpf des Toten stach, ver-

legte seine Hand. — — Fast hätte er ausgelassen; — — würgender Ekel trieb ihn zur Eile — das Messer war scharf und glitt leicht durch die Lederseile. — fuhr auch wohl nebenbei in Tuch und Fleisch, — dann ein Ziehen — — Zerren, — — ein tüchtiger Stoß — — und einen Augenblick lang saß der Gerichtete mit hängendem Kopf auf dem Rad, als sähe er vor dem Sturz in die Tiefe. — — Dann fiel er vornüber — — dumpf schlug der Körper auf. Der Jäger unten lachte schrill. „Hoho! Hoho!“ rief es neben Klaus, der sich mit bebenden Händen am flitschigen Holz hielt. — Toll vor Schreck und schweißnaß kam er unten an. — —

Der Grüne schlug Feuer. Blau und gelb flammte der Schwefelfaden, und gierig wühlte die dürre Hand in den Taschen des verdrehten Körpers am Boden. — — Ein Pergament zog sie heraus — — Pnitternd ward es entfaltet — Linien, Worte — — die plumpe Zeichnung eines Baumes. —

Klaus ließ halb verrückt die Taler aus dem Hut in die Hände gleiten und sah stumpfsinnig zu, wie der Leichenschänder wieherte vor Freude und sorgsam das Geschriebene barg.

„Wo ist der Bruder — —?“ fragte dann Klaus.

Mit einem Sprung war der Lahme im tiefen Dunkel. — Eine schmetternde Lache — — —

„Der Bruder? Büß' dich Knäblein — hast ihn dir ja selbst vom Rad' geholt — — —!“

Ein Schrei scholl in das böse Gelächter. Heulend wie tausend Teufel kam der Sturm und riß Schrei und Lachen mit sich. — —

Dem armen Sünder stund das Gesicht im Nacken, und der Bruder saß fichernd im taunassen Gras, spielte mit großen Rechenpfennigen und sang ein Lied. — So meldete der Fenster, der Nachschau gehalten hatte und nun mit dem gebundenen Narren ins Rathaus kam. —



**Der wahre Sieg.
Von Frédéric Boutet.**

„Und ich kämpfte verzweifelt mit dem
schrecklichen Uzaël — —“

Edgar Poe: — Egeia.

Es war in der Nacht; auf dem einsamen Kai schritt ein
tief von einem schwarzen Mantel umhüllter Wanderer
den Fluß entlang.

Rechts am Fuße der das Ufer umgebenden Mauer entlang
floß das Wasser tief und ruhig, wie das eines Kanals dahin.
Hier und dort stieg eine schräg herabführende Treppe zu dem
Flusse herab. Von den verankerten Schiffen leuchteten Stock-
laternen wie rote Sterne. Das gegenüberliegende Ufer war
nur durch die entfernten Flecke gelblich brennender Laternen
und einiger erleuchteter Fenster unsichtbarer Häuser erkenn-
bar.

Links wurde der große Kai durch alte Herrenhäuser be-
grenzt. Ihre Fassade war grau, ihre Türen mit eisernen Rie-
geln versichert; die meisten der hohen schmalen Fenster waren
düster oder durch Läden geschlossen, nur selten drang ein
Lichtschimmer durch die dichten Vorhänge oder die Spalten
der Jalousien, hier und dort nur sah man in ein halberleuch-
tetes feierliches Zimmer mit ernstern Ahnenbildern und alt-
modisch geschweiften schweren Eichenmöbeln. Die Mehrzahl
dieser alten Patrizierhäuser waren von sie untereinander
trennenden Gärten umgeben, über deren zerfallende Mauern
die Äste der Bäume neugierig auf den Vorübergehenden zu
blicken schienen. Von eisernen Trägern herabhängende Later-
nen verbreiteten ein mattes Licht. Hier und da verrieten das
über der Tür angebrachte Wappenschild sowie die vornehm
großen Verhältnisse eines Gebäudes, daß dies das Stamm-
haus einer der edelsten Familien der alten Stadt sei.

Die Nacht war herabgesunken; es war eine neblige kalte
Novembernacht, die bleifarbenen Wolken jagten wie eine

vom Sturmwind getriebene phantastische Herde über den düstern Himmel.

So lag dieser alte Stadtteil geheimnisvoll und in ungestörter tiefster Ruhe im Schatten der Nacht.

Dem schnell dahinschreitenden einsamen Wanderer schienen dies alles längst bekannte Dinger zu sein, er beschleunigte seinen Gang noch mehr. Jetzt überschritt er eine Brücke und blieb dann vor der Schwelle eines schmalen Hauses stehen, dessen mit Eisenzierat geschmückte Türe er mit einem Schlüssel öffnete. Er betrat einen geräumigen Flur, der durch eine von der Decke hängende rötlich schimmernde Lampe erhellt war. Im Hintergrund erhob sich eine breite Treppe mit bequemen Stufen. Er stieg hinauf und erreichte die dritte und letzte Etage des Hauses. Vor einer mit feinen Holzskulpturen geschmückten gewölbten Türe, über der eine Lampe brannte, angekommen, klopfte er dreimal. Ein Augenblick verstrich. Er klopfte noch einmal und nahm, als er aus dem Innern das Geräusch schlürfender Schritte vernahm, Hut und Mantel ab. Das matte Licht der Lampe fiel auf sein Gesicht, es war sehr bleich, während die Augen, die Augenbrauen, der Bart und das Haar tiefschwarz waren. Jetzt wurde in der Türe ein kleines Guckfensterchen geöffnet, und dann vernahm man das Geräusch zurückgezogener Riegel und Ketten.

Er trat ein; vor ihm stand eine alte Frau, die einen Beguinenmantel und ein Kleid aus grobem Wollstoff trug. Sie nahm dem Ankömmling Hut und Mantel ab; er war ganz schwarz gekleidet, und an seinen weißen Händen, von denen er die Handschuhe abzog, funkelten reich mit kostbaren Steinen gezierte Ringe.

Er strich das lange, über seine Stirn fallende schwarze Haar zurück und sah die Alte fragend an.

„Ja,“ sagte die alte Frau, „ja, sie harret Ihrer in ihrem Leichentuche. Aber warum soll ich Ihnen das jedesmal wie-

derholen? Ach, wissen Sie denn nicht, daß sie Ihrer immer in ihrem Leichentuche harret? Daß sie immer bereit ist, und daß ich armes altes Weib sie immer dazu vorbereite, wofür ich ganz gewiß jahrhundertlang in der Hölle schmachten muß, in die Sie aber auch unbedingt kommen . . . Aber wer vermöchte Ihnen zu widerstehen . . . und warum sage ich Ihnen das? Sie hören ja kaum auf meine Worte . . . Nehmen Sie sich aber in acht — es könnte sich doch ereignen, daß dieses Spiel eines Tages zur vollen Wahrheit würde.“

Ohne ihrer Rede auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, ging der Gast an der Alten vorbei. Er begab sich in ein kleines Toilettenzimmer, dessen Spiegelwände durch hohe Wachskerzen erhellt wurden. Er entkleidete sich, legte ein langes Gewand von weicher, schwarzer Seide an, parfümierte sich und verließ das Gemach.

Er schien in großer Aufregung zu sein, denn er war noch bleicher als vorher; er preßte die Lippen fest aufeinander, und seine Hände zitterten. Das Opium, das er, ehe er hierher gekommen, genommen hatte, übte seine Wirkung aus, verwirrte sein Gehirn und erfüllte ihn mit glühend=phantastischer Begierde.

Jetzt befand er sich in einem viereckigen Zimmer, das mit großen Divans und Möbeln von Ebenholz ausgestattet war. Mattlila, mit silbernen Blumen bestickte Seide bekleidete Wände und Decke, und auch die Fenster und Türe verhängenden Vorhänge bestanden aus demselben Stoffe. Rechts stand ein großer Spiegel, links eine Standuhr, die jedoch nicht ging; große Bronzefasen waren mit Rosen gefüllt. Der den Fußboden bedeckende Teppich entsprach der Farbe und dem Muster der Draperien. Auf einer Konsole stand eine mit mattlila und rosa Schleiern verhangene Lampe, die ein dämmriges Licht verbreitete.

Der Mann ging dem Hintergrunde des Zimmers zu, schob

die Vorhänge auseinander und enthüllte einen tiefen, mit weißem Sammet ausgeschlagenen Alfoven, der beinahe ganz von einem Bette von Elfenbein eingenommen wurde, dessen Spitzenkissen, Seidendecke und Batistlaken von makelloser Weiße und Reinheit waren. Auf diesem Bett lag eine junge Frau von überraschender Schönheit.

Die schneeweiße Seidensteppdecke war bis unter die Brust heraufgezogen, deren zarte Wölbung unter einer sie fest umschließenden Tunika von silberweißer Seide deutlich erkennbar war. Der schlanke Hals war von einer dreireihigen Perlenkette umgeben, ihr Haar von einer weißen Seidenbinde umhüllt, die auch das Gesicht umrahmte und dessen durchsichtige Blässe noch erhöhte. So lag sie starr, bewegungslos und mit gekreuzten Händen da, es schien, als ob kein Atemzug ihre Brust schwelle. Das Bett war mit weißen Rosen bestreut, auf ihrer Brust lag ein elfenbeinernes Kruzifix. Der milde Schein einer silbernen Nachtlampe fiel auf das schöne Weib. Die Luft des Alfovens war sehr warm und mit starken Wohlgerüchen erfüllt.

Der nächtliche Gast betrachtete die junge Frau, und ein ungeheurer Schmerz, der mit heißem sinnlichen Verlangen gepaart war, erfüllte seine Brust, denn seine Geliebte war über alle Begriffe begehrenswert, und sie bot das vollkommene Bild des Todes! Es schien, als ob diese langgeschnittenen Augen nie wieder ihre durchsichtigen Lider aufschlagen, als ob diese nicht ganz geschlossenen Lippen, hinter denen perlweiße Zähne schimmerten, sich nie mehr zum Kusse öffnen, die nackten, von Perlen umwundenen Arme nie die gekreuzten Hände lösen könnten, um den zu umarmen, den sie liebte — den sie geliebt hatte.

Hatte sie nicht unter dem matten Schimmer dieser Lampe den letzten Seufzer ausgehaucht? Waren die über ihr Lager gestreuten Blumen nicht Todesblumen? Sollte sie nicht das

auf ihrer Brust liegende Kruzifix mit in das Grab nehmen, hatte man sie nicht zu ihrer Vereinigung mit dem Todesengel geschmückt? Er warf sich vor dem Bette auf die Knie und ließ seine leidenschaftlichen Blicke auf der Geliebten ruhen. Die Wirkung des Opiums, die in dem Alkoven herrschende Hitze und der starke Duft erregten einen schwindelnden Taumel in ihm. Er verlor allmählich das Bewußtsein der Wirklichkeit. Eine tiefe Verzweiflung erfüllte sein Herz, während gleichzeitig ein glühendes, sinnliches Verlangen in ihm erwachte, das mit jeder Sekunde wuchs. Er weinte. Er hatte eine der Hände den jungen Weibes erfaßt, er küßte und liebte ihren nackten Arm. Die Gefühle der Verzweiflung, der Liebe, der Wollust drängten auf ihn ein.

Jetzt hatte er die, ihre Stirn und das Gesicht umgebende, weiße, ihre schwarzen Locken verhüllende Seidenbinde gelöst. Er betrachtete dieses schöne Gesicht, und eine plötzliche Hoffnung erfüllte sein Herz, eine Hoffnung, die zugleich sein sinnliches Verlangen erhöhte und in ihm den frevelhaften Wunsch erweckte, die Geliebte sofort zu besitzen. Er warf sich neben sie auf das Lager, er küßte ihre leicht geöffneten Lippen, er umschlang leidenschaftlich den holden zarten Körper. Ihre gelösten Locken fielen über die Spitzen ihres Kissens, und die aufgerissene Tunika enthüllte ihre geheime Schönheit. Er dachte: „Was kümmert mich das Morgen? In dieser Nacht noch ist sie schön, sie gehört mir ganz, und ich liebe sie so sehr, daß ich den Tod besiegen werde.“

Und in einem wollüstigen, durch die Wirkung des Opiums erhöhten Delirium besaß er sie. Da geschah es, daß sich ihre Lippen leise öffneten, um seine Küsse zu erwidern, daß sie ihre Arme ausstreckte, um ihn liebevoll zu umfassen, daß wollüstige Tränen sich durch ihre Wimpern stahlen, und daß ihre großen, klaren Augen sich weit öffneten! Und ihr ganzer göttlich schöner Leib hauchte einen berückenden Liebesduft aus.

Der Mann aber, als er das Leben unter seinen glühenden Küssen erwachen fühlte, gab sich einer schrankenlosen Wollust hin. Ein unerhörter Stolz machte seine Brust schwellen, er dachte:

„Meine Liebe ist es, die sie aus dem Grabe gerettet hat. Noch einmal habe ich sie zum Leben erweckt! Noch einmal! — — Ich bin Herr des Todes. —“

Und wie in dieser Nacht, so hatte dieser Mann es schon viele Nächte lang getrieben. Trunken von Opium war er in diesen weißen Alfoven gedrungen, wo das arme junge Weib im ganzen Glanze ihrer Jugend Schönheit wie eine Tote aufgebahrt lag und seinem Kuß entgegenharrte. Er wiederholte dieses seltsame Spiel noch mehrere Male, denn es war erst am letzten Abend dieses Jahres, daß er zum letzten Male kam.

Es schneite, und die Nacht war sehr dunkel. Die weichen Schneeflocken hüllten alles in jungfräuliches Weiß. Sie stürzten sich lautlos in das schwarze Wasser des Flusses, der still wie ein Kanal dahinglitt. Tiefe Ruhe lagerte über dem alten Stadtteile.

Er schritt durch das Schneegeästöber hin; das Opium, das er heute besonders reichlich genossen hatte, ließ seltsame Visionen vor ihm erstehen.

Er überschritt die Brücke, drang in das Haus, ging die Treppe hinauf. Er flopfte und wurde wie gewöhnlich von der alten Frau eingelassen. Sie schien angsterfüllt und aufgeregter als gewöhnlich zu sein. Aber der nächtliche Gast war so von seinen Gedanken eingenommen, daß er dies nicht bemerkte.

Sie sagte:

„Was, Sie sind es? . . . Ich hoffte, daß Sie heute nicht kommen würden . . . Ich weiß nicht, warum ich dies hoffte,

denn ich weiß sehr wohl, daß sie Sie in dieser Nacht erwarten sollte, und ich weiß auch, daß Sie dann immer kommen.“

„Aber heute dürfen Sie nicht zu ihr gehen . . . Sie liegt wie sonst aufgebahrt und in ihr Leichentuch gehüllt, bereit, zum Grabe geführt zu werden — nur — daß sie heute abend wirklich tot ist. Sie ist vor ganz kurzer Zeit gestorben, ach, mein Gott, vor ganz kurzer Zeit! Und ich, armes, altes Weib, habe sie aufgebahrt wie sonst, aber ach, sie und ich werden der ewigen Verdammnis anheimfallen, wenn ich Ihnen heute den Eintritt zu ihr gewähre. Und doch, ich weiß es, meine Worte sind vergebens Sie hören mich gar nicht an und werden zu ihr gehen, denn wer könnte Ihnen widerstehen? Aber verstehen Sie wohl, was ich Ihnen sage, an diesem Abend ist es Wahrheit! —“

Er hörte wirklich nicht auf das, was die Alte sagte, und schritt an ihr vorüber. Sie blieb plagend zurück. Er betrat das lila Zimmer und schob die Vorhänge des Alkovens zurück. Alles war genau so geordnet, wie es sonst zu sein pflegte.

Das junge Weib ruhte, vom matten Schein der Silberlampe bestrahlt, regungslos wie eine auf einem Grabe liegende marmorne Statue. Sie war bleich wie eine solche und ebenso unbeweglich. Sie war so, wie er sie immer gefunden hatte. Wenn ihre Lippen weniger rosig, ihre Augenlider noch weißer, ihre nackten Arme trotz der drückend heißen, mit Wohlgerüchen geschwängerten Luft, kälter waren als sonst, so bemerkte ihr Geliebter dies nicht. Und er tat, wie er immer getan, er suchte und fand zuerst eine tiefe Verzweiflung und dann wurde er von glühendem Verlangen erfaßt.

Sie lag in seinen Armen, er bedeckte sie mit glühenden Küssen. — Aber er versuchte vergebens, seine Lippen mit diesem bleichen Munde zu vermählen, sie wollten sich nicht öffnen. Vergebens bedeckte er ihren schönen Körper mit wollü-



stigen Liebkosungen, sie zitterte nicht, und ihre Arme wollten sich nicht um ihn schlingen. Die durchsichtigen Augenlider hafteten fest auf den großen, blauen Augen, ihre Kleinen Süße waren kalt wie Eis. Ihre Glieder wurden immer steifer, kälter und schwerer, und ihrer Schönheit blieb unwiderruflich der Stempel des Todes aufgedrückt, des Todes, den sie den perversen Gelüsten dieses seltsamen Mannes zuliebe so oft simuliert hatte.

Vielleicht war es, weil er in dieser Nacht trotz seiner wollüstigen Liebkosungen sie nicht stark genug zu lieben wußte! Vielleicht, weil sie, die so oft den Tod gespielt, endlich neugierig darauf geworden war, ihn wirklich kennen zu lernen oder auch, weil sie, des schrecklichen Spieles müde, wirklich starb, um demselben ein Ende zu machen — gewiß ist, daß der unglückliche Mann bald genug zu der Erkenntnis kam, daß die Worte der Alten, die er verachtet hatte, keineswegs trügerisch, sondern volle Wahrheit gewesen waren. Er erwachte aus seinem Taumel und erkannte nun erst, was wahre Verzweiflung und Schmerz über einen unerseßlichen Verlust bedeuten! Alles sinnliche Begehren war verlöscht und erstorben . . .

So geschah es, daß die letzten Säden, die diesen Mann noch an das Leben knüpften, zerschnitten wurden. Er schob den Stein eines seiner Ringe zurück und nahm das furchtbare, sofort tötende Gift heraus, das darin verborgen war. Noch einmal umarmte er sie, die jetzt nicht mehr den Tod log . . . Er küßte die Lippen, die er so sehr geliebt hatte. Und sein müdes Haupt sank im letzten Taumel, der letzten Trunkenheit auf ihre nackte Brust . . .

Der Todesengel aber war es, der den letzten, den wahren Sieg davontrug . . .

Das Grabmal auf dem Père Lachaise.
Von Karl Hans Strobl.

Heute bin ich in die Behausung eingezogen, die ich nun ein ganzes Jahr lang nicht verlassen soll.

Rings um mich sind glatte, kühle Marmorwände, vortrefflich gefügt, mit keinem anderen Schmuck als einer schmalen Leiste oben und unten, einer Leiste, die von lauter geflügelten Sonnenscheiben gebildet wird, dem Sinnbild der Ewigkeit bei den Ägyptern. Wessen bedarf ein solches Werk mehr als der Vortrefflichkeit der Arbeit? Ich muß sagen, daß mich diese Vollkommenheit in der Einfachheit tiefer ergreift als der geistvollste bildhauerische Dekor. Ich betrachte diese Steine, die so sauber aufeinander gepaßt sind, daß sich die Fugen nur bei genauem Hinsehen als ein feiner Strich wahrnehmen lassen. Ich fahre mit dem Finger darüber hin, ich befühle die kühlen, glattpolierten Steinflächen und empfinde alle diese Berührungen als etwas Köstliches. Der Marmor hat wenige Adern in sich, sie sind wie zarte Moose, wie Kräuter oder jene pflanzenähnlichen Seetiere in einem Klumpen Kristall eingeschlossen. Wenn ich lange hinsehe, so ist es, als wären diese leicht gefärbten Bänder, Zacken, Spitzen und seltsam fremdartigen Buchstaben unter einer Schicht durchsichtigen Eises, in einer Tiefe, zu der eben noch der Blick zu dringen vermag. Eine erstarrte Welt reizvoller Formen, ausgeschlossen von den Zufälligkeiten und den Sensationen des Lebens und der Bewegung. Das edelste Material für ein Grabdenkmal.

In der Mitte der Hinterwand, wenige Spannen über dem Boden, ist die Bronzetafel eingelassen mit der einfachen Inschrift: Anna Seodorowna Wassilska, gestorben 13. März 1911. Sie verschließt den Schacht, in den man den Sarg versenkt hat.

Ein schmaler Spalt führt aus diesem marmornen Gemach ins Freie. Draußen liegt der Friedhof im Sonnenlicht des Augusttages, hier drinnen ist es kühl, nur um den Eingang spielt die Luft noch in kleinen, warmen Wellen, die den Duft

der Blumen mitbringen. Manchmal summen Bienen vorüber, oder eine blauschillernde Fliege steht einen Augenblick mit schwirrenden Flügeln vor dem Spalt, um dann ganz plötzlich wegzuzucken. Außer dem Schwirren und Summen des Fleinen Lebens über den Gräbern ist aber noch ein tieferer Ton da, ein ununterbrochenes Zittern der Luft.

Das ist Paris.

Paris, das jenseits des Père Lachaise liegt, das seine Brandung von Arbeit und Vergnügen und Leidenschaft gegen den Frieden dieser Stätte schäumen läßt.

Wenn ich in den Eingang trete, der gerade die Breite eines Mannes hat, so bin ich an der Grenze meines Gebietes angelangt. Ein Jahr lang ist dieser Blick vom Eingang eines Grabmales der einzige Blick, den ich in die Außenwelt tun kann. Ein Blick auf Gräber und Grabdenkmäler.

Aber ich kann mit dieser Aussicht zufrieden sein. Wenn ich mich vorbeuge, so sehe ich gerade noch rechts Bartholomès inniges und wundersames Werk, das tiefst empfundene steinerne Gedenken an eine Liebe, die nicht vergehen kann. Ich sehe die Gestalten der Mühseligen, Gebrochenen, Verzweifelten, die der Pforte des Todes zuwankeu. Ich sehe die beiden rührenden Liebenden, die eben in die Dunkelheit eingehen. Den Mann, zusammengefaßt und stark dem Schicksal gegenüber, die Frau, die in so unendlich hingebendem Vertrauen seinen Weg teilt.

*

Ich werde mich in meinem Marmorgemach nicht langweilen, obwohl ich ein Jahr darin zubringen muß.

Ich sitze wie Hieronymus im Gehäuse, aber ich höre Paris, ich atme den Duft all dieser blühenden Gräber, ich habe den Schimmer der Kunst. Und wie Hieronymus im Gehäuse bin ich wohlversehen mit Büchern, mit Schreibzeug und Papier, und ich werde in dieser Einsamkeit mein großes Werk ver-

fassen. Nicht ein Werk der Gottesgelahrtheit, wie Hieronymus, aber eins der Wissenschaft. Ich werde hier meine Gedankengänge über den Zerfall und die Endlichkeit der Materie zu Ende führen, ich werde aus all den Einzeltatsachen, aus den Überraschungen, die uns die Wissenschaft der letzten Jahrzehnte bereitet hat, ein System aufbauen, das meinen Namen tragen wird.

Was will ich eigentlich? Sind nicht alle meine Wünsche schon jetzt erfüllt? Habe ich, der arme Privatgelehrte, der seine Liebe zu unabhängiger Forschung nur befriedigen konnte, wenn er den Hungergurt enger schnallte, überhaupt so etwas jemals zu hoffen gewagt?

Ich habe Zeit, um mein Werk zu vollenden. Alle Störungen werden mir ferngehalten, denn ich darf während eines Jahres mit niemandem sprechen als mit dem Diener, der mir zweimal täglich das Essen bringt. Weder die Freundschaft noch die Liebe darf zu mir. Und ich habe keine Sorgen um das tägliche Brot. Madame Seodorowna Wassilska verpflegt mich. Sie hat sogar den Speisezettel für die ganze Woche festgesetzt. Und wahrhaftig, soviel ich heute, am dritten Tag meiner Einsamkeit, sagen kann — das Menü läßt nichts zu wünschen übrig. Die Dame, in deren Grabmal ich sitze, verstand etwas von einer guten Mahlzeit. Warum soll ich es leugnen, ich freue mich darüber, so gut und reichlich essen zu können . . . meine Mahlzeiten haben meine volle Aufmerksamkeit. Jede von Ihnen ist mir ein Erlebnis. Ich habe allzu lange hungern müssen, um nicht jetzt einen gefüllten Poulard oder Pöfelzunge mit dieser wundervollen polnischen Sauce oder diese nach russischer Art bereiteten Fleinen Vorspeisen gebührend zu schätzen.

Ich fühle mich also vollkommen wohl, und ich weiß auch, daß dieses Wohlbefinden das ganze Jahr meiner Gefangenschaft andauern wird.

Wenn das Jahr aber um ist, dann bekomme ich von der verstorbenen Madame Wassiltska die Kleinigkeit von zweimalhunderttausend Franken.

Zweimalhunderttausend Franken!

Das bedeutet, daß ich vor keinem Verleger zu winseln brauche, um mein Werk gedruckt zu sehen. Denn natürlich würden die Galunken mich auslachen, wenn ich als armer Teufel ihnen zumuten würde, ein Buch drucken zu lassen, von dem alle Hohlköpfe der Akademie dröhnen werden. Jetzt brauche ich sie nicht. Jetzt kann ich mein eigener Verleger sein oder mir einen von ihnen kaufen, wenn es mir so passen sollte.

Zweimalhunderttausend Franken?

Das bedeutet, daß ich Vortragsreisen machen kann, um meine Ideen überallhin zu tragen, wohin mein Buch nicht gedrungen ist.

Das bedeutet, daß ich meine kleine Margot in ein Auto packen und nach dem Bahnhof schaffen werde. Am nächsten Morgen sind wir in Marseille, und die weiße Yacht draußen auf dem blauen Meer wartet auf uns. Die arme Kleine, sie hat so trübe Zeiten mit mir durchgemacht, daß sie eine Fahrt ins Märchenglück reichlich verdient hat. Jeden Tag Sonne und Seeluft und nichts anderes zu tun, als ihn so behaglich als möglich zu verbringen.

*

Diese Madame Anna Seodorowna Wassiltska muß — meine Wohltäterin möge es mir gnädigst verzeihen — ein seltsames Möbel gewesen sein, ein verrücktes Subjekt, noch verrückter, als wir Pariser es von ihren Landsleuten gewohnt sind.

Ich habe eine ganz bestimmte Vorstellung von dieser Madame Wassiltska. Sie gründet sich auf ein Bild und auf die Berichte der Nachbarschaft.

Ich denke sie mir als so eine Art Kaiserin Katharina, voll Eier, das Leben in allen seinen Formen, von den feinsten bis

zu den brutalsten, zu erfassen. Da kommen diese reichen Rus-
sinnen von ihren unermesslichen Gütern irgendwo in staubigen
Steppen oder zwischen Morästen und endlosen Getreidefeldern
nach Paris. Sie haben jahrelang ihre Bauern geschunden und
zur Abwechslung sich an irgendwelchen kleinen netten Ver-
schwörungen beteiligt. Jetzt kommen sie nach Paris und wol-
len das, was ihnen das Leben dort tropfenweise gab, in vol-
len Zügen genießen.

Das glaube ich in den Zügen ihres Bildes gelesen zu haben.

Man hat mir, als ich mich vor Gericht bereit erklärte, die
Bestimmung ihres Testamentes zu erfüllen, so wie es in die-
sem Testament angeordnet war, ihr Porträt gezeigt und mich
eine Stunde mit ihm allein gelassen.

Nun, Frau Wassiliska hat dem Maler keine schwierigen
Gewandprobleme gestellt. Sie ist keine jener Damen in Weiß
oder Rot oder Grün, wie sie im Salon zu Dutzenden herum-
wimmeln. Sie ist sozusagen eine Dame in Garnichts.

Hüllenlos steht sie vor einem offenen Fenster, und sie hat
einen schönen Körper . . . das muß man sagen. Der Kopf
zeigt die herbe, herbstliche Schönheit einer Frau in den Fünf-
zigern. Kluge, kalte Augen unter prachtvoll geschwungenen
Brauen, eine derbe russische Nase, ein voller, üppiger Mund,
dessen blutrote Lippen langsam von den starken, weißen Zäh-
nen zurückzuweichen scheinen, während ein grausames und
kühles Lächeln — ein richtiges Gioconda-Lächeln — mehr
zu ahnen ist, als sich wirklich ausdrückt. Seltsam hat der
Maler die Hände gestaltet. Die Finger sind so lang und lau-
fen so spitz zu, und es liegt ein so merkwürdiger Schatten
auf ihnen, daß sie beinahe aussehen wie Klauen.

Oh, angesichts dieses Bildes kann man sich vorstellen, daß
die ersten jugendlichen Liebesrasereien dieser Frau ein uner-
hörtes Glück gewährt haben müssen.

Mit diesem Bilde stimmt sehr gut überein, was mir die

Nachbarn über Wassil'ska erzählt haben. Denn sobald ich einmal entschlossen war, die ausgesetzten zweimalhunderttausend Franken zu verdienen, habe ich mich selbstverständlich nach ihr erkundigt. Man will doch nicht ein ganzes Jahr im Grabmal einer völlig Unbekannten wohnen, man will wissen, an wen man seinen Gutenachtgruß zu richten hat.

Nun, man hat mir eine ganze Menge seltsamer Dinge erzählt, aber es scheint mir, als hätte man mir noch mehr verschwiegen. Vielleicht gerade das Seltsamste und Unglaubwürdigste, weil man sich nicht ausgelacht sehen wollte. Die guten Leute wissen nicht, wieviel gerade unsereiner an Unglaubwürdigem verträgt, welchen Reiz das für uns hat, deren Phantasie sonst durch Zahlen und Experimente vollkommen gefesselt ist.

Madame Wassil'ska liebt also, wie nach ihrer Katharinanatur zu erwarten war, die Kunst. In ihrem Nachlaß findet sich eine ganze Sammlung von Gemälden, etwa aus der Periode von Goya bis van Gogh. Sie stellen sämtlich den nackten Körper dar. Landschaften, Stilleben, Porträts scheinen für sie keinen Reiz gehabt zu haben.

Zu dieser Gemäldesammlung gesellt sich ein nach demselben Grundsatz zusammengetragenes Porzellankabinett. Nymphen und Najaden, Aphroditen, Galatheen und Grazien aus den Händen der Meister von Meissen, Nymphenburg, Wien und Sevres, auf deren runden blanken Formen das Licht spielt. Zierliche Geliebte galanter Könige, denen es ein Vergnügen bereitete, sich als leuchtertragende oder spiegelhaltende Göttinnen der Schönheit auf dem Toilettetisch ihres Freundes zu wissen.

Aber Madame Wassil'ska bannt ihre Liebe nicht allein in die Kunst, die doch immer noch eine Sehnsucht nach dem Leben übrigläßt.

Und sie hat sehr brutale und tatenlustige Bedürfnisse. Wie

Katharina der Zweiten führt man ihr junge Männer zu. Sie verläßt ihr Haus in Männerkleidern, um auf den Gassen umherzustreifen und Gott weiß was für Abenteuer aufzusuchen. Manchmal mietet sie die Räume eines großen Hotels und gibt ein glänzendes Fest. Ich erinnere mich, hie und da von diesen Nächten gehört zu haben, die, halb Hofball und halb Orgie, für einige Tage die Aufmerksamkeit von Paris erregten.

Manchmal nimmt ihr Liebesbedürfnis die Wendung ins Grausame. Keines ihrer Mädchen soll es lange bei ihr ausgehalten haben. Sie liebt es, wie die römischen Damen, ihre Kammerzofen mit langen Nadeln ins Fleisch zu stechen oder plötzlich mit dem Brennsolben zu versengen. Eine wahrhaft fürstliche und antike Neigung, nur daß unsere Pariser Kammerzofen nicht gezwungen waren, das zu ertragen, was die lybischen oder persischen Sklavinnen über sich ergehen lassen mußten.

Seltsam genug ist auch die Sache mit dem Bäckerlehrling. Madame Wassiliska sieht eines Tages den Bäckerjungen, der ihr die Semmeln ins Haus bringt. Er hat einen hübschen runden Hals. Madame Wassiliska findet Gefallen an diesem Hals und erkundigt sich, ob sich der Junge von ihr dreimal in diesen Hals beißen lassen wolle. Eine bedeutende Anzahl von Kranken beschwichtigte seine Bedenken und macht ihn dazu geneigt. Aber nach dem zweiten Biß läuft er schreiend davon, wird krank und ist nicht mehr zu bewegen, noch einmal die Wohnung der Russin zu betreten.

Dies ist das Porträt meiner Wohltäterin.

Man wird zugeben, daß ich die Vorhalle zu der letzten Wohnung einer sehr interessanten Frau bezogen habe, und daß unter diesen glatten Marmorsfliesen ein sehr heißer Drang zur Ruhe gekommen ist.

*

Gestern habe ich mit meiner Arbeit begonnen.

Es gilt zuerst eine unzählige Menge von Zetteln zu ordnen. Meine Freunde haben mir immer lachend vorgehalten, ich arbeite so umständlich wie ein deutscher Professor. Es ist keine Schande, denke ich, gründlich zu sein, wenn man ein System zu errichten beabsichtigt, von dem eine neue Periode der Wissenschaft anheben soll.

Verschiedene Arten von Zetteln bilden diese ungeheuere Menge. Weiße, auf denen ich meine Experimente und meine eigenen Gedanken verzeichnet habe. Blaue, auf denen die entgegenstehenden Meinungen anderer Gelehrter eingetragen sind. Und gelbe, auf denen ich diese Meinungen widerlege. Das muß alles zueinander eingepaßt und nach Materien geordnet werden . . .

Aber ich habe gleich zu Beginn meiner Arbeit ein kleines Mißgeschick gehabt. Gestern abend habe ich den ersten Teil meines Werkes in diesen Zetteln wohlgeordnet auf dem Tisch hinterlegt. Als ich mich heute früh von meinem Feldbett erhob, lagen alle diese Hunderte von Zetteln über den ganzen Boden verstreut. Sie waren nur schwer von dem Marmor aufzuheben, es war, als hafteten sie an ihm wie von elektrischen Kräften angezogen.

Es muß während der Nacht ein Windstoß durch den Eingangspalt hereingedrungen sein und alle diese Hunderte von Blättern heruntergefegt haben.

Nun kann ich mit meiner Arbeit von vorn beginnen.

*

Iwan könnte gewiß mehr von seiner Herrin erzählen, wenn er nur sprechen wollte.

Aber ich weiß noch gar nicht, ob er etwas anderes sagen kann, als „Guten Tag“ und „Adieu“. Er spricht diese Worte mit einer schnarrenden Stimme, wie ein Papagei oder ein

Grammophon aus jener noch sehr frühen Zeit seiner Unvollkommenheit, da es noch Phonograph hieß.

Pünktlich zweimal des Tages erscheint er mit seinem kleinen Wägelchen, in das die Aluminiumtöpfe mit den Speisen eingesenkt sind, und in dem sie von einem kleinen System von Flammen warm gehalten werden. Er schiebt dieses Wägelchen vor sich her, wie die italienischen Eisverkäufer in den Straßen ihre Karren.

Langsam kommt er den kleinen Hügel hinauf, hält vor dem Grabmal seiner Herrin an und setzt mir die Speisen auf den Tisch.

Dann hockt er sich mir gegenüber auf den Boden, mit gekreuzten Beinen, nach Tatarenart und starrt mich an. Es ist nicht sehr angenehm, sich während des Essens auf den Mund starren zu lassen. Ich habe versucht, ihn zum Plaudern zu bewegen, schon um dieses peinliche Anglören zu beenden und Leben in dieses Gesicht zu bringen. Aber es ist, als wollte ich einem Zaunpfahl eine Antwort abringen.

Iwan ist ein kleiner Kerl mit borstigem Haar, auf dem er selbst jetzt im Sommer eine Tatarenmütze sitzen hat. Wäre er jünger und hübscher, so würde ich annehmen, er tue es, um aufzufallen und bei den aufs Ausländische veressenen Mädchen aus der Bretagne Glück zu haben; so wie die russischen Studenten in Röhrenstiefeln und verschnürten Rößen herumlaufen, um irgendeine kleine Verkäuferin zu finden, von der sie sich aushalten lassen können. Aber Iwan ist vor einem solchen Verdacht gesichert. Sein Gesicht ist eine Berg- und Talandschaft. Zwischen Pockennarben stehen unzählige rote Pusteln, jede mit einem weißen, eiterigen Punkt in der Mitte. Die Haare seines Hängeschnurrbartes stecken in dieser verwüsteten Haut so, als hätten sie keine Wurzeln und unter sich keinen Zusammenhang. Wie kleine Tüten, die spielende Kinder in einen Sandhaufen gesteckt haben. Die Glieder dieses gro-

testen Scheusals sind ähnlich unorganisch an den Leib gefügt, als wären sie ihm schon einmal abgerissen und nur höchst ungeschickt wieder angesteckt worden.

Dieser borstige Tatare ist der einzige Diener, den Madame Wassiliska aus ihrer Heimat mitgebracht hat. Er hat allen Wechsel ihres Dienstpersonals überstanden und bei seiner Herrin ausgehalten.

Er muß alle ihre Lebensgewohnheiten kennen, er mußte mir so manche Eigentümlichkeit ihres Wesens näher zu beschreiben imstande sein, denn diese russischen Damen tun sich vor ihren vertrauten Dienern keinen Zwang an.

Ich wüßte vor allem gerne von ihm, was der Zweck dieser seltsamen Bestimmung im Testament seiner Herrin gewesen sein mag. Ich kann mir doch kaum denken, daß sie ihr gutes Herz dazu angetrieben hat; es widerspricht jedem Zug ihres Charakters, daß sie es getan haben sollte, um sich die Dankbarkeit eines ihr Unbekannten zu erwerben, um ihr Andenken zu sichern, jemanden gewiß zu haben, dessen Seele bei jedem höheren Lebensimpuls ihren Namen mitschwingen lassen muß.

Dreierlei erscheint mir als Sinn der Testamentsbestimmung möglich. Es könnte einfach Angst vor dem Lebendigbegrabenwerden gewesen sein. Von Zeit zu Zeit erscheinen in den Zeitungen Schauernachrichten über solche Fälle, und sie wollte vielleicht wissen, daß jemand da sei, der sie hören könne, wenn sie in der schauerlichen Enge ihres Grabes noch einmal erwachte. — Halt! Dann hätte sie anordnen müssen, daß ihr Grabmal sogleich nach ihrer Beerdigung bezogen werde, aber nicht den Eintritt in das Jahr der Leichenwache dem Bewerber freistellen dürfen:

Oder aber, es war die Besorgnis vor Leichenräubern. Vielleicht ist ihr einmal der Fall des Sergeanten Bertrand zu Ohren gekommen, der sich gerade diesen Père Lachaise zum

Schauplatz seiner Scheußlichkeiten ausgewählt hatte. Er hatte eines Tages beim Anblick der Leiche eines schönen, jungen Mädchens plötzlich den Drang empfunden, sie zu umarmen. In der Nacht nach ihrer Beerdigung schlich er sich auf den Friedhof, riß das frische Grab auf und wühlte sich zu der Toten durch. Die abscheuliche Lust dieser Schändung war so groß, daß Bertrand von nun an nicht mehr davon lassen konnte, nachts auf den Friedhöfen umherzustreifen und wie eine Hyäne nach Leichen zu fahnden. Er hat bei der Gerichtsverhandlung gestanden, oft in einer Nacht zwölf bis fünfzehn Leichen ausgegraben zu haben, um eine tote Frau zu finden, auf die er sich warf, um sie zu Füßen, zu zerbeißen und zu verstümmeln. Dabei war dieses Scheusal von einer außerordentlichen, nahezu unbegreiflichen Schlaubeit und betrieb sein Handwerk lange, trotz aller Vorsichtsmaßregeln und Wachen, bis er endlich beim Überklettern der Friedhofsmauer durch eine Art Höllemaschine verwundet und so gefangen wurde. Es könnte sein, daß Madame Wassiliska der Gedanke peinlich war, in die Hände einer solchen Bestie zu fallen.

Es ist aber noch eine dritte Möglichkeit da, und diese scheint mir am besten zu dem Wesen dieser asiatischen Tyrannin zu stimmen. Vielleicht hat sie jene zweimalhunderttausend Franken nur zu dem Zweck ausgesetzt, um die Vorfreude an der Qual des Bewerbers zu haben, um die Vorstellung genießen zu können, wie der in dieses Grabmal Gebannte durch alle Ängste und Schrecknisse eines Friedhofes aufgerieben werden würde.

Nun, wenn das die Absicht der Madame Anna Seodorowna Wassiliska gewesen ist, so soll sie sich gründlich getäuscht haben. Ich esse wie ein Tiger und schlafe wie eine Ratte.

Es ist spät. Ich habe eine Flasche Burgunder getrunken und bin in guter Laune. Ich muß mich von meiner Wohltäterin verabschieden.

Ich erhebe mich, mache eine Verbeugung und Flopfe mit dem gekrümmten Singer an die Bronzeplatte: „Gute Nacht, Anna Seodorowna, gute Nacht!“

Das ganze Grabmal widerhallt von dem Schwingen der Bronzeplatte: Gute Nacht!



Zum zweiten Male dasselbe Mißgeschick.

Meine Zettel, die ich wohlgeordnet auf dem Tisch hinterließ, sind wieder über den ganzen Boden verstreut. Ich darf nicht mehr daran vergessen, sie entweder an einem anderen Ort aufzubewahren oder mit irgendeinem gewichtigen Gegenstand zu beschweren.

Heute habe ich deutlich gesehen, wie sie ein Luftzug zu Boden gewirbelt hat.

Ich wache auf, mitten in der Nacht, aus meinem tiefsten Schlaf, wie wenn meine Nerven mit einer elektrischen Batterie verbunden wären, die ein Signal gegeben hat. Das ist eine durchaus erklärliche Sache. Meine ganze innere Aufmerksamkeit, das Eigentlichste meines Wesens hängt an dieser Arbeit, ist auf sie gerichtet und fühlt sie als Bestandteil seiner selbst. Während ich schlief, war doch diese Aufmerksamkeit wach. Das Vorgefühl einer Gefahr für meine Arbeit hat meinen guten Schlaf unterbrochen.

Ich erwache und sehe mein Marmorgemach von einer mäßigen Helle durchtränkt. Es ist kein Mondschein draußen. Diese Helligkeit scheint der Widerglanz der vielen Marmordenkmäler dort draußen zu sein, der hier eindringt und sich mit dem eigentümlichen Leuchten vereinigt, das auch der Stein rings um mich ausstrahlt. Es ist eine Beleuchtung, die ich zum erstenmal sehe, ein Licht, das etwa an das Meerleuchten erinnert, oder so, als ob der Stein das Sonnenlicht, das er tagsüber eingesogen hat, nun in sanftem Schimmern wieder von sich gäbe.

Ich setze mich in meinem Selbstbette auf, das Phänomen regt mich ungemein an, denn sind es nicht eben die neuen Lichterscheinungen, die den Gegenstand meines Studiums ausmachen, von denen ich ausgehe, um eine gründliche Umwälzung in unseren Anschauungen vom Wesen der Materie zu unternehmen? Welche noch unbekannte Art geheimnisvoller Strahlen mag das sein?

In diesem Augenblick bemerke ich an der Hinterwand des Grabmales, an der Stelle, an der die Bronzeplatte eingesenkt ist, ein schwarzes, viereckiges Loch, als ob man diese Platte entfernt hätte.

Und zugleich ist es mir, als gehe ein sanfter Lusthauch über mich hin, der einen Geruch von verwelkten Blumen und verlöschenden Kerzen mit sich bringt, jener Geruch, der manchmal den Père Lachaise erfüllt. Dieser Hauch geht von dem Eingang meines Grabmales nach der Hinterwand, oder von dort zum Eingang, und ich sehe, wie er meine Zettel erfaßt, über den Tisch hinflattern läßt und zu Boden wirbelt.

Halb erschrocken, halb wütend springe ich aus meinem Bett, um den Rest meiner Arbeit zu retten. Die Zettel scheinen wieder an dem Marmor des Bodens festzufließen, als ziehe er sie an, es ist, als sei der Stein ein wenig feucht und flebrig, wie eine erstarrte Masse, deren oberste Schicht sich langsam aufzulösen beginnt.

Ich raffe meine Zettel mühsam zusammen. Dann erst fällt mir wieder die Bronzeplatte ein.

Aber sie ist da, ist an ihrer Stelle, ist von dem sanften Licht bestrahlt, so daß ich sogar den Namen der Verstorbenen deutlich lesen kann.

Eine ungeheuerere Aufregung erfaßt mich. Ich sehe mich vor ein neues Rätsel gestellt, vor eine neue Entdeckung auf dem Gebiet der geheimnisvollsten aller Kräfte, des Lichtes. Ich bin gewiß, daß es sich hier um eine neue Lichtgattung

handelt, vielleicht um Strahlen, die wie die Strahlen Röntgens Metalle durchdringen, sie unter gewissen Bedingungen, unter einem besonderen Brechungswinkel ganz verschwinden zu lassen vermögen.

Von meinem Bette aus gesehen, war die Bronzeplatte fort.

Ich setze mich wieder auf das Bett, aber nun bleibt sie an ihrer Stelle. Ich habe den vielleicht einzigen Moment veräußt, in dem das Phänomen sichtbar war.

In dieser Nacht habe ich wenig geschlafen. Alle Methoden der Lichtuntersuchung bin ich im Geiste durchgegangen, um die für diesen Fall beste herauszufinden. Erst in der Morgendämmerung, im langsamen Schwinden der seltsamen Strahlung vor dem Tag habe ich endlich Ruhe gefunden.

*

Ab und zu kommen Neugierige vorüber, bleiben draußen stehen und versuchen, mich zu erblicken.

Es läßt sich denken, daß in allen Zeitungen über mich berichtet wird. Der Pariser kann es sich nicht vorstellen, daß ein Mensch ein ganzes Jahr lang freiwillig an einem Fleck bleibt.

Einige lachen mich einfach aus wie einen Narren, sie stehen draußen im Sonnenschein und grinsen; andere schütteln den Kopf über mich, wehmütig und mitleidig.

Oh, wenn ihr wüßtet, daß ich so gar nicht an dem leide, was ihr Pariser fast ebensosehr fürchtet wie den Tod: an der Langenweile! Wenn ihr wüßtet, was ich erlebe, was meine Gedanken zu arbeiten haben, wie nicht einmal meine Nächte der Ruhe gehören.

Ein kleiner Journalist hat versucht, mit Notizbuch und Bleistift bei mir einzudringen; er wäre imstande, mich um meine zweimalhunderttausend Franken zu bringen, indem er mich zum Reden verleitet, nur um seiner Zeitung ein pikantes Feuilletton zu liefern.

(Übrigens wußte ich wirklich ganz gern, was die Zeitungen über mich schreiben, ob sie mich als einen Helden hinstellen oder als einen Idioten. Und ich brauchte ja wohl nur Iwan zu sagen, daß er mir die Blätter bringen solle. Aber ich habe mir geschworen, nichts von dem erfahren zu wollen, was außerhalb des Ausschnittes aus dem Père Lachaise, den ich von meinem Eingang überblicken kann, vorgeht; nichts in der Welt soll mich von meiner Arbeit ablenken.)

Mein kleiner Journalist hat mir brav zugesetzt. Ich habe ihm durch Gebärden bedeutet, daß ich schweigen müsse, und habe ihm endlich die Türe gewiesen, wenn ich den Spalt in der Marmormwand so nennen darf.

Ein anderer Besuch hat mich ärger aufgewühlt. Margot war da, sie getraute sich nicht heran, ich sah ihren schwarzen Hut mit den gelben Teerosen zwischen den Grabhügeln von ferne. Dann begann es zu regnen, ein Trupp Leute kam von einem Begräbnis zurück und an meiner Behausung vorbei. Sie blieben stehen, drängten sich aneinander und glogten herein. Ein schwarzer Klumpen, mit naßglänzenden Schirmen darüber, jemand machte einen Witz, ein paar Leute verzogen die Gesichter.

Dann sah ich plötzlich, nur auf einen Augenblick, zwischen zwei feuchten Schirmen, hinter einem feinen, dünnen Regenschleier Margots großen Hut, darunter das blasser, traurige Gesicht . . .

Die Gute!

Es ist ja auch für dich, Margot, daß ich hier drinnen sitze, auch für dich.

*

Es unterliegt für mich keinem Zweifel mehr, daß in dem Marmor dieses Grabmales intermolekulare Kräfte wirken, die der Wissenschaft bis jetzt entgangen sind.

Ich habe meine nächtlichen Beobachtungen fortgesetzt. So=

bald völlige Dunkelheit eintritt, etwa gegen Mitte der Nacht beginnt dieses räthselhafte Leuchten, dieser grünliche Schimmer, der von dem Stein auszugehen scheint. Ich wäre geneigt, anzunehmen, daß es sich um eine besondere Art von Marmor handelt, der tagsüber Licht einsaugt und es nachts in einer Phosphoreszenz wieder von sich gibt.

Dagegen spricht aber der sonderbare Umstand, daß sich durch diese Ausstrahlung auch die Struktur des Marmors selbst zu ändern scheint. Jener Eindruck, den ich schon zweimal hatte, wiederholt sich immer wieder. Die Oberfläche des Marmors scheint weich zu werden, wandelt sich zu einer zähen, gallertartigen Masse; zugleich sehe ich in dem unerklärlichen Licht die Zeichnungen und Adern des Steines, diese Sarne, Moose, Seesterne, Korallenzweige und Flußsysteme deutlicher hervortreten, als Fröhen sie näher an die Oberfläche heran.

Wenn ich über die Marmorquader des Bodens hingehe, so ist es, als träte ich auf einen weichen Teppich, wenn ich die Wände betaste, so vermeine ich, daß ein Eindruck meiner Finger zurückbleiben müsse.

Welch seltsames und glückliches Zusammentreffen, daß ich, im Begriff eine grundlegende Arbeit über den Zerfall der Materie zu beginnen, eine Erscheinung kennen lerne, die in so engem Zusammenhang mit meinem Thema steht. Eine Erscheinung, die meine Theorie ganz wesentlich unterstützen wird, sobald ich sie erst nur gründlich untersucht habe.

Ich bin entschlossen, das zu tun, denn es ist ganz unzweifelhaft, daß diese Lichterscheinung und die Strukturveränderung des Marmors in engster Verbindung stehen, daß sie miteinander zu erklären und irgendwie aus den ersten und elementaren Gesetzen der Materie abzuleiten sind, genau so, wie mir dies mit allen anderen bekannten Strahlungsercheinungen gelungen ist.

Zu meinen Experimenten bedarf ich noch einiger Apparate. Ich habe Iwan ein Verzeichnis übergeben und ihn beauftragt, sie mir zu besorgen.

Er hat mich verständnislos angesehen und höhnisch gegrinst. Armer Teufel, er hat in seinem Asiatenschädel keine Ahnung von den wunderbaren Hochgefühlen des Forschers und Entdeckers.

*

Ich fange an, dick zu werden.

Wahrhaftig, so lächerlich dies ist, und so ungern ich mir es eingestehe — wenn ich mich nicht selbst belügen will: ich fange an, dick zu werden. Mein ausgehungelter Körper hat die Speisen mit einer solchen Eier in sich aufgenommen, daß sie ihm allzu gut angeschlagen haben.

Schon längst habe ich bemerkt, daß meine mageren Hände, diese Bündel aus Sehnen und Adern, ihr Aussehen verändert haben. Zwischen den Sehnen sind keine Vertiefungen mehr, die Adern liegen in Settpolstern eingebettet, die Finger sind rund geworden. Meine hageren Beine haben die Hosen ausgefüllt, die spizen Knie sind beim Sitzen gewölbt wie die Kuppel des Invalidendomes und ich nehme beim Gehen eine ungewohnte Schwerfälligkeit wahr.

Heute aber habe ich einen unzweideutigen Beweis dafür erhalten, wie dick ich geworden bin.

Über meine Arbeit gebeugt, habe ich mich selbst und meine ganze Umgebung vergessen. Plötzlich, mitten in einem Satz, zwingt mich etwas, die Feder hinzulegen und hinauszusehen. Ich erblicke ein Stück blauen Himmels und des Friedhofes in einem wundervollen Herbstsonnenschein. Langsam treibt ein orangefarbenes Lindenblatt bei dem Spalt des Grabmales vorüber. Es ist früh am Tage, die Gräber sind alle von den dünnen Säden des Altweibersommers übersponnen, und jeder von ihnen trägt eine Reihe von funkelnden Tautropfen.

Eine unbändige Sehnsucht überfällt mich, Bartholomès Grabdenkmal in diesem reinen, kühlen Licht zu sehen, den Zug der Marmorgestalten aus dem Reiche der Sonne in die Nacht des Grabes zu bewundern, alles Glücksgefühl auszu-
kosten, das von einem großen Kunstwerk ausgeht.

Ich erhebe mich und trete in den Eingang, beuge mich vor und versuche, einen Blick auf das Denkmal zu werfen. Aber es gelingt mir nicht, mein aufgeschwemmter Körper füllt den schmalen Spalt aus, steckt in ihm drinnen wie in einer Halle und nur, indem ich mich mit aller Kraft gegen die Seitenwände stemme, kann ich mich nach rückwärts befreien.

Ich muß mir die lächerliche Tatsache eingestehen, daß ich ein Gefangener bin. Ich, der spindeldürre Hungerleider, bin ein Gefangener meines Bauches geworden. Meine Gefräßigkeit hat mich um die Tröstungen und das Glück der Kunst gebracht.

Es ist kein Wunder, ich esse wie ein Drescher und mache keine Bewegung. Aber das soll anders werden. Ich werde von nun an mäßig essen und jeden Tag einen Dauerlauf von einer halben Stunde rund um meinen Tisch unternehmen. Was soll daraus werden, wenn mein Umfang weiter zunimmt und ich am Ende des Jahres mit meinen wohlverdienten zweimalhunderttausend Franken das Grabmal nicht verlassen kann?

Heute will ich mit der Enthaltksamkeit beginnen. —

O lächerliche Tragikomödie der Gefräßigkeit! Was ist aus meinem schönen Vorsatz geworden? Ich halte ihn in meiner Seele festgenietet, mit den Hammerschlägen des Willens in alle Tiefen hineingetrieben, dicht neben allen anderen großen Entschlüssen, neben meinem Glauben an mich selbst und an meine Arbeit. Noch als ich Iwan mit seinem Wägelchen zwischen den Gräbern, auf den sandbestreuten Wegen kommen sah, habe ich geprüft, ob alles fest saß und mich meines Willens gefreut.

Dann stand eine Schüssel vor mir mit einem verführerischen Ragout. Im blanken Silber der Untertasse sah ich mein dickes, rundes Gesicht, und ich erneuerte meinen Vorsatz.

„Nein,“ sagte ich, indem ich die Schüssel von mir schob, „ich möchte heute nichts als eine Schale Bouillon und ein Weißbrot.“

Iwan sah mich an und sein Grinsen, der Blick, mit dem er meinen Umfang abzumessen schien, zeigten mir, daß er mich verstand. Stillschweigend schob er die Schüssel mit dem in Muscheln angerichteten Ragout zurück und schob eine Schale mit Bouillon von seinem feuerbaren Herd. Schon, indem er sie vor mich hinsetzte, drang der Duft der schöngefärbten braunen Brühe so lieblich auf mich ein, daß ich meine festen Entschließungen wanken fühlte. Wie der Dampf einer Waschküche oder einer Särberei schließlich die stärksten Mauern durchdringt und zerstört, so zerstörte dieser liebliche Duft meinen Vorsatz, nur daß er keiner längeren Zeit bedurfte, als der eines Atemzuges. Und als ich den ersten Schluck getan hatte, überfiel mich ein wahrer Heißhunger. Mein Magen schrie nach Speise, als ob ich schon vierzehn Tage nichts gegessen hätte, meine Eingeweide krampften sich zusammen, ich warf alle Bedenken beiseite.

Iwan war wieder hinausgetreten und, indem er sich den Anschein gab, als bereite er alles zur Rückfahrt vor, entblößte er die Töpfe und Schüsseln seines Karrens und zeigte das weiße Fleisch des Geflügels, die braunen Krusten verschiedener Braten, das Farbungemenge eines italienischen Salates, das gelbliche Weiß des Creme-Übergusses auf einer Torte.

Ich stand auf, beugte mich über den Tisch und zog die Schüssel mit dem Muschelragout an mich. „Iwan,“ sagte ich, „bringen Sie alles . . . bringen Sie es . . . ich habe doch Appetit bekommen.“

Im Augenblick des Niedersezens sah ich mein Gesicht

wieder im Spiegel der Untertasse. Ich hatte die Zähne gefletscht, die Augen rollten fürchterlich umher, mein ganzes Gesicht war von Gier verzerrt, ich sah aus wie ein Tier, dem man den schon gezeigten Graß wieder entreißen will.

Von der ganzen Mahlzeit ist nichts übrig geblieben. Ich habe das Ragout verzehrt, sämtliche Braten und einen halben Truthahn aufgeessen, und ich mußte mir Zwang auferlegen, um nicht auch noch die Knochen zu zerbeißen und zu vertilgen — wie ein gefräßiger Hund.

Man muß es dem Koch, der diese Mahlzeiten nach den Anordnungen der Madame Wassilska zubereitet, nachsagen: er ist ein Künstler in seinem Fach. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, noch besser zu kochen als dieser Mann. Jede Speise ist für sich vollkommen, und dabei sind sie so zu einer Mahlzeit abgestimmt, daß eine die andere hebt und fördert, daß sie wechselseitig ihren Wohlgeschmack zur Geltung bringen. Es ist unmöglich, einer solchen Mahlzeit zu widerstehen, die mit allem Raffinement hergestellt ist, lieblich zugleich für das Auge, die Nase und den Gaumen.

Ich segne den unbekannten großen Künstler, und ich erwünsche ihn. Denn es sieht aus, als würde ich dieses Grabmal wirklich nicht mehr verlassen, wenn es so weitergeht, es sieht so aus, als würde ich hier — gemästet.

*

Iwan hat mir die Apparate gebracht, die ich zu meinen Untersuchungen brauche. Er hat die Dinger mit diesem trübsinnigen und boshaften Grinsen vor mich hingestellt, das zwischen den Pusteln seines Gesichtes dahinrinnt, wie ein zäher Schleim. Wie soll er verstehen, was diese Prismen, Fernrohre, Blenden, Glasröhren, elektrischen Elemente und photographischen Kameras bedeuten?

Das chemische Laboratorium der Universität hat mir diese Apparate in lebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt

und einen schmeichelhaften Begleitbrief geschrieben, man schätze sich glücklich, einem jungen Gelehrten dienen zu können, dessen Ruf usw.

Wenn sie wüßten, zu welchem Zwecke sie mir die Waffen liefern; daß ich darauf ausgehe, ihre ganzen mühsam errichteten Lehrgebäude niederzureißen, ihre Kapazitäten ans Messer zu liefern, in ihre strohenen Theorien die Brandfackel der Vernichtung zu schleudern. Meine ganze neue Lehre steht in meinem Kopf fest, meine Beweise sind in Stößen von Zetteln angesammelt — es handelt sich nur noch darum, die seltsamen Erscheinungen, deren Zeuge ich hier bin, meinem System zwanglos einzuordnen.

Vorläufig sind alle meine Mühen fruchtlos. Je gründlicher und sorgfamer ich untersuche, desto geheimnisvoller werden die Vorgänge.

Ich beobachte die ganzen Nächte hindurch. Wie könnte ich Schlaf finden, solange ich dem Rätsel dieser Strahlungen nicht auf den Grund gekommen bin? Sie gehören keiner der bisher bekannten und beschriebenen Gattungen an. Es ist ein schwaches grünliches Schimmern, vollkommen deutlich erkennbar, das ohne jede ersichtliche Ursache aus den Wänden, aus dem Marmor auszugehen scheint.

Über diese deutlich sichtbaren Strahlen, von denen man erwarten sollte, daß die Gesetze der Optik auch auf sie Anwendung finden müssen, können weder gebrochen, noch polarisiert noch durch magnetische oder elektrische Felder abgelenkt werden. Ja, sie haben — und das ist geradezu unheimlich — sie haben überhaupt kein Spektrum. Sie gehen durch das Prisma hindurch, wie durch gewöhnliches Glas, sie verlassen es genau so, wie sie eingetreten sind, sie werden durch eine Linse weder konzentriert noch zerstreut. Sie zeigen keine chemische Reagenz und hinterlassen keinerlei Spur auf der photographischen Platte.

Sie sprechen überhaupt allen Naturgesetzen Hohn.

Daß sie aber deßsenungeachtet nicht ohne chemische Wirkungen sind, zeigt jene seltsame Begleiterscheinung: das Weichwerden des Marmors. Auch das ist keine Sinnestäuschung, ebensowenig wie der grüne Schimmer. Meine Hände fühlen es, meine Werkzeuge stellen es fest. Es beginnt in der Regel erst nach Mitternacht, als müßte der grüne Schimmer erst eine Weile eingewirkt haben, ehe der Marmor seine Struktur verändert. Es steigert sich gegen Morgen, erreicht nach Tagesanbruch, wenn der grünliche Schimmer verlischt, seinen Höhepunkt und verliert sich allmählich im Tageslicht. Tagsüber ist der Stein wieder hart und fest — wie Marmor sein soll.

Solange diese Erscheinung andauert, gibt der Stein dem Fingerdruck nach, läßt sich leicht einschneiden und stechen. Er verhält sich wie eine Gallerte, wie ein riesiger Quittenkäse, der in Erstarrung begriffen ist; ein Griff der Hand scheint Eindrücke zurückzulassen, die sich langsam wieder ausfüllen, der Messerschnitt bleibt eine Zeitlang sichtbar und verschwindet dann wieder. Dabei scheint der Marmor besondere anziehende Kräfte zu entfalten. Seine Oberfläche ist flebrig anzufühlen, leichte Gegenstände haften auf ihr, die Hand wird bei der Berührung ein wenig festgehalten und fühlt nachher ein leises Brennen.

Ich weiß nicht, wie ich alle diese absonderlichen und einander widersprechenden Phänomene miteinander in Einklang bringen soll.

Ich bin vollständig ratlos.

Und ich will tun, was jeder Gelehrte tut, wenn er vollständig ratlos ist, ich will versuchen, mir eine Theorie aufzustellen. Eine Theorie, die sich mit meinem System vereinigen läßt.

Eine Zeitlang habe ich daran gedacht, ob diese Strahlungen nicht mit den von dem polnischen Ingenieur Rychnowski beobachteten Erscheinungen verwandt sein könnten. Rychnowski

hat, mit der Anlage der elektrischen Beleuchtung im Landtagsgebäude in Lemberg betraut, folgendes wahrgenommen. Bei nächtlichen Versuchen mit einer von ihm konstruierten Dynamomaschine erschienen in einem neben dem Maschinenraum liegenden, von ihm durch eine meterdicke Mauer getrennten Zimmer kleine leuchtende Kugeln von grünblauer Farbe, und zwar immer in dem Augenblick, in dem eine Stromunterbrechung stattfand. Rychnowski schaltete nun, um diese räthselhafte Erscheinung genauer zu untersuchen, einen Apparat zur Stromunterbrechung ein, und es gelang ihm, eine größere Anzahl dieser selbstleuchtenden Kugeln zu erzeugen, die schließlich zusammenflossen, so daß ein kontinuierliches Leuchten entstand. Der Entdecker hält diese Kugeln für materiell und deutet sie auf das Vorhandensein eines noch unerforschten Stoffes, den er Elektroid nennt.

Saben diese selbstleuchtenden Kugeln des Ingenieurs Rychnowski im Lemberger Landhaus nicht eine unzweifelhafte Ähnlichkeit mit dem grünen Schimmer im Grabmal der Madame Wassilska! Die Beschreibung, die von diesem grünlichen Licht gegeben wird, könnte verführen, ja zu sagen. Aber wo ist hier die Dynamomaschine, die doch sicher irgendwie ursächlich mit den Beobachtungen Rychnowskis zusammenhängt? Und, abgesehen davon, daß die Wissenschaft vorläufig noch überhaupt dem Bericht des Ingenieurs ein wenig ungläubig gegenübersteht, die Richtigkeit seiner Beobachtungen zugegeben, so liegt die wesentliche Verschiedenheit darin, daß Rychnowski seine Lichtkugeln ausdrücklich als materiell bezeichnet.

Denn meine Lichterscheinungen sind ganz sicher immateriell oder vielmehr, da es ja eine Immaterialität irdischer Erscheinungen nicht gibt, sie liegen an den Grenzen der Meßbarkeit und Wägbarkeit und chemischen Reaktionsfähigkeit.

Mit einem Wort: ich halte sie für selbstleuchtenden Äther, für den sichtbar gewordenen Weltäther, der alles durchdringt

und alles erfüllt, dessen Atomgewicht mit 0.00 000 96 des Wasserstoffatoms, dessen Geschwindigkeit mit 2 240 000 Meter in der Sekunde verrechnet wurde.

Noch vor einigen Jahren konnte Poincaré in seiner „Mathematischen Theorie des Lichtes“ schreiben: „Die Frage, ob der Äther wirklich existiert, hat für uns (nämlich die Physiker) wenig Bedeutung; das zu untersuchen ist Sache der Metaphysiker.“

Diese Äußerung Poincarés zeigt die ganze Kurzsichtigkeit eines sonst genialen Gelehrten in Dingen, die er von sich fernhalten zu müssen glaubt. Oh nein — diese Frage geht uns, die Physiker, ganz ungemein viel an. Seit Maxwell seine elektromagnetische Lichttheorie aufgestellt hat, seit wir annehmen müssen, daß die Elektrizität keine Naturkraft, sondern eine Substanz ist, seit zu den bisherigen chemischen Elementen zwei neue hinzugekommen sind: die positiven und negativen Elektronen, ist der Geltungsbereich des Begriffes „Kraft“ viel enger geworden. Es war nur ein Schritt von da zu der Kühnen Behauptung Mendelejeffs, des Entdeckers des periodischen Systems der Elemente, auch der Weltäther sei chemischer Natur, und auch er reihe sich in die Periodizität der Elemente ganz unten ein.

Damit und mit den bestätigenden Ausführungen George Rudorfs über Urmaterie und Lichtäther fällt die alte Ansicht von den Atomen, die sozusagen im Weltäther schwimmen, wie das Holz im Wasser und ihm eigentlich fremd seien. Nun — hier stehe ich an den Grundmauern meines eigenen Systems.

Die Atome bilden sich aus dem Äther selbst, sie sind Wirbelstürme im Äther, Zykclone, in denen er sich verdichtet, und sie entstehen an Stellen, an denen jene ungeheuer, unausdenkbar schnelle Bewegung der Ätherteilchen, die sonst geradlinig verläuft, sich in eine drehende Bewegung umwandelt. Und wie entsteht dieser Weltäther selbst? Hier ist

das große Wunder, wo das Physische mit dem Metaphysischen zusammenhängt. Hier, Herr Poincaré, vollzieht sich der Übergang der Bewegung in die Substanz!

Der Weltäther ist nichts anderes als der Übergang der Kraft in die Materie. Energie ist nicht eine Eigenschaft des Stoffes, sondern sie ist das früher Vorhandene, aus dem der Stoff hervorgeht. So ist auch das Rätsel des Zerfalles der Materie gelöst, das unsere Physiker so beunruhigt, die Materie muß zerfallen, um wieder zu reiner Energie zu werden. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist richtig, aber seine Geltung beginnt schon vor der Geburt des Stoffes. Es gibt einen Kreislauf der Weltenergie, die aus sich erst die Materie bildet.

Darum ist der Weltäther zugleich materiell und immateriell, ist Element und Energie, er ist der Träger aller Erscheinungen der sichtbaren Welt, aber eben, weil er alle Eigenschaften annehmen muß, selbst nahezu eigenschaftslos. Darum kann ich an dem in meinem Marmorhaus aus unbekannten Ursachen selbstleuchtend gewordenen Äther keine der Eigenschaften des Lichtes experimentell feststellen.

Es sind aber doch Umstände da, die mich immer wieder mit Bestürzung erfüllen, so oft ich sie wahrnehme, weil sie doch auf Eigenschaften hindeuten, für die mir jede Erklärung fehlt. Ich meine das Verschwinden der Bronzeplatte an der Hinterwand des Grabmales. Diese Erscheinung stellt sich ganz plötzlich ein, und verschwindet wieder ebenso plötzlich, ohne daß ich eine Gesetzmäßigkeit beobachten kann.

Ich sehe mitten in der Nacht von meiner Arbeit auf, die Bronzeplatte ist fort. Ich erhebe mich, trete hinzu, um das Metall zu befühlen, — es ist wirklich fort, es ist aufgelöst, ohne eine Spur zu hinterlassen. Und nach einer Weile ist die Bronzeplatte wieder an ihrer Stelle. Es scheint mir notwendig, festzustellen, daß mit dem Wiedererscheinen der Bronze-

platte eine unangenehme Beklemmung, eine Art Atemnot und ein verzweifelter Herzplopfen, das mich im Augenblick ihres Verschwindens überfallen hat, vorüber ist.

Des anderen Umstandes, der Strukturveränderung des Marmors habe ich schon gedacht.

Und so muß ich am Ende meiner Erklärungsversuche immer wieder gestehen, daß ich so Flug bin wie zuvor. Die unvereinbaren Eigenschaften dieser Strahlungen verwirren mich, und ich bin am Ende meiner zuversichtlich begonnenen Gedankengänge immer wieder im Zweifel, ob es wirklich der Weltäther ist, der nachts meine Behausung mit grünlichem Licht erfüllt.

Wenn es aber nicht der Weltäther ist, was ist es dann?



Ich habe auf meine Frage eine Antwort erhalten.

Unter dem letzten Satz der Aufzeichnungen, die ich erst beim Grauen des Morgens beendet habe, um, bis zum Umsinken erschöpft, schlafen zu gehen, ist etwas hingeschrieben. Unter der Frage, mit der ich schließen mußte, steht:

„Es ist der Atem der Katechana.“

Wer ist Katechana? Was ist das? Die Antwort auf meine Frage gibt mir ein neues Rätsel auf.

Und wer hat mir diese Antwort gegeben? Das ist vielleicht das seltsamste an diesem ganzen Schwarm von Absonderlichkeiten, der mich umgibt.

Es scheint auf den ersten Blick, meine eigene Schrift zu sein. Sie trägt alle charakteristischen Merkmale meiner Züge, das mitten entzweigebrochene K, das langgestreckte A. Aber man braucht nur genauer hinzusehen, um zu bemerken, daß es nur ein Versuch ist, meine Schrift nachzuahmen. Als hätte sich ein Fremder ihrer bemächtigt, um mich durch eine möglichst getreue Fälschung zu verblüffen.

Aber wer sollte wohl hier eingedrungen sein, um sich diesen Scherz mit mir zu machen?

Dann bleibt nur noch übrig, anzunehmen, daß ich selbst im Schlafe aufgestanden bin und die rätselhafte Antwort hingesezt habe, mit meiner eigenen, durch den abnormalen Zustand meines Gehirnes etwas veränderten Schrift.

Aber woher habe ich dann das Wort Katechana, von dem ich durchaus nicht weiß, was es bedeuten könnte. Aus einem Traum, aus den Abgründen des Bewußtseins, wohin kein Strahl des Wachens dringt?

Ich habe freilich noch keine Neigung zum Schlafwandeln an mir bemerkt, ich, dessen Körper mir niemals andere Streiche gespielt hat als durch Paroxysmen des Hungergefühles, dessen Geist geübt war, auf den steilsten Hochgebirgspfaden der Forschung schwindelfrei zu gehen.

*

Immerhin: es ist nicht ausgeschlossen, daß ich in krankhafte Bewußtseinszustände verfalle. Ich muß mir eingestehen, daß mein Körper und mein Geist sich in einem seltsamen Widerstreit befinden. Während ich, von einer unheimlichen Sreßlust gequält und meinen täglich erneuerten Vorsätzen untreu gemacht, immer dicker werde, scheint mein Geist zu erschlaffen.

Ich habe die Gedankengänge von neulich, auf die ich jene rätselhafte Antwort bekam, nachgeprüft. Sie sind im allgemeinen richtig, aber ich finde sie doch im einzelnen plump und unzulänglich, ich vermisse den Scharfsinn, der sonst meine Arbeiten ausgezeichnet hat und selbst von meinen Feinden anerkannt werden mußte.

Trotzdem ich alle Fehler klar erkenne, bemühe ich mich nicht, sie zu verbessern, ich weiß auch gar nicht, wie ich es tun sollte. Viel wichtiger als alle Fragen erscheint mir nun

die, was das ist: der Atem der Katechana, als wäre in diesem Wort wirklich die Erklärung für alles enthalten.

Ich bin überzeugt, daß das alles besser werden muß, daß ich meine Klarheit wiedergewinnen werde, wenn ich erst diese ekelerregende Eßgier, diesen tierischen Trieb, mir den Bauch anzufüllen, überwunden haben werde. Der Kampf gegen diesen unersättlichen Hunger reibt mich auf. Und, wenn ich endlich genug habe, so möchte ich mir vor Abscheu vor mir selber und Scham über die Schwäche meines Willens am liebsten mein gedunsenes Gesicht zerfleischen, diese weißen, weichen, fettgepolsterten Hände zermahlen, die die Speisen zum Munde zu führen gezwungen sind.

Ich habe nicht gewußt, daß auch dem Essen ein Rater folgen kann. So muß es den Gänsen zumute sein, die gemästet werden, um große Lebern zu geben.

Gemästet! Es ist, als sollte ich gemästet werden.

Aber zu welchem Zweck?

*

Heute habe ich seit langer Zeit zum erstenmal geschlafen.

Ich wollte gestern abend zu arbeiten beginnen, wie immer, aber mehr als je wirrten sich meine Gedanken durcheinander.

Gestern war der Allerseelentag. Eine ungeheuere Menschenmenge erfüllte von den ersten Morgenstunden bis zur Abenddämmerung den Friedhof. Paris war aufgebrochen, um seine Toten aufzusuchen, das Leben kam zu den Gräbern der Geschiedenen. Überall Kränze und Blumen und Kerzen, das Summen der vielen Menschen lag wie eine murmelnde Wolke über den Gräbern.

Sast den ganzen Tag standen Gruppen von Menschen vor meinem Marmorhaus. Die ersten Besucher waren zwei schwarzgekleidete Frauen, die ein kleines Mädchen zwischen sich führten. Vielleicht Gattin und Mutter und Kind eines Verstorbenen. Das Kind sah mich mit großen Augen angst-

voll an: „Mama,“ sagt es, „ist das der Mann, der ein Jahr drinnen bleiben muß?“

Die Frauen zogen die Kleine fort, sie empfanden es als zudringlich, mich anzustarren. Nach fünfzehn Schritten hatte das Kleine Mädchen mich und seine ganze Friedhofsschau vergessen, hing sich an die Arme der Frauen, zog die Beine ein und ließ sich als schwebendes Englein ein Stückchen tragen.

Nicht alle Besucher waren so zartfühlend wie diese Frauen; einige machten den Versuch, mich in ein Gespräch zu verwickeln. Der Himmel wechselte zwischen Sonnenschein und Regengewölk, ich habe von dem Tage nur einen allgemeinen Eindruck von Menschengruppen, bald im Licht, bald im Schatten. Endlich kehrte ich dem Eingang des Grabmales den Rücken zu.

Gegen Abend wurde es still.

Iwan brachte mir das Abendessen. Während ich dasaß und die Speisen hinunterschlank, trat noch jemand in den Türspalt. „Mein Herr,“ sagte er, „entschuldigen Sie!“ Es war ein junger Mensch mit einem frischen Gesicht, dem Anschein nach ein Handwerker, Verkäufer oder etwas dergleichen.

„Mein Herr,“ wiederholte er, „bleiben Sie nicht länger hier . . . ich rate es Ihnen, lassen Sie das Geld . . . sie hat mich zweimal in den Hals gebissen . . .“

Da springt Iwan mit einem Satz vor, wie ein wildes Tier. So habe ich ihn nie gesehen, die struppigen Schnurrbarthaare scheinen sich zu sträuben. Er hebt die Faust gegen den jungen Menschen und dieser duckt den Kopf zwischen die Schultern, murmelt etwas und zieht sich scheu in die Dämmerung des wieder schweigsam gewordenen Friedhofes zurück.

„Wer war das?“ frage ich.

Iwan grinst: „Ich weiß es nicht“, sagt er mit seiner mühsam schnarrenden Stimme.

Aber ich weiß es — es ist der Bäckerlehrling . . . der Bäckerlehrling der Madame Wassil'ska . . . den sie in den Hals gebissen hat . . .

Nach diesem Tage habe ich, müde von der andauernden Anspannung des Willens, den ich den Gaffern entgegensetzen mußte, geschlafen wie ein Toter.

Mein Erwachen war, als schwebe ich in ein Gefühl des Unbehagens hinein . . . Ich verspüre ein Brennen an meinem rechten Unterarm und an meinem Hals. Mein Blick fällt auf eine kleine eingetrocknete Blutkruste oberhalb des Handgelenkes. Sie sitzt an den Rändern einer kleinen Wunde, die aus einer Reihe gegenüberstehender Verletzungen besteht . . . als sei ich dort gebissen worden. Gebissen . . . ich finde kein anderes Wort für diese Art von Wunde. Und ringsum ist die Haut auf etwa Handtellergröße weißlich gefärbt und schlaff, eine blutleere Stelle, als sei dort die Nacht über ein Pflaster mit irgendeiner ziehenden Salbe aufgelegt gewesen.

Ich greife nach dem Hals und finde dort eine ähnliche Wunde.

Ich will nicht nachdenken, wer mir diese Verletzungen zugefügt haben könnte. Sollte der Sergeant Bertrand doch Nachahmer bekommen haben? Sollte es Menschen geben, die ein bestialisches Gelüste nicht unterdrücken können, die nachts auf Friedhöfen umherstreichen und Leichen zerfleischen, und die es auch nicht verschmähen, Schlafende anzufallen?

Die Nächte werden sehr kühl. Ich will von nun an immer die Tür meiner Behausung fest verschließen. Dann muß auch bald ein Ofen aufgestellt werden, wenn ich nicht in diesem Marmorgefängnis krank werden soll.

Ich frage Iwan, welche Vorkehrungen er für den Winter treffen will. Er schaut mich an, als ob er mich nicht verstünde. Irgendeine dunkle Stimme hat mir gesagt, ich möge meine Wunden vor diesem Menschen verbergen. So habe ich einen

hohen Kragen genommen und die Manschette am rechten Armel weit über das Handgelenk vorgezogen. Aber nun werden mir die Blicke des Russen peinlich, es ist, als untersuchten sie meinen Körper, ich fühle mich wie einer, der ein geheimes Gebrechen an sich hat.

„Ich brauche einen Ofen!“ sage ich wütend, „einen Ofen . . . verstehen Sie.“

Er nickt.

Plötzlich fällt mir etwas ein. „Hören Sie, Iwan,“ sage ich . . . „warum haben Sie eigentlich nicht selbst . . . es waren doch zweimalhunderttausend Franken zu verdienen. Das ist doch ein Vermögen. Und es war doch jedem freigestellt . . . warum haben Sie sich eigentlich nicht selbst gemeldet?“

Da sehe ich zum erstenmal, daß dieser wortfarge, mürrische Mensch, dieser Automat, von einer inneren Macht ergriffen wird. Sein Gesicht verzerrt sich zu einer Grimasse des Entsetzens, seine verkrüppelten Hände mit den verbogenen Fingern strecken sich weit vor, und wie ein erschreckter Papagei freischt er, schnarrt er: „Nein . . . nein!“

Ich weiß nicht, warum ich bei diesem Nein gleichfalls von Entsetzen gepackt werde, warum ich plötzlich zittere, warum mich eine solche Angst befällt, als sei ein siedendheißer und zugleich eiskalter Strom in mich ergossen.

Ich greife nach dem Weinglas, um diese Aufregung zu bemeistern.

Die Manschette verschiebt sich, zieht sich zurück. Der Blick Iwans fällt auf die Wunde oberhalb des Handgelenkes.

Das Entsetzen weicht von seinem Gesicht, macht einem Grinsen Platz, das zwischen den eitrigen Pusteln stockt und zerrinnt . . .

*

Margot war da.

Sie stand zwischen den Marmormäanden des Einganges,

der große Hut mit den gelben Rosen war von einem fahlen Baumwipfel überragt. Ihre Augen waren voll Tränen, die über ihre blassen, abgehärmten Wangen glitten. Sie stand da, wie eine Abgesandte des Lebens, die Versuchung in eigener Person, als habe sie Paris geschickt, die Stadt, die ich da unten summen höre. Fast eine Stunde lang dauerte dieser Kampf der Liebe.

„Ernest“, sagte sie, „ich bitte dich . . . Komm von hier fort. Liebst du mich denn nicht mehr? Ich habe dir deinen Willen gelassen . . . ich wollte nicht, daß du glauben solltest, ich besäße nicht die Kraft, die du hast. Aber nun kann ich es nicht mehr länger zugeben, daß du hier bleibst . . . wenn ich dich nicht von hier mit mir nehmen darf . . . o Ernest, wie siehst du aus? Welcher Unsinn, deine Gesundheit und dein Leben aufzuopfern, um des Geldes willen. Waren wir nicht glücklich, wir beiden, da wir nicht wußten, wie wir die nächste Miete bezahlen sollten? Denk an die Abende auf meinem Zimmer, an die Spaziergänge in Fontainebleau, an die große Feste, die wir machten, und zu der uns gerade fünf Sou fehlten . . . wenn du mich liebst, so Komm von hier fort.“

Ich stand, drei Schritte entfernt, hielt mich mit beiden Händen an den Rand des Tisches. Tausend Worte der Liebe lagen mir auf den Lippen, tausend Versicherungen meiner Sehnsucht und Zärtlichkeit drängten mir aus dem Herzen. Aber ich durfte nicht sprechen, wenn ich meinen Preis ehrlich gewinnen wollte. Ich konnte nur meine Augen sprechen lassen. Aber wie konnten meine Blicke das alles sagen, was zu sagen nötig gewesen wäre, warum ich nicht von hier fort konnte, daß ich nicht all das umsonst auf mich genommen haben wollte, daß ich nun erst recht entschlossen war, das Geld zu gewinnen; daß ich schon deshalb nicht fort konnte, weil ich ein Gefangener meines Leibes war; und vor allem deshalb nicht, weil ich mir vorgenommen hatte, hinter das Geheim-

nis dieses Grabmales zu kommen, zu erfahren, was das sei — der Atem der Katechana.

Es war sehr schwer. Margot weinte. „Oh . . . du weißt ja nicht, was die Zeitungen über dich schreiben . . . was deine Freunde sagen . . . du hast einen Bericht über deine Beobachtungen an die Akademie geschickt . . .“

Man sprach und schrieb also darüber, daß ich einen vorläufigen Bericht über die geheimnisvollen Strahlen aus meinem Gefängnis hatte ausgehen lassen. Nun — sie mochten sagen, was sie wollten — meinerwegen, daß ich verrückt geworden sei . . .

„Willst du, daß es Wahrheit wird, was die Leute sagen . . . oh, wie ich dich liebe, Ernest, wie ich dich liebe . . .“

Ich konnte es nicht länger ertragen. Ich fühlte, daß ich schwach wurde, und winkte ihr mit beiden Händen, sich zu entfernen . . . ich wandte ihr den Rücken zu, stand so lange, bis ihr Schatten von dem Marmorboden wich, bis ihr Schluchzen zwischen den Gräbern verhallte. —

Aber sie ist in der Nacht wiedergekommen, die Treue, die Gute, die beste Geliebte, die je ein Mann gehabt hat. Sie hat den Schrecken des Friedhofes, vor denen sie sonst zitterte wie ein Kind, getrogt.

Wer sonst sollte es gewesen sein, als Margot?

Ich erwache des Nachts aus dem dumpfen Schlaf, in den ich nun immer ver falle. Und ich fühle, daß ich nicht allein bin. Jemand ist bei mir, hat sich über mich geworfen und küßt mich so schmerzhaft, daß es ist wie Bisse. In dem grünlichen Schimmer sehe ich eine Frau, ich fühle sie . . . ich erwidere die Küsse, ohne ein Wort zu sprechen . . . ich darf nicht sprechen, aber küssen darf ich. Und Margot preßt mich mit einer wütenden Kraft an sich, mit aller Kraft der Sehnsucht und Verzweiflung.

Margot — wer sonst sollte es gewesen sein, als Margot?

Mein ganzer Körper ist mit Wunden bedeckt . . . mit Bißwunden, den Spuren der wilden Küsse.

Ich wanke kraftlos herum, mein Fleisch ist wie blutleer . . . die Muskeln liegen schlaff und schwammig unter der welken Haut.

Und die Wunden heilen nicht zu . . . es werden abscheuliche Narben daraus, eitrige Pusteln . . . genau so wie die Pusteln Iwans.

Und Margot kommt jede Nacht . . . jede Nacht.

*

Iwan hat gesprochen.

Ich weiß, was das ist, die Katechana . . . ich habe es ihm entrissen.

Ich sah es seinen Augen an, daß er es wußte, an diesen tückischen Blicken, mit denen er meine Wunden betrachtete, sie abzuschätzen und zu zählen schien; ich habe diesen prüfenden Kennerblick bei Preisrichtern in einem Boxkampf gesehen, als die beiden blutenden, zerschundenen Gegner nicht abließen, aufeinander loszuschlagen . . .

Und auf einmal war es mir ganz klar, daß Iwan wußte, was das sei, die Katechana.

Ich sehe ihn noch, wie er vor mir zurückweicht, da ich auf ihn zuschleiche, um ihn beim Halse zu packen. Er drückt sich in eine Ecke, und ich stehe vor ihm . . .

„Wer ist das, die Katechana?“ frage ich.

Und da sehe ich, wie seine Angst sich in Trotz wandelt, in jene höhnische Grechtheit, die ich mir schon zu lange gefallen ließ.

Er blinzelt mich tückisch an, aber ich weiß, daß er jetzt die Wahrheit sprechen wird. „Sie nennt sich so“, schnarrt er.

„Wer?“

„Sie hat es auf Kreta gelernt. Sie lebte ein halbes Jahr an den Abhängen der Leuka Drune, und ich mußte ihr Schafe bringen, die sie zerriß.“

„Was bedeutet das . . . Katechana?“

„Es bedeutet dasselbe . . . was in Albanien Wurwolaß heißt und in Bulgarien Lixir, was die Tschechen Mura nennen, die Griechen auf den Ruinen von Sparta Bourkolaß und die Portugiesen Bruxa . . . sie war bei allen diesen Völkern . . .“

„Das sind Namen . . . Elender . . . was es bedeutet, will ich wissen . . .“

„Es bedeutet eine, die nie genug haben kann an Blut und dem Opfer der Mannheit, die über den Tod hinaus . . .“

Ich lasse ab von ihm, ich weiß genug.

Ich werde hier in einem marmornen Gefängnis gemästet . . . ich werde gemästet . . . mein schwammiger, aufgetriebener Leib ist nur ein Behälter für recht viel Blut, die Gefäßwände müssen sich ausdehnen, um recht viel des Saftes aufnehmen zu können — für einen Vampir, der jede Nacht kommt, um sich satt zu trinken.

Und meine Mannheit ist durch diese verbrecherisch gewürzten Speisen aufgestachelt, durch geheime Mittel aufgereizt . . .

Sie trinkt meine Kraft fort, sie saugt mein Leben ein, und je mehr ich davon hergebe, desto voller und stärker wird der Balg des Vampirs. Die Gestalt, die mir anfangs leicht und lustig erschien, wie eine Wolke, ist in den letzten Nächten körperhaft schwer geworden, lastet auf mir . . .

Ihr Atem durchdringt den Stein und umhüllt mich mit einem grünlichen Schimmer. Er zerlegt den Marmor . . . oder aber, es könnte sein, daß die Veränderung des Marmors nur scheinbar ist, daß nur ich es so fühle, weil mein ganzer Körper von ihrem Atem getränkt ist, weil meine Muskeln und meine Nerven, meine Sinne und mein Gehirn vollgesogen sind mit diesem leuchtenden Gift der Verwesung . . .

*

Nun bin ich wieder vollkommen ruhig, da ich alles weiß:

Jetzt erst fühle ich, daß ich in der letzten Zeit meiner selbst nicht ganz mächtig war, daß ich in einem Zustand beflommener Betäubung dahinwankte.

Aber nun habe ich wieder meinen Mut.

Ich bin entschlossen, mich nicht zu ergeben, jetzt da ich weiß, gegen welchen Feind ich gerüstet sein muß. Ich bin entschlossen, meine zweihunderttausend Franken zu gewinnen, gegen die Katechana und alle Schrecken des Grabes . . .

Da sie körperlich zu werden vermag, muß sie den Gesetzen der Körper unterworfen sein. Da sie Leben zu gewinnen vermag, muß sie noch ein zweitesmal sterben können . . .

Und damit zerreiße ich alles, was mich einspinnt. Ja — einspinnt, im ganz tatsächlichen Sinn des Wortes. Denn ich bin dahintergekommen, daß sie ein Netz um mich gewoben hat. Nicht genug an dem, daß ich selbst hier bleiben will, um meine zweihunderttausend Franken nicht zu verlieren, daß das Marmorhaus mir zum Gefängnis geworden ist, weil ich nicht mehr hinaus kann — sie hat mich zur Sicherheit noch in ein Netz gesponnen.

Meine Beine sind am Gehen gehindert, bei jedem Schritt stoße ich an elastische, flingende Säden, die nur langsam nachgeben. Jede Bewegung meiner Hände ist erschwert, dadurch, daß ich erst diese Säden heben und beiseite schieben muß . . . und sie weichen nur einem starken Druck . . . über mein Gesicht huscht es unaufhörlich dahin, wie das Gewebe eines Spinnennetzes, wie wenn man im Sommer auf einsamen Waldwegen geht. Nur daß es Säden eines unsichtbaren Metalles sind. Ich höre sie flingen, ich habe immer das feine Läuten im Ohr, mit dem sie schließlich zerspringen.

Oh, ich werde dieses Netz zerreißen . . . ehe es zu fest wird . . .

Heute Nacht!

*

Es ist geschehen.

Ich bin befreit.

Die Katechana wird mich nicht mehr quälen. Ich habe ihr meine zweimalhunderttausend Franken entrissen. Ich bin Sieger.

Heute nacht habe ich gelauert, so wach, wie nie in meinem Leben.

Das Summen der Stadt dort unten wird leiser. Ich habe die Türe offengelassen, trotz der Herbstkälte, um dieses Summen zu hören, das mir vom Leben erzählt, vom Leben, in das ich mich mit meinen zweimalhunderttausend Franken stürzen will.

Auf den Nachtwolken ist der Widerschein der vielen Lichter. Ab und zu wird dieser Schein heller, in regelmäßigen Zwischenräumen, durch das Aufblitzen einer Lichtreflexe, die eine Badewanne verspricht, eine Theatervorstellung, eine Vergnügungsreise . . .

Ich warte geduldig.

Gegen Mitternacht wird der grüne Schimmer in meinem Gefängnis stärker. Ich schaue gespannt auf die Bronzeplatte mit dem Namen Anna Seodorowna Wassilska . . . ich atme aber ruhig, als ob ich schlief . . .

Und nun ist es, als löse sich die Bronzeplatte langsam in dem grünen Schimmer auf, als werde sie dünner, als woge ein leichter roter Dampf im grünen Leuchten hin und her. Nun wolft das Letzte davon, verdampft, verschwindet . . . eine viereckige schwarze Öffnung flafft im Marmor.

Und daraus dringt nun wieder ein Hauch hervor, ein Dunst, wie Atem an kalten Wintertagen, ballt sich zusammen, wird dichter, nimmt Formen an.

Und auf einmal steht jemand an meinem Lager . . . ich sehe die Augen der Madame Wassilska, die derbe Nase, den vollen Mund, dessen blutrote Lippen langsam von den star-



fen, weißen, spitzen Zähnen zurückweichen . . . jeder Zug, den ich von dem Bilde fenne, das man mir gezeigt hat.

Sie beugt sich über mich, küßt mich . . .

Ich schlage meine Hände in ihren Hals, ich fühle meine Nägel in ihr Fleisch dringen — es ist Fleisch, das ich fühle . . . sie röchelt, schlägt um sich, stemmt ihre Arme gegen meine Brust . . . aber ich halte sie und lasse nicht nach.

Ich falle von meinem Lager, wir wälzen uns auf dem Boden . . . ich immer mit den Händen in ihrem Hals, ich spüre das Zucken in ihrem Körper, oh, eines aus meinem Blut gebildeten Körpers, der ist, wie der eines lebenden Menschen . . .

Wie ein Hund hänge ich an ihr, meine Zähne packen ihre Gurgel . . .

Ihr Wehren wird schwächer . . . hört auf . . . sie leistet keinen Widerstand mehr . . . aber ich will sicher sein, daß ich wirklich gesiegt habe. Blut füllt meinen Mund, ah . . . es ist ja nur mein eigenes Blut, das ich zurücktrinke.

Nun liegt sie lange schon still.

Ich erhebe mich . . . ein süßer Geschmack erfüllt meinen Mund, die Lippen fleben leicht aneinander, meine Hände sind von Blut überronnen — meinem eigenen zurückgewonnenen Blut.

Sie liegt langhingestreckt am Boden — die Katechana; und mein Marmorhaus ist dunkel. Der Atem der Katechana ist erloschen. Ich sitze die ganze Nacht, ohne Licht zu machen. In mir selber ist es hell. Ich bin befreit.

Grau und trübselig dämmert der späte Herbstmorgen.

Die Katechana liegt am Boden, langhingestreckt, mit durchbissener Kehle. Sie ist ein zweites Mal tot, diese Madame Wafilskä. Ich sehe ihr ins Gesicht.

Oh — sie hat mir noch einen letzten Schrecken antun wollen, da sie vor mir weichen mußte. Sie hat die Gestalt Margots angenommen.

Sie wollte mich glauben machen, ich hätte Margot getötet . . .
Ich stoße den Balg mit dem Fuß von mir. Iwan wird sich
wundern.

Der Tag bricht an.

Ich bin befreit . . .

Der Hund.
Von Heinrich Mann.

Im Salon eines Freundes hatten wir über Seelenwanderung gestritten. Nachdem Gegner und Liebhaber der Theorie sich auseinandergesetzt, vermochten die letzteren untereinander in betreff einer besonderen Frage zu keiner Einigung zu gelangen. Es handelte sich um die Neigung, die jemand den Seelen moralisch niedrig stehender Menschen zugeschrieben hatte, auf Tiere überzugehen. Das Gespräch verlor sich mehr und mehr in Allgemeinheiten, und ein Skeptiker glaubte es zu beenden, indem er bemerkte: „Sie werden niemals greifbare Beweise für eine Theorie beibringen in einem Lande, wo diese Theorie nicht gestaltenreich in der Volksseele lebt. Denn der Glaube schafft erst die Tatsachen.“

Hier unterbrach ihn die raube, ruckweis losgeeilte Stimme des alten Colonel Gastins.

„Kann sein, daß Sie recht haben. Wenigstens glaube ich, daß hier in Europa manche Vorkommnisse undenkbar sind, über die ich mich in Indien nicht weiter verwundert habe.“

Der Alte hatte die kurze Holzpfeife aus dem Munde genommen, was ein sicheres Zeichen dafür war, daß er eine Geschichte loszuwerden wünschte. Unter seinem schlohweißen Haar leuchtete sein Gesicht so rot, wie dreißig Jahre Indien es gemacht hatten. Er saß gerade aufgerichtet, nur die Arme leicht auf die Lehne gestützt. Seine hellblauen, scharfen Augen sahen zwischen mir und meinem Nachbar hindurch wie ins Weite. Wir warteten; dann begann er:

Als junger Offizier hatte ich während einer der lokalen Revolten, die damals so viel häufiger waren als heute, ein Detachement weit ins Innere zu führen. Es war ein vorgeschobener Posten in einem größeren Dorfe, das niemals Einquartierung gesehen hatte. Die Bevölkerung zeigte sich nicht feindlich, aber es war mir klar, daß sie nächtliche Verbindungen mit den Aufständischen unterhielt, sie vielleicht verproviantierte, ohne daß indes zu erfahren war, wie und wo.

Der Verkehr mit den verdächtigen Eingeborenen war meinen Leuten verboten, aber es gibt Anziehungen, die auch für die bravsten Soldaten stärker sind, als ein Befehl seiner Vorgesetzten. Ein Fall beunruhigte mich vorzüglich, so daß ich mir den Übeltäter kommen ließ.

„Bob Kaylor,“ redete ich den Mann an, „du unterhältst ein Liebesverhältnis mit einem Hindumädchen, das Giweh heißt und mit seiner Mutter in der zweitletzten Hütte nach Norden wohnt.“

„Zu Befehl, Kornett.“

„Du weißt daß du einen anderen bei dem Mädchen ausgestochen hast?“

„Zu Befehl, Kornett.“

„Wer ist es?“

„Kamsun, meine ich, den sie die giftige Schlange nennen.“

„Derselbe, auf den wir vergeblich fahnden, der jede Nacht unsere Posten täuscht und an irgendeinem Orte, man weiß nie an welchem, ins Dorf einbricht, als sei er unter dem Erdboden hindurchgefrohen.“

„Derselbe, Kornett.“

„Du kennst die blutigen Streiche, die man sich von ihm erzählt?“

„Zu Befehl, Kornett.“

„Und weißt von seiner Eifersucht, und daß er geschworen hat, sich zu rächen!“

„Zu Befehl, Kornett.“

„Bob,“ sagte ich mit strengerer Stimme, „der Verkehr mit den Eingeborenen ist untersagt. Du wirst dein Verhältnis abbrechen.“

„Wenn es sein muß, Kornett.“

Er brachte das mit einer so erbärmlichen Miene hervor, daß ich nicht nachdrücklicher auf meiner Forderung bestehen mochte.

Aber in meiner Lage war mir jeder Mann wertvoll, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten und Reibungen, die entstehen konnten, wenn einer meiner Leute im Dorfe selbst umkam. Ich ließ also die Hütte der Givewh besonders bewachen. Das forderte ja auch die Menschlichkeit, nicht wahr?

Indes half es nur so viel, daß wir von der vollbrachten Tat alsbald Kenntnis erhielten. In einer Neumondnacht hatte der Posten nahe der von ihm bewachten Hütte einen rauhen, kurzen Schrei gehört. An die Stelle geeilt, fand er nichts. Er schlug Alarm, meine Leute liefen mit Licht herbei. Wir fanden die Tür der Hütte offen, den einzigen Raum leer, nur in einem Winkel zusammengekauert die stumpfe Mutter des Mädchens. Blutspuren führten uns zum Dorf hinaus, an eine Stelle, wo der Posten, wie immer, von dem Durchbruch eines Menschen nichts wahrgenommen hatte. Diesmal war also dem Kerl das Unmögliche gelungen, einen zweiten Menschen, tot vielleicht, mit sich zu schleppen. Zweifellos trieb er seine Rache so weit, sein Opfer dem Begräbnis zu entziehen.

Weiter laufend, vernahmen wir dumpfes Hundegebell, und bald verstanden wir die Lage. Der „Helfer“, von dem der arme Bob sprach, hatte, nur leider zu spät, eingegriffen. Es war Givewhs ungeheure Dogge, die den Mörder zur Strecke gebracht hatte. Nicht weit davon lag der Körper unseres Bob und das Mädchen darüber ausgestreckt, in wildschmerzlicher Haltung. Auf ihrem Nacken, der mit den Küssen, die sie auf Bobs Gesicht drückte, auf- und niederflog, und in ihren aufgelösten, schwarzen Haaren, die darüberfielen, zündeten unsere Sackeln die dunkelsten Lichter an. Aber es hatte doch etwas, daß ich an Edith Schwanenhals denken mußte, die ihren königlichen Geliebten nach Hastings auf dem Leichenfelde herausfand. Diese da hatte den ihrigen in der tiefsten Nacht nicht verfehlt.

Endlich mußten wir uns jedoch um die Hündin bekümmern und sie mit Gewalt von dem Körper des Mörders trennen. Das wilde Vieh hatte sich hineinverbissen, sich über und über mit Blut besudelt; ich glaube, es hatte von seinen Eingeweiden gefressen.

Wir schafften das Mädchen nach Hause. Sie war sehr schön; die Leute, die sie trugen, berührten mit einer eigenen, tastenden Ungeschicklichkeit ihre kraftlos hingeebenen, schlanken, braunen Glieder. Und, hol' mich der —, wäre nur die Gelegenheit nicht so tragisch gewesen, es wäre mir am Ende nicht so unpassend erschienen, dem armen Bob einen Offizier zum Nachfolger zu geben.

Ginweh blieb wochenlang in ihrer Hütte eingeschlossen, ohne einen Menschen zu sehen. Der Hündin bewies sie seither eine innige Freundschaft. Unglücklicherweise starb das Tier, nachdem es kurz vorher Junge zur Welt gebracht, von denen das Mädchen nur das erste bei sich behielt.

Dieser Hund mochte die Zuneigung des Mädchens ererbt haben, das nach wie vor keine andere Gesellschaft litt. Doch wollten meine Leute, deren Interesse an dem schönen Mädchen in der Einsamkeit der Garnison sich nicht leicht erschöpfte, erspäht haben, daß das Verhältnis der beiden ganz eigener Art sein müsse. Es gab zwischen ihnen ein Necken und Toben, das, je größer der Hund ward, immer mehr in Seindseligkeiten überging. Bald nahm das Lärmen in der verschlossenen Hütte kein Ende mehr. Sie prügelte den Hund, der ihr Verwundungen beibrachte. Schließlich jagte sie jedesmal das Tier hinaus, um es bald darauf selbst wieder hereinzurufen. Es trat dann ein seltsamer Waffenstillstand zwischen ihnen ein, den ich einmal selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Mädchen hockte auf ihrer Matte, der schöne Körper sah vernachlässigt und abgemagert aus; der Hund ihr gegenüber, zusammengekauert in der Ecke, zottig und verwildert, mit

einem Blick von einer tückischen, gewissermaßen menschlichen Leidenschaft, wie ich ihn nie wieder an einem Tier gesehen habe, und vor dem Giweh sich sichtlich ängstigte. Beide hatten sie weißen Schaum vorm Munde.

Eines Abends zeigte sich Giwehs Mutter vor meinem Zelte und schien, durch Gebärden und unverständliche Laute, Hilfe nachsuchen zu wollen. Es mußte etwas Beträchtliches sein, was die Alte aus ihrer Stumpfheit aufgerüttelt hatte. Ein wunderliches Interesse an der Sache ließ mich mitgehen.

Bei unserem Eintritt in die Hütte sprang der Hund beiseite. Das Mädchen lag auf der Matte ausgestreckt, die Brust, immer noch schön geformt, stand bewegungslos. Aus einer flaffenden Wunde am Hals floß Blut. Wir suchten es in Eile zu stillen. Von den Schmerzen aus ihrer Ohnmacht aufgeweckt, ließ Giweh sich halb aufrichten. Ihr Blick suchte und fand. Einer der Leute hatte dem Hunde einen wuchtigen Kolbenschlag versetzt und ihn mit einem Fußtritt in die Ecke geschleudert. Von dort begegnete sein verendender Blick, unheimlich ausdrucksvoll wie je, dem des Mädchens.

Aus Giwehs Augen sprühte ein Feuer des tödlichen Hasses, wie ihr es niemand in ihrem verzweifelten Zustande zuge-
traut hätte. Mit einer äußersten Anstrengung suchte sie sich vollends aufzurichten, einen ihrer mageren Arme streckte sie wie zur Verwünschung aus, und von ihren weißen Lippen kamen stoßweise halb unverständliche Worte, die wie ein Röcheln klangen.

„Du wußtest wohl, was du tatest, du, — denn bist du nicht Er? Lebt nicht seine Seele in dir? Gab’ ich doch gesehen, als deine Mutter sein Blut schluckte. — Sein Blut!“

So schrie sie auf, um dann ganz auf die Seite zurückzufallen. Doch verlor ihr Blick nicht den des Hundes, der, sei es unter der Macht ihrer Anrede, sei es unter dem Nahen des Todes, ebenfalls ganz in sich zusammengesunken war.

Unaufhörlich blickten so die beiden Sterbenden einander an, das Mädchen und der Mörder ihres Geliebten — ihr eigener Mörder.“

„Der Hund!“ rief, als der Erzähler schwieg, jener Skeptiker aus, der die Anekdote des Kolonel durch seine Bemerkung veranlaßt hatte, und es war ein deutlicher Schrecken in seiner Stimme.

„Der Hund, wollen Sie sagen!“

Aber der Alte sagte nichts mehr. Er hatte die Pfeife zwischen die Zähne zurückgeschoben und blickte immer unbeweglich mit seinen hellen, scharfen Augen zwischen mir und meinem Nachbar hindurch wie ins Weite.

Grauen.
Von M. Artzibaschew.

Wie gewöhnlich brachte Ninotscha den Abend bei Iwolgins zu. Bei den Alten fühlte sie sich gut, da es bei ihnen hell und gemütlich war, dann aber kam sie selbst mit ihrer Jugend und ihren Hoffnungen, die ihren ganzen Körper erfüllten, immer und überall in guter Stimmung. Die ganze Zeit hindurch plapperte sie davon, wie stark sie ihr Leben erfassen und genießen wolle. Gegen elf Uhr machte sie sich auf den Heimweg, und der alte Iwolgins ging selbst zur Begleitung mit.

Draußen war es finster und feucht. Hinter den schwarzen, undeutlichen Umrissen der Hütten und Scheunen, die in eine schattenhafte schwere Masse zusammengefloßen waren, lag unsichtbar der Fluß, von dem stoßweis ein feuchter Wind herüberwehte. Drohend und traurig surrten die Weiden an den Gemüsegärten. Auf dem Flusse leuchtete es, froh langsam mit zäh anschwellendem Rascheln heran und zerfiel plötzlich unter seltsamem Klingen, Knirschen und Schluchzen.

„Das Eis geht los“, meinte Iwolgins, mit Mühe gegen den Wind schreitend.

Der Wind zerrte an den Schößen seines Mantels und dem Rock Ninotschas und spritzte ihnen kleine kalte Tropfen ins Gesicht.

„Der Frühling kommt!“ antwortete Ninotscha so lustig, fliegend, wie alles, was sie sagte.

Und wirklich schien es, als schritte jemand in der Finsternis der Nacht über den Fluß, über die Luft, über den Wind.

„Nun sind Sie bald zu Hause!“ sagte Iwolgins, nur um dem lieben Mädchen, das in seinem alten Herzen stets ein ganz eigenartig warmes und trauriges Gefühl hervorrief, etwas Angenehmes zu sagen.

„Ja, jetzt, Gott sei Dank, bald!“ rief Ninotscha, sich vom Wind abwendend.

Sie passierten eine dunkle, nasse Straße und bogen nach dem Platze um. Er war leer und strömte Kälte wie in einem Keller aus. An der Kirchenmauer lag noch schmelzender Schnee, der in der grauen Sinsternis undeutlich schimmerte. Hinter der Kirche, die in den dunklen, fahlen Bäumen, deren Wipfel wie schwarze Knochen frachten, fast versank, schob sich ein großes, aus Ziegelsteinen gebautes Haus mit fahlen Ecken hervor; zwei seiner grell erleuchteten Fenster sahen ihnen gerade in die Augen.

„Ah, da ist jemand angekommen“, meinte Ninotschka neugierig.

Sie kamen ans Tor, blickten in den dunklen Hof, von wo ihnen der Mist feuchten Dunst ins Gesicht hauchte, und blieben vor den Stufen zur Schule stehen.

Ninotschka streckte die Hand aus, Iwolgine drückte freundschaftlich mit seiner alten Hand ihre kleinen, zarten Finger und sagte:

„Gute Nacht, kleines Glück!“

Die Mütze über die Ohren gezogen, hastig den Stock schwingend, ging er zurück, sah sich nach den Fenstern um, in deren Lichtschein sein gekrümmter Rücken glänzte und verschwand im grauen, windigen Nebel.

Ninotschka stieg eilig die Stufen hinauf und ploppte an das dunkle Fenster. Jemand trat aus dem Tor und schritt schwer über die Pfützen auf die Stufen zu.

„Bist du es, Matwej?“ fragte Ninotschka. „Hast du den Schlüssel? . . . Wer ist gekommen? . . .“

„Ich bin's Fräulein“, antwortete er rauh.

„Hast du den Schlüssel?“

„Hier . . .“

Matwej stieg die Stufen knarrend herauf, schob sich an Ninotschka vorbei und öffnete die Tür. Mit leisem Geräusch

versank sie schwer in der schwarzen Finsternis. Es roch nach frischem Brot.

„Wer ist angekommen?“ fragte Ninotschka nochmals.

Matwej schwieg eine Zeitlang.

„Der Untersuchungsrichter mit dem Arzte, auch der Kommissar . . . In Tarassowka ist eine Leiche gemeldet worden . . .“

Ninotschka tastete sich durch den Flur, trat ins Schulzimmer und suchte lange nach Streichhölzern.

„Wo lasse ich sie nur immer!“

Matwej stand irgendwo in der Finsternis und schwieg.

Ninotschka fand die Streichhölzer und steckte die Lampe an. Ein schwaches Licht breitete sich zitternd durch das Zimmer, das voll von sargähnlichen Bänken stand.

„Ich muß wegen Pferde auf die Post gehen, Gräulein, und wegen Zeugen auch nach Tarassowka . . .“

„In der Nacht?“ Ninotschka blieb verwundert mit der Lampe in der Hand ihm gegenüber stehen.

Matwej reckte den Hals und seufzte.

„Ihnen wär's besser bei Väterchen*) Gräulein, wenn Sie gehen möchten, die da sind tüchtig betrunken. Brüllen; schlafen lassen werden die Sie wohl nicht, passen Sie auf . . .“

„Ach was,“ antwortete Ninotschka, „sind sie wirklich sehr betrunken!“

„Aber gehörig“, halb verdrießlich, halb neidisch antwortete Matwej schwerfällig und seufzte wieder. „Den ganzen Abend haben sie ohne Aufhören gegessen . . . Sie sollten zu Väterchen . . . wahrhaftig . . . das geht bei denen die ganze Nacht.“

„Ach was“, antwortete Ninotschka wieder.

Matwej schwieg mißbilligend.

„Na, dann gehe ich also . . .“

Ninotschka begleitete den Bauern hinaus, riegelte hinter

*) Gebräuchliche Bezeichnung des Popen. D. Übers.

ihm die Türe zu, ging durch die Klasse und trat mit der Lampe in ihr Zimmer.

Sofort vernahm sie hinter der abgeschlossenen, deckenverhangenen Tür, die ihr Zimmer von dem „für eintretende Beamte“ trennte, lautes, total betrunkenes Lachen, Gläserflirren und das Knarren des Divans. Unter der Tür drang starker Tabaksgeruch durch; dazu noch etwas Schweres und Heißes.

Ninotschka öffnete das Halbfenster, sah sich neugierig nach der Tür um und horchte mit gespanntem Ohr.

„Schon gut, schon gut . . . Wir kennen Euch! . . . Der hat selber schon längst sondiert . . .“ schrie eine rohe, unangenehme Stimme.

„Stiller, du!“ sagte ein anderer, gluckste aber selbst vor trunkenem, stumpfsinnigem Lachen.

Alle drei brachen in solches Gelächter aus, daß die Wände zitterten.

„Nein, bei Gott, Herrschaften, nur ein einziges Mal . . .“

Ninotschka fühlte sich plötzlich aus irgendeinem Grund beleidigt und bedrückt, obgleich sie nichts verstand. Unschlüssig trat sie an den Tisch zurück.

— — „Aber wirklich, es wäre besser, über Nacht bei Jwolgins zu bleiben“, dachte sie erschrocken und angewidert.

Hinter der Wand wurde geöhlt, gelärmt, mit Stühlen rumort, manchmal begann, wie es schien, eine Schlägerei, als wäre es ein Käfig mit wilden Tieren.

Ninotschka bemühte sich nicht, zuzuhören. Sie saß nachdenklich am Tisch, sah in die Flamme der Lampe und dachte:

„Und da sagt man noch, daß Bildung die Menschen verfeinert . . . Unsere Bauern würden nicht so zu johlen anfangen. Dabei wissen sie, daß ich hier bin . . . Nein, ein schlechter Mensch wird durch die Bildung noch schlechter . . . geradezu absichtlich tut er alles das.“

Dann begann sie daran zu denken, daß sie schon Ende April würde abreisen können.

„Wenn es nur schneller wäre . . . Bin müde! . . .“

Und unbewußt machte Ninotschka ein müdes, gelangweiltes Gesicht, doch immer kam ihr etwas Frohes und Zelles in den Sinn, schwirrten interessante Gesichter vor ihr, tat sich ein weiter, lichter Raum auf und ihre Lippen lächelten in stiller Freude den dunkel gewordenen, nachdenklichen Augen zu.

Es wurde plötzlich mehrmals an die Tür geklopft.

Ninotschka fuhr zusammen und hob den Kopf.

„G—nädiges Fräulein,“ rief jemand so nahe, als wäre er im selben Zimmer, „dürfte man nicht bei Ihnen ein Kerzchen ausbitten . . . bei uns geht die Lampe aus.“

Ninotschka lächelte verlegen, als wenn der Sprechende sie sehen könne, und antwortete ebenso verlegen:

„Ach, bitte . . .“

Sie stand auf, kramte eilig in der Kommode, zog ein Licht hervor und ging zur Tür. Der Riegel war auf ihrer Seite, Ninotschka schob ihn zurück, öffnete ein klein wenig und streckte die Hand durch den Spalt.

„Hier, nehmen Sie bitte.“

„Tausendmal Da—Danke, gnädiges Fräulein . . .“ sprach dieselbe Stimme unnatürlich höflich, nach Art Trunkener, mit der Zunge in Verwirrung kommend. Ninotschka schien es, daß er einen Bückling machte, aber das Licht wurde ihr nicht abgenommen. Sie hielt die Hand hinter der Tür und bewegte sie hin und her.

Ihr kam es vor, als fischerte jemand; dann hatte sie plötzlich die Empfindung, daß irgend etwas Widerwärtiges heimlich neben ihrer Hand vorbereitet würde. Doch bevor sie noch Zeit hatte, etwas zu verstehen, griff eine verschwitzte schlaffe Hand nach dem Licht und drückte Ninotschkas Fingerspitzen mit frivoler Galanterie leicht an das glitschige, Falte Stearin.

„Merci, merci, gnädiges Fräulein“, sagte dieselbe Stimme eilig und noch unnatürlicher.

„Nichts zu sagen, wirklich“, antwortete Ninotschka mechanisch und zog die Hand zurück.

Im Nebenzimmer war es scheinbar stiller. Man hörte nur ein undeutliches, zurückhaltendes Dröhnen.

Ninotschka beruhigte sich, setzte sich aufs Bett, seufzte müde und fleidete sich aus. Sie legte Schuhe, Rock und Bluse ab und blieb im bloßen Hemd und langen schwarzen Strümpfen mit hellblauen Gummistrumpfbändern sitzen. Ihre von dem Schwarz engumspannten Beine schienen kindlich zart, ihre Arme schimmerten naiv. Sie begann das Haar für die Nacht zurechtzumachen: legte die Haarnadeln auf die Knie und fing an den Zopf zu flechten.

„Gnädiges Fräulein,“ ertönte hinter der Tür wieder eine Stimme, „wir trinken Tee . . . vielleicht möchten Sie mit uns ein Täßchen?“

Es war dieselbe Stimme, betrunken, unnatürlich galant, aber doch lag etwas Neues, Beunruhigendes in ihr: es machte den Eindruck, als blähten sich bei jedem Wort die Nasenflügel des Sprechenden.

„Nein, danke!“ antwortete Ninotschka erschrocken nach der Decke greifend.

Die Stimme verstummte; es wurde still. Eine Sekunde lang schien alles zu schweigen; nur vom Flusse drang durch die Fensterklappen das ferne Scharren und Reuchen. Der Wind riß an den Läden und dröhnte unter dem Dach; von dort fiel etwas herab und brach unten flirrend in Scherben. Wahrscheinlich war ein Eiszapfen zerschlagen.

Leise, fast verstohlen, als suche sie sich zu verstecken, legte sich Nina ins Bett und zog die Decke bis ans Kinn. Ihre Augen wurden weit und schauten mit eiskaltem, unbegreiflichem Grauen, ohne zu blinzeln, auf die Tür, während plötzlich in

ihrem Kopf wie in einem Wirbel aufgeschauelte Gedanken freisten:

„Fliehen muß ich . . . Wenn nur Matwej bald käme . . .“

Aber statt dessen, statt zu fliehen, fürchtete sie, sich zu rühren, zog die Decke mit zusammengekrampften Fingern weiter ans Kinn herauf und suchte sich zu beruhigen!

„Unsinn, Betrunkene . . . was können sie tun . . . sie werden doch nicht versuchen, hereinzukommen . . .“

Das schien ihr selbstverständlich unzweifelhaft, und doch fühlte sie schon im selben Augenblick das Nahen von etwas Sinnlosem, aber Furchtbarem.

Hinter der Tür war es still.

„Na, ja . . . und den Riegel hat sie wahrscheinlich aufgelassen . . .“ tuschelte jemand so nahe, als wäre er dicht an ihrem Ohr. Von diesem Tuscheln, das gerade dadurch entsetzlich wirkte, weil es kaum hörbar war, und doch von ihr so vernommen wurde, als hätte man es ihr durchdringend laut zugerufen, — packte Ninotschka tödliche Angst.

„Was haben wir zu riskieren?“ drang dasselbe scharfe Tuscheln in ihr Ohr; in der gleichen Minute ertönte ein eigentümlich behutsames und unheimliches Knarren. Als wenn jemand leise, mit angehaltenem Atem, versuchte, hinter dem Teppich die Tür aufzumachen. Alles freiste in Ninotschkas Kopf, stürzte zusammen, furchtbare tierische Angst faßte ihren Körper und ihre Seele, der scharfe und grelle Gedanke an eine undenkbbare Sinnlosigkeit, etwas Unmögliches, beleuchtete mit einem Blitz, wie ihr schien, die ganze Welt; es war ihr, als würde sie von jemandem in die Höhe geschleudert. Sie sprang auf und blieb nackt, klein, in geschärfter Schönheit vor dem Bett stehen.

Der Teppich bewegte sich ein wenig, und hinter ihm trat im Dunkel, ein unbestimmter, schwarzer Schatten hervor.

„Wer . . . was sind Sie! . . . Gehen Sie hinaus, ich

schreie!“ . . . sagte Ninotscha mit fläglichem, zitteriger Stimme.

Der Schatten schwankte plötzlich, machte einen Schritt vorwärts, ein großer, schwerer Mensch trat, halb fallend, ins Zimmer. Und gleich nach ihm schob sich ein zweiter und ein dritter Schatten herein.

„Und — wir . . . sind gekommen . . . Ihnen für das Licht zu danken . . . und . . . überhaupt . . . vielleicht ist's Ihnen langweilig . . . ein so prächtiges, junges Mädchen und gleichzeitig . . .“ sagte ein Mann, an dessen runden, fetten Augen, die jeden menschlichen Ausdruck verloren hatten, Ninotscha erkannte, daß er betrunken war. Und noch etwas, das Letzte und Unentrinnbare. Auf die Seite springend, schrie sie gellend:

„Hilfe!“

„Tß . . . du!“ pfiff jemand erschrocken.

Dann wälzte sich ein riesiger, heißer Körper auf sie und drückte sie mit ganzer Kraft quer aufs Bett. Jemand packte ihr nacktes Bein mit verschwitzten, harten Fingern oberhalb des Knies und stieß es zur Seite, während er in aufsteigender Wut und Wollust nach Atem rang . . .

II

Sie wurden sofort nüchtern, als sie sich gesättigt hatten, als alles zu Ende war und das ganze Entsetzen des Geschehenen, kalt und ratlos, vor ihnen stand.

Draußen wurde es schon grau, die Lampe erlosch, im Zimmer war es schwül. Die Kissen lagen auf der Erde, die Decke war von den Füßen zusammengetreten worden. Statt eines Hemdes hatte Ninotscha nur noch Segen am Leib; sie lag nackt da, am ganzen Körper blaue Flecken und Risse, wand sich, schlug um sich, weinte und schrie. Sie sah nicht mehr schön aus, nur noch beflagenswert, fast abstoßend sogar.

Der blasser Polizeikommissar, in Hemd und Reithose, hielt sie auf dem Bett fest, indem er sich mit dem ganzen Körper quer auf sie wälzte und drückte ihr den Mund zu. Arzt und Untersuchungsrichter standen daneben und trampelten sinnlos auf einem Fleck herum. Ihre Arme zuckten, ihre Augen weiteten sich trübe, ihre Gesichter schimmerten in dem eigentümlichen Grau der Morgendämmerung.

„Hören Sie, meine Liebe . . . jetzt ist doch alles egal . . . nichts mehr zurückzubringen . . . Hören Sie . . . Es ist doch jetzt alles ganz egal, begreifen Sie doch . . .“ redeten alle drei, sich gegenseitig ins Wort fallend, und wieder gleichzeitig ratlos verstummend, auf sie ein.

Aber Ninotschka, in der nichts mehr von der früheren hellen, lieben Zartheit war, nur noch etwas Verunstaltetes, Beschmutztes, — wand sich in den Händen des Polizeikommissars und schrie, die Augen wahnsinnig aufgerollt.

„Was soll man jetzt mit ihr anfangen?“ murmelte der Untersuchungsrichter in verzweifelter, feiger Wut durch die Zähne.

Vom Dorfe her wurde schon unbestimmtes Lärmen vernehmbar. Dicht unter dem Fenster krächzte ein Hahn dreimal laut und energisch.

„Ah . . .“, schrie Ninotschka, die ihren Mund unter der Hand des Polizeikommissars hervorgewunden hatte, durchdringend. Doch er packte sie mit festem Griff schonungslos ins Gesicht, preßte es nieder und zerdrückte es, daß Speichel und Blut an seinen Fingern kleben blieben. Eine Sekunde sahen sie sich beide in die Augen, unverwandt, als flössen sie in einem scharfen Blick zusammen, und dieser Blick war grauenhaft, unmenschlich.

„Nun, nun . . . schrei m—al!“ zischte er mit sinnlosem Triumph.

III

Es war heller, sonniger Morgen. Vor den Häusern und Zäunen lagen noch lange, nasse Schatten und dort, wo die Sonne hinfiel, funkelten blendend kleine Pfützen; die in den Schmutz getretenen Strohhalm glänzten wie golden. Der Schulhof war leer; man sah nur gleichmäßige Räder-spuren, die in dem nassen Boden zurückgeblieben waren. In dem Zimmer „für eintreffende Beamte“ waren alle Möbel, außer dem Diwan, der hübsch fest gerade vor der Tür stand, abgerückt; Flaschen, trübe Gläser, Häufchen aufgeweichter Asche, zertretene Zigarettenstummel lagen herum. Hinter der Tür, im Zimmer Ninotschkas, war es so still und regungslos, als bewahrten die fest verriegelten Türhälften mit dicht zusammengepreßten Zähnen ein stummes Geheimnis.

Bis gegen elf Uhr drängten sich Knaben und Mädchen vor den Stufen zur Schule, rannten einander nach, stupsten und schlugen sich und lärmten, wie eine Schar Sperlinge. Um elf Uhr aber entstand plötzliche, unhelmliche Stille. Ir-gend jemand lief, bei jedem Schritt schwer und deutlich auf-tretend, mit einer grauenhaften Nachricht die Straße herun-ter, und die Straße wurde lebendig. Alles kam in Bewegung, von allen Seiten kamen Menschen zum Vorschein und liefen aufgeschreckt schreiend zur Schule. Der alte Iwolgjin kam angerannt, der dicke Gemeindevorsteher, und der Wacht-meister. Die Tür wurde geöffnet, und in das stille Zimmer Ninotschkas, das für immer verstummt und traurig zu sein schien, stürmten lärmende Menschen mit erschrockenen und neugierigen Gesichtern herein.

Mit stummer, trauriger Zunge erzählte es von einem un-bekannten, grauenvollen Lebensende. Es sah aufgeräumt aus, aber augenscheinlich in aller Eile und ungeschickt, von frem-den Händen: die Möbel waren in allzu peinlicher Ordnung zurechtgestellt, das Bett zugedeckt, als wäre es längst ver-

lassen und vergessen. Ninotschkas Kleidungsstücke waren zu sorgfältig, verlogen, auf dem Stuhle zurechtgelegt. Dazu lag über dem Zimmer ein kaum wahrnehmbarer, fast unfaßbarer, starrer Geruch.

Ninotscha, in einem reinen, weißen Hemde, dessen Bügelfältchen sich noch nicht aufgeklappt hatten, und das noch nach Seife roch, hing in einer Zimmerecke am Kleiderständer, von dem alle Kleider heruntergenommen waren. Die dünnen Arme, schon grünlich schimmernd, fielen hilflos am Körper herunter, die Beine in schwarzen Strümpfen und mit hellblauen Strumpfbändern, bogen sich unnatürlich nach außen, als strebten sie voll Qual nach der Erde, der Kopf war zurückgeworfen, ungeheuer groß, aufgedunsen, blau, mit unmenschlichen, gläsernen Augen und rauher, blauer Zunge, die sich in dem toten, Falten Mund nach oben wölbte; auf den blauen Lippen stand erstarrter, schmutziger, blutiger Schaum und ein Ausdruck von Grauen und Qual, die für die Lebenden nicht mehr begreiflich, nicht faßbar waren.

Der alte Iwolgjin schrie wild auf, die Menschen redeten und schrien sinnlos durcheinander, als hätten sie plötzlich den Verstand verloren, durch die Straße ging ein schwerer, vernehmlicher Seufzer und zerfloß in der dichten, schwarzen Volksmenge, die sich um die Stufen drängte.

IV

Der Polizeikommissar, der Untersuchungsrichter und der Kreisarzt waren am nächsten Tage gegen Abend, einzeln, nicht zusammen, eingetroffen. Es war noch hell, aber die Schatten begannen sich bereits in die Länge zu ziehen, unter ihnen schimmerte eine dünne Eiskruste. Vom Gemeindehaus gingen sie nach der Schule, vor der nur zwei Wächter mit blinkenden Amtsschildern standen. Die Beamten stiegen schweigend die Stufen hinan und traten in das Schulhaus. Der dicke,

aufgedunsene Kreisarzt atmete schwer und bewegte sinnlos die Finger.

Der hagere, hochgewachsene Polizeikommissar ging mit einem Gesicht, hart wie aus Stein, resolut und sicher, voran. Der Untersuchungsrichter hielt sich abseits, sein dünner, blasser Hals unter einem kleinen, frechen Gesicht mit aufgezwickelten, blonden Schnurrbart zog sich krampfhaft in die Schultern ein.

Als erster trat der Polizeikommissar ins Zimmer und ging geradeswegs auf Ninotschkas Leiche zu, die regungslos und kalt durch das Laken schimmerte. Eine Sekunde lang sah er gerade in ihr totes Gesicht, dann wendete er sich ab und sagte kalt:

„Wegschaffen! . . .“

Die beiden Wächter warfen schleunig ihre Mützen hinter die Tür und kamen, behutsam mit den Bastschuhen auftretend, an das Bett heran. Ihre Hände zitterten, selbst in ihren angespannt gekrümmten Rücken war das Grauen und Mitleid zu spüren; ihr feuchender Atem aber blieb stumpf und unterwürfig.

„Schneller“, rief der Polizeikommissar mit derselben kalten, gewohnheitsmäßig harten Stimme.

Die Bauern gerieten in Hast. Ninotschkas schwarze Süßchen zitterten, schlugen hoch und fielen hilflos nieder. Von dem mit rauhem, erdbeernem Drillich bekleideten Arm fiel ein blasses, grünliches Händchen herab und hing zu Boden.

„Tragt sie nach dem Hof, in die Scheune . . .“

Die Bauern setzten sich in Bewegung, blieben stehen, rückten wieder an, und trugen sie, die Hände überschlagen, wie eine furchtbar schwere, unzerbrechliche Last hinaus.

Und als sich die schwarzen Süßchen, eigentümlich vorwärts dringend, aus der Schultür auf die Stufen schoben, ging der gleiche, gedämpfte Seufzer des Grauens und der Ver-

ständnislosigkeit durch die Straße, die plötzlich von Hunderten, weit aufgerissener Augen beleuchtet wurde.

„Jagen Sie das Volk auseinander“, rief entsetzt feuchend der Arzt dem Polizeikommissar ins Ohr.

Der Polizeikommissar richtete sich auf. Sein Gesicht wurde gebieterisch:

„Was habt ihr da zu suchen . . . Auseinandergehen, marsch!“

Die Menge geriet stumm in Bewegung, drängte sich eine Weile, wogte hin und her und blieb auf der Stelle.

„Auseinandergehen, auseinandergehen!“ riefen plötzlich der Wachtmeister und die Polizeidiener.

Ninotscha war bereits in die Scheune getragen und dort auf das gefrorene, harte Gerüst niedergelegt worden. Das kleine, tote Köpfchen wackelte noch einmal leise und erstarrte.

Einer der Wächter befreuzigte sich erschrocken.

Der Kommissar sah ihn flüchtig an und sagte mechanisch:

„Schere dich hinaus . . . Rufe die Zeugen.“

Das Gesicht des Bauern zog sich zusammen, war für einen Augenblick wie nach innen gesunken, und die stumpfsinnige Angst eines Schwachkopfs trat hinter dem hellen, durchsichtigen Mitleid auf seine Mienen.

V

Nach der Obduktion saßen der Kreisarzt und der Untersuchungsrichter schweigend im Gemeindehaus zusammen, draußen war eine sternenlose Nacht, die schwarz durch die Fenster hineinlugte.

„Ach, mein Gott, mein Gott!“ seufzte still der Arzt, während er mit seinen dicken Fingern, die vergessen zu haben schienen, wie man es macht, an einer Zigarette drehte.

Der Richter sah ihn kurz an und ging im Zimmer auf und ab.

Beiden war unerträglich ängstlich zumute; es war ihnen unmöglich, sich in die Augen zu sehen. In ihren schwer gewordenen Köpfen, die ihnen plötzlich ungeheuer groß und krankhaft leer, wie bei Wahnsinnigen wurden, zogen Erinnerungen Sprünge und Zickzacklinien. Formlose Erinnerungen, aber scharf wie Messer.

Für Minuten schien es dem Arzte, als wäre alles „nur so“, ein Fehler, ein gutzumachender Fehler gewesen. Alles würde zu Ende kommen, vorübergehen; das Leben wird wieder ebensogut freudig und bequem sein wie vorher. Aber plötzlich schwamm ein feuriger Nebel heran: ein hübsches, nacktes Weib, in schwarzen Strümpfen, mit hellblauen Strumpfbändern, ein Weib, das für einen Augenblick nur eine Sache war, mit dem sie alles tun konnten, wozu sie Lust hatten, dem sie mit wahnsinnigem Genuß, mit Grausamkeit den weichen, brennenden Körper zerfleischten — es tauchte plötzlich aus dem Nebel des trunkenen Wahnsinns und der Geistesabwesenheit als blasser, kalter Leiche auf. Und das Leben verschwand, es verschwand jede Möglichkeit, zu leben, der kommende Tag stürzte in das schwarze Loch auswegsloser Furcht. Straßende Bilder stiegen auf, bekannte Gesichter wurden fremd und furchtbar, machtvolle Hände, denen nicht zu entinnen war, erhoben sich über seinem Kopf, und das Herz versank in einem Abgrund von Scham.

Der Untersuchungsrichter aber schritt aus einer Ecke in die andere, immer schneller und schneller, als ob er jemandem zu entlaufen suchte. Hinter ihm knarrten unablässig die Diele, — etwas Unsichtbares schien ihm nachzujagen. In seinem runden, glatigeschorenen, blonden Schädel liefen hastig wie Mäuse die Gedanken umher, nach einem Ausweg zu suchen. Die Seufzer des Arztes reizten ihn. Ihm schien, daß jetzt nicht Grund und Zeit zum Seufzen wäre, daß nur eins notwendig sei: sich herauszudrehen. Der Gedanke an ein

kleines, zugrundegerichtetes Weib stand regungslos, unnütz in einem dunklen Winkel seines Zimmers.

„Ach, mein Gott!“ seufzte der Arzt.

Der Untersuchungsrichter wurde wütend. Er fühlte, daß diese schweren Seufzer an seinen Gedanken hängen blieben und ohnmächtig um einen Punkt kreisten. Er drehte sich kurz um, rollte die kleinen, wie Gallert durchsichtigen Augen und rief wütend:

„Was jammern Sie da! Um welchen Teufels willen, in der Tat! . . . Hat selbst die Suppe eingebrocht und lamentiert jetzt wie ein altes Weib . . .“ In seinen Worten lag ein unheimlicher Ausdruck; aber er blickte dem Arzt nicht in die Augen.

Der Arzt verstand ihn und wurde tiefrot. Sein übergroßes Gesicht, wie eine Kugel aufgebläht, wurde rot und blinkend. Man hörte im ganzen Zimmer, wie sein Atem anfang, kurz und schwer zu werden.

„Was! . . . Ich! . . . Alles ich!“ fragte er abgerissen, sich langsam auf seine kurzen Beine stellend.

„Selbstverständlich, — Sie!“ Der Untersuchungsrichter reckte sich ihm wütend, mit hochgeworfenem Kopfe, entgegen.

Das Lämpchen auf dem Tisch wackelte erschrocken und flirrte flüchtig mit dem grünen Schirm. Das Licht fiel auf gespreizte Beine und krankhaft geballte Säuste, die Gesichter blieben im Schatten, und nur die Augen glänzten trübe.

„Ich!“ fragte der Arzt nochmals und verschluckte sich röchelnd.

„Sie, Sie, Sie!“ rief schrill der Untersuchungsrichter.

„Und wer sagte es zuerst!“ röchelte der Arzt.

„Ich habe es im Scherz gesagt, Sie sind aber zuerst hineingegangen!“

„Aber wer hat sie auf den Kopf gehauen, auf den Kopf! . . . Ich!“

„Aber wer sagte, daß wir nichts fürchten brauchen!“

Sie standen sich mit wutverzerrten Gesichtern gegenüber, mit Augen, die außer Furcht und Haß jeden Ausdruck eingebüßt hatten, und schleuderten sich nackte, widerwärtige Anklagen entgegen. In ihren Seelen, die jeden Halt verloren hatten, und in ihrem getrübten Verstande schien eine unerträglich durchdringende Stimme zu heulen.

„Nicht ich, nicht ich . . . er, er, er! . . .“

Eine Türe wurde zugeschlagen, und aus Furcht vor dem Laut zogen sie sich zusammen, wurden blaß und verstummt.

Der Kommissar trat herein. Er trug den kalten, grauen Uniformmantel mit blanken Knöpfen und den Säbel. Sein Gesicht war wie aus Stein, seine Augen wie aus Metall; seine ganze Gestalt — grau und hart.

Er trat an den Tisch, stützte sich mit beiden Händen auf und sagte, während er gerade zwischen beiden auf die Wand blickte:

„Gleich werden wir mit der Untersuchung beginnen.“

Er sah nicht auf, fühlte aber doch, wie sie erblaßten.

Die Lippen zur Seite ziehend, sagte er:

„Aber famos haben wir das Nächstchen verbracht . . . Schade, daß wir an solche Gans kamen. Na, war ganz nett.“

Er sah der Reihe nach erst den einen, dann den anderen spöttisch an; mit veränderter Stimmung fügte er hinzu:

„Wie dem auch sei, wir brauchen nicht an irgendeinem Weibsbild zugrunde zu gehen . . . Da heißt's, sich herausdrehen. Was also? Gerad' hab' ich gehört, daß zwei Bauern gesehen haben, wie der Schuldiener Matwej Powalny nachts aus der Schule herauskam . . . wie?“

„Na, was denn . . .?“ fragte der Arzt lautlos.

In der Kehle des Untersuchungsrichters schluchzte etwas freudig auf:

„Das ist die Rettung! . . . Eine Vergewaltigung wird es

nicht, wird Raubmord . . . Raubmord ist plausibler und nicht so sensationell! . . . Verstehen Sie? . . . Und den Schuldigen aus dem Konzept zu bringen, ist nicht schwer, übernehme ich . . . Vergewaltigung ist gar nicht nötig.“

„Aha . . .“ sagte der Kommissar gedehnt, als lauschte er auf etwas Ferneres; er reckte den langen, sehnigen Hals aus.

Aber je weiter der Untersuchungsrichter versuchte, alles auf den Schuldigen zu wälzen, um so kraftloser und fassungsloser wurde der dicke, gedunsene Arzt. Neues Grauen stand vor ihm auf, in feige, abreißende Reden gekleidet; es schien ihm unerträglich zu werden. Als der Untersuchungsrichter verstummte, fiel der Arzt massig, fast ohnmächtig auf den Stuhl und stöhnte dumpf, das Gesicht mit den schlaffen Singern bedeckend.

„Aber darauf steht Zuchthaus . . . Für uns soll das heißen!“

Der Polizeikommissar wandte ihm sein starres Gesicht zu.

„Was denn tun?“ fragte er kalt.

„Aber darauf ist Zuchthaus . . . Für uns soll ein unschuldiger Mensch leiden!“

Auf das Gesichtchen des Untersuchungsrichters drängte unaufhaltsam ein wilder Zug, vermischt mit der tollen Verzückung des Geretteten.

„Na, was schon“, sagte so ruhig, als wäre es das Allergewöhnlichste, der Polizeikommissar.

„Das ist unmöglich . . . ich kann nicht!“ stöhnte der Kreisarzt, während er seine Singer noch stärker vor das Gesicht preßte.

„Was heißt das — ich kann nicht!“ kreischte der Richter auf.

„Nein, ich kann nicht . . .“ Der Arzt schüttelte den Kopf, ohne die Singer zu öffnen. Seine Stimme war traurig, gedrückt und dumpf: „ich kann nicht.“

„Aber konnten's!?“ rief der Untersuchungsrichter.

„Das . . . weiß nicht wie . . . es passierte . . . Nun, was auch . . . Aber dies kann ich nicht! . . .“ erwiderte ebenso dumpf der Kreisarzt.

„Ah so, Sie können nicht? Aber ins Zuchthaus auf zwölf Jahre . . . ja!“ Der Untersuchungsrichter neigte sich gehässig und mit schleichendem Triumph, dicht an das Ohr des Arztes. „Und Ihre Frau, die Familie, ja?“

Der Arzt riß die Hand von seinem angeschwollenen Gesicht, sah ihn starr an und brach plötzlich, mit dem Kopf auf den Tisch gesunken, in freischendes Weinen und Stöhnen aus.

„Mein Gott, mein Gott . . . was ist das nur, was ist das nur?“

Sein Kopf fuhr wie eine große, weiche Blase an der Tischkante hin und her.

„Bringen Sie ihn zur Ruhe . . .“ sagte verächtlich der Kommissar, vom Tische zurücktretend. „Was soll das, den Hausnarr spielen . . . begreife nicht . . .“

Der Arzt fing an, aufzuschlucken, und allmählich ging sein Weinen in lautes, schreckliches Lachen über.

Der Untersuchungsrichter stürzte erschrocken nach Wasser, stieß dem Arzt ein Glas Wasser gegen die feuchten Zähne und redete geängstigt auf ihn ein: „Hören Sie auf . . . Nun, was ist das mit Ihnen . . . Nun, wir haben uns ein Mädel vorgenommen . . . waren besoffen . . . An unserer Stelle hätte es jeder andere ebenso gemacht . . . Was, wollten wir den Tod für sie, was . . . Trinken Sie Wasser . . . Hören Sie auf . . . Schreien Sie nicht so . . . Nur, das kam so, — was ist da zu tun? . . .“

Der Polizeikommissar stieß plötzlich einen Seufzer, halb Stöhnen, halb Lachen, aus. Der Untersuchungsrichter sah sich nach ihm um; für einen Augenblick überkam ihn das Gefühl, als wären sie alle verrückt geworden, er selber auch;

über seinen Schädel lief ein krampfhaftes Zittern. Der Polizeikommissar faßte sich, schlug ihm das Glas aus der Hand und schrie wütend durch die zusammengebissenen Zähne, während er den Arzt an der Schulter packte:

„Ruhe geben . . . Dich mein' ich, Mas verfluchtes! . . . Ich schlage dich tot!! . . .“

Der Arzt schüttelte sich unter seinen Händen, als wenn sich sein Kopf vom Körper trennen würde, und stammelte hilflos:

„Ich . . . v—verstehe . . . laß—lassen Sie . . . ich werde nichts . . .“

VI.

Noch am Abend verbreitete sich, heimlich von Mund zu Mund schleichend, nach allen Seiten das bange Gerücht von der Bluttat. Es blieb stumpf und still, aber in dieser toten Stille schien ein verzweifelter Schrei von Mensch zu Mensch zu fliegen; aus den Seelen stieg angstvolle Verzweiflung in die Welt. Am frühen Morgen verließen die Arbeiter der Baumwollspinnerei und der benachbarten Eisenbahnstation ihre Arbeit, schwarze Haufen wälzten sich über die Felder nach dem Dorf.

„Haben selber gemordet und selber Gericht gehalten“, sagte eine schwere, dumpfe Stimme; in ihrem Flüsterton begann eine ungeheure, gemeinsame Drohung anzuschwellen.

Mit stürmischer Macht und Schnelligkeit wuchs sie heran. In ihrer elementaren Bewegung riß sie den ganzen geheimen Druck, die jahrhundertelange Bedrückung mit sich fort. Als hätte auf einmal der Schatten eines Kleinen, zu Tode gepeinigten Weibes mit kindlichen, schwarzen Strümpfen, mit naiven, hellblauen Strumpfhaltern, das allen gemeine Frohe und Liebe in sich verkörpert. Man wollte nicht glauben, nicht mehr leben; die Beine gingen von selbst nach jener Richtung,

die Gesichter nahmen von selbst den drohenden, verzweifelten Ausdruck an.

Als die Wächter frühmorgens einen ungestrichenen Sarg auf die Straße hinaustrugen, hatte bereits eine schwarze, wirbelnde Menge die ganze Straße überflutet. Schweigend teilte sie sich vor dem langsam in der Luft schwebenden gelben Kasten. Niemand sagte, was zu tun sei, alles sah qualvoll auf den gelben Deckel, unter dem die stumme Verzweiflung lauerte. Es war still, nur in unbestimmter Ferne wälzte sich ein taftmäßig anschwellendes, unterirdisches Dröhnen.

Der weiße Himmel wurde allmählich durchsichtig; der Reif schimmerte flüchtig auf den Dächern, auf der Erde und den Zäunen. Im Osten verblaßte zart und schwermütig der letzte Stern. Die Menge setzte sich, langsam schwarze Ringe ziehend, in Bewegung und wälzte sich hinter dem Sarge her. Er war bald an die Kirche gekommen; langsam bog man nach dem Kirchhof ab.

Plötzlich hörte man das schrille, beharrliche Schreien eines Menschen. Iwolgin, ohne Mühe, grauhaarig, lief auf den Sarg zu und schrie, die knochigen Arme schwingend:

„Halt, halt!“

Der Sarg hielt wie von selbst und schwankte unschlüssig auf der Stelle. Iwolgin holte ihn ein. Die grauen Büschel seiner Haare stachen nach allen Seiten; seine alten Augen quollen über dem verzerrten Munde hervor.

„Wohin?“ rief er, sich außer Atem an den Sarg klammernd: „Zurück! . . . Ermordet und die letzten Spuren ins Wasser! . . . Das gibt's nicht, Halunken! . . . Zurück! . . . Das wollen wir noch mal sehen, wie . . .“

Durch die Menge lief das dumpfe Dröhnen.

„Herr Iwolgin, für diese Worte können Sie sich zu verantworten haben . . . sehr einfach!“ rief drohend der Wacht-

meister und schob sich zwischen ihn und den Sarg. „Weiter, Kinder, weiter! . . .“

Iwolgin flammerte sich mechanisch an seinen Arm und bewegte krankhaft die zitternden Lippen.

„Was packen Sie mich denn an?“ Der Wachtmeister entriß ihm kräftig die Hand.

Aber Iwolgin griff ebenso mechanisch nach seinem Ellenbogen; er schien lautlos etwas zu lallen; wie ein Fisch schnappte er krampfhaft den Mund auf und zu.

„Lassen Sie los!“ rief der Wachtmeister wütend.

„Sie haben sie ermordet . . . Selber ermordet . . .“ stammelte endlich Iwolgin: „Von ihnen . . . es ist Sünde . . . Das wissen Sie . . .“

„Was weiß ich?“ schrie der Wachtmeister übertrieben frech. „Was denn? . . . Ist es Ihre Sache? — Polizist, nimm ihn fest! . . .“

Ein Bauer faßte Iwolgin schüchtern am Arm.

„Bruder, was soll das?“ schrie jemand aus der Menge.

„Laß los, weshalb greifst du nach ihm . . . Die Mörder! . . . Kinder, nicht beerdigen lassen . . . Den Staatswalt . . . A—a . . .“ „Nicht lassen!“ schrien einige Stimmen halblaut, plötzlich aber setzte sich die Masse in Bewegung, ebbte zurück und staute wieder vorwärts.

Der Wachtmeister brüllte etwas aus Leibeskräften, kam aber nicht gegen das Chaos wilder Stimmen auf. Der Sarg schwankte heftig und senkte sich dann rasch herunter, zu den Füßen der Menge.

VII

Am nächsten Tage zur Mittagszeit trafen der Kreispolizeichef und der Kommissar durch eine auf der Station aufgebene Depesche benachrichtigt, ein.

Vom frühen Morgen an dröhnte und zitterte es im ganzen

Dorf. Der Sarg stand einsam in der Kirche; in seinem gelben Deckel spiegelte sich trübe die Sonne.

Der dicke Polizeichef stieg massig und machtbewußt aus der Kalesche und warf dem Polizeikommissar halblaut die Worte zu:

„Ippollit Ippolitowisch, schaffen Sie Zeugen her und ordnen Sie an, daß man sofort begräbt . . .“

Er selber ging mit kurzen und festen Schritten zur Kirche. Vorhalle und Vorhof waren von einer schweigenden Menge überflutet. Die Polizeidiener, Kommissar und Kreispolizeichef waren hindurchgegangen. Man hörte, wie ihre Füße auf dem steinernen Fußboden der Kirche dröhnten. Dann kamen sie wieder zurück; der gelbe Sargdeckel erschien von neuem im schwarzen Viereck der Tür und schwankte hoch über der Menge in der Luft.

„Vorwärts, vorwärts!“ rief der Kreischef finster nach allen Seiten schielend.

Lautlos wie ein Automat schob die Menge dichter heran und drängte in die Vorhalle. Der Sarg blieb stehen.

„Auseinandergehen!“ rief der Kreispolizeichef vortretend.

„Das wär' was . . . — auseinandergehen!! Totgeschlagen, so, und auseinandergehen . . . Stimmt!“ antwortete jemand aus der Menge.

Iwolgin, grau und säuberlich, mit einem kleinen weißen Kreuz auf dem grauen Mantel, trat höflich, aber entschlossen dem Kreischef entgegen.

„Erlauben Sie,“ zurückhaltend und leise neigte er sich dem Kreischef zu: „die Stimme des Volkes bezeichnet nun mal als . . .“

„Wie bitte?“ fragte der Kreischef, ihm rasch den Kopf zuwendend.

„Ich sage, daß die Mörder uns allen bekannt sind . . . man kann nicht zulassen, daß diese grauenhafte Tat . . .“

Der Kreischef blickte ihm unsicher ins Auge, wendete sich aber sofort wieder ab.

„Erlauben Sie . . . Das ist nicht Ihre Sache! . . . Wer sind Sie denn? . . . Entfernen Sie sich gefälligst.“

Rücksichtsvoll, aber entschlossen schob er den im Wege stehenden Iwolgin beiseite.

„Vorsehen!“ schrie dieser plötzlich in furchtbarer Wut und schleuderte die Hand des Polizeichefs kräftig zur Seite.

Der Polizeichef froh in sich zusammen und wurde blaß.

„Leiser, leiser . . . Sie sind . . .“ murmelte er kaum vernehmlich und ohne Iwolgin anzublicken. „Weiter, Kinder! . . .“

Es trat ein langes, quälendes Schweigen ein. Der Sarg schwanfte leise in der Vorhalle.

„Kinder,“ rief der Kreischef immer mehr erblassend mit dünner, gespannter Stimme, „wißt ihr, was ihr tut? . . . Ihr macht Euch strafbar! Laßt durch . . . Die Untersuchung hat den Schuldigen festgestellt . . . Das Gericht wird ihn richten, aber ihr werdet es verantworten müssen . . .“

„Gericht . . . richten . . . Untersuchung! Ho—hoho!“ wurde fast fröhlich, klingend in der Menge geschrien. „Die Schlaunen! . . . Nein, Bruder, geh weiter! . . . Ho! . . .“

„Durchlassen!“ rief der Kreispolizeichef nochmals überlaut. „Was gibt's da noch?“

„Das gibt's,“ rief Iwolgin, sich wieder zu ihm drängend, „meinen Sie, daß es für Sie kein Gericht gibt! . . . Dann lügst du, Lump! . . . Sieh hier, dein Gericht!“

Der Kreischef sah sich unter den zusammengezogenen Augenbrauen ringsum; er machte einen Schritt zurück. Und wie gebannt setzt sich die ganze Menge hinter ihnen her in Bewegung.

„Ippolit Ippolitowitsch“, sagte ratlos der Kreischef.

Der hohe, graugekleidete Kommissar trat an ihm vorbei

auf Iwolgín zu; auf seinem Gesicht lag der harte, kalte Ausdruck, als ob er noch nichts begriffen hätte.

Gerade in dem Augenblick, als er und der Wachtmeister Iwolgín packten, änderten sich in dem langen, farblosen Gesicht eines Arbeiters die Mienen; wütend die Augen niedergesenkt, schlug er dem Kommissar mit der schwieligen, wuchtigen Faust gerade ins Gesicht. „Mörder!!“ stöhnte er.

Blut spritzte; der Kommissar wankte, hielt sich aber auf den Füßen. Sein Gesicht war mit einem Mal verunstaltet, zeigte aber weder Entsetzen noch Schmerz, sondern nur wahnsinnig verwunderte, raubtierartige Wut. Er brüllte furz auf, und stürzte sich, wie eine Katze gekrümmt, auf den Arbeiter. Gegen eine Minute hielten sie sich umpackt, schwankten dann und stürzten gleichzeitig auf die Stufen der Vorhalle.

Alles ächzte, geriet in Drehung.

„Nur zu . . . Schlagt zu, Kinder!“ rief jemand lustig.

Der Kreispolizeichef und der Dorfälteste liefen nebeneinander über die schmutzige Erde, den schmelzenden Schnee, das kalte, ins Gesicht spritzende Wasser. Sie liefen röchelnd und außer Atem, schmutzig, abgerissen, mit zerschlagenen Gesichtern, wie ungeheure Hasen, die, ohne auf den Weg zu achten, quer über das Feld springen. Weit hinterher stürzte zerstreut die Menge mit Johlen und Pfeifen.

VIII

Nachts schob sich von der Landstraße her, die aus der Finsternis kam und in der Finsternis verlief, eine schwere Masse ins Dorf. Es war nichts zu unterscheiden, nur zu hören, wie die Pferde schnaubten, die Hufeisen trommelten und auf den Boden platschten und Waffen fast lautlos flirrten.

Auf dem Platz machte das Militär halt. Die Straße blieb still und leer, nur ein paar Hunde heulten und fläfften auf

den Höfen. Hier und da leuchtete in finstern Fenstern Feuer auf und erlosch sofort.

Ein Teil der Soldaten saß ab und trat in die Umfriedung der Kirche. Dann wurde aus der Finsternis ein dunkler Kasten herausgetragen und rasch um die trübe, schimmernde Mauer nach dem Kirchhof gebracht. Es war still.

Lange war es still, bis der graue, erregte Tag kam.

Am Tage zogen von der Sabrik her, deren tote Schlöte gleich riesigen, erloschenen Kerzen in die Luft ragten, wieder schwarze Haufen über die Hauptchausseen. Sie flecten aneinander, dehnten sich aus, zerflossen auf dem Platz; blasse, gespannte Gesichter steckten zusammen und fuhren auseinander, wendeten sich einander zu und schauten mit einem eigentümlich vertieften Ausdruck auf die Soldaten. Die andere Seite des Platzes war wie vorher leer und still. Dort standen in langen Streifen berittene Soldaten; die Reihe ihrer steinernen, undurchdringlichen Gesichter war der Menge zugewandt. Sie saßen regungslos im Sattel, und nur ihre Pferde bewegten die Köpfe! Vor ihnen gingen unbekannte, graue Menschen, die sich seltsam von der grauen Erde und den grauen Zäunen abhoben.

Dann schritten diese Menschen zu den Rossen und schlangen sich rasch, sicher in die Sättel. Ein einsamer Ruf ertönte, der lange Streifen der Soldaten geriet mit einem Male ins Schwanken, setzte sich in Bewegung und ritt im Trab auf die Menge zu.

Einzelne Rufe des Staunens und Entsetzens zerrissen die Stille, und die ganze schwarze Masse fletterte mit wildem Schreien und Kreischen über die Balken zurück auf die Umfriedung der Kirche. Die riesigen Pferde schlugen jäh die Köpfe empor und schoben sich in die Menschen. Hinten, in der Menge, von der Umfriedung herab, wurde gepiffen und

geschrien. Ein Arbeiter lief in Sprüngen von der Kirche her den Pferden entgegen und schrie gellend:

„Unsere, hierher! Unsere hierher!“

„Haut sie, haut sie!“ Stöcke, Steine sausten durch die Luft; Arme, rote Gesichter mit wilden Augen wirbelten durcheinander. Man hörte keine Schreie mehr, nur einen unbestimmten Brei von Köcheln, Winseln, harten Schlägen und dumpfem Fallen. Plötzlich erscholl elementares, triumphierendes Brüllen. In der Ferne, am Ende des Platzes, sah man noch die Kosaken, aber nicht mehr in einem regelmäßigen grauen Streifen, sondern in verstörten, flüchtigen Häuflein. Unablässig flogen die schweren Steine gegen sie.

„Wir haben's!“ rief ein Mann und lächelte mit kindlicher Freude.

„Schau! . . .“ sagte still und deutlich jemand in der Menge.

Auf jener Seite des Platzes rollte sich langsam eine lange graue Kette auf. Hunderte Füße schlugen einen eiligen und regelmäßigen Takt an.

„Das wagen sie nicht, sie drohen nur“, ging es zaghaft durch die Menge.

„Bruder . . . was soll das! Was wird denn jetzt . . .“ fragte der große Arbeiter mit gesunkener Stimme.

Dann schlug etwas in Erde und Himmel ein. Die grauen Menschen verschwanden irgendwohin und wurden von einem Streifen leichten, grauen Dunstes überzogen . . .

IX

Gegen Abend gingen die Wolken auseinander; die Sonne lugte hervor. Es war grauenhaft still; über der Erde, zwischen dem erstorbenen, sich duckenden Leben und dem tiefen, freien Himmel lag eine tote, lastende Macht.

In der Scheune, am Gemeindehaus, lagen auf einem

Brettergerüst reihenweis tote Menschen und schauten mit weißen Augen, die für immer erstarrt waren, nach oben; ein fragendes, unveränderliches Grauen glänzte trübe in ihnen . . .

**Die Pflanzen des Doktor Cinderella.
Von Gustav Meyrink.**

Siehst du, dort die kleine schwarze Bronze zwischen den Leuchtern ist die Ursache aller meiner sonderbaren Erlebnisse in den letzten Jahren.

Wie Kettenglieder hängen diese gespenstischen Beunruhigungen, die mir die Lebenskraft aussaugen, zusammen, und verfolge ich die Kette zurück in die Vergangenheit, immer ist der Ausgangspunkt derselbe: die Bronze.

Lüge ich mir auch andere Ursachen vor, — immer wieder taucht sie auf wie der Meilenstein am Wege.

Und wohin dieser Weg führen mag, ob zum Licht der Erkenntnis, ob weiter zu immer wachsendem Entsetzen, ich will es nicht wissen und mich nur an die kurzen Rasttage flammern, die mir mein Verhängnis frei läßt bis zur nächsten Erschütterung.

In Theben habe ich sie aus dem Wüstensande gegraben, — die Statuette, — so ganz zufällig mit dem Stock, und von dem ersten Augenblick an, wo ich sie genauer betrachtete, war ich von der krankhaften Neugier befallen, zu ergründen, was sie denn eigentlich bedeute. — Ich bin doch sonst nie so wissenschaftlich gewesen!

Anfangs fragte ich alle möglichen Forscher, aber ohne Erfolg.

Nur ein alter arabischer Sammler schien zu ahnen, um was es sich handle.

„Die Nachbildung einer ägyptischen Hieroglyphe“, meinte er, und die sonderbare Armstellung der Sigur müsse irgendeinen unbekannten ekstatischen Zustand bedeuten.

Ich nahm die Bronze mit nach Europa, und fast kein Abend verging, an dem ich mich nicht sinnend über ihre geheimnisvolle Bedeutung in die seltsamsten Gedankengänge verloren hätte.

Ein unheimliches Gefühl überkam mich oft dabei, ich grüble da an etwas Giftigem — Böartigem, das sich mit hämi-

schem Behagen von mir aus dem Banne der Leblosigkeit los-
schälen lasse, um sich später wie eine unheilbare Krankheit an
mir festzusaugen und der dunkle Tyrann meines Lebens zu
bleiben. Und eines Tages bei einer ganz nebensächlichen
Handlung schoß mir der Gedanke, der mir das Rätsel löste,
mit solcher Wucht und so unerwartet durch den Kopf, daß ich
zusammenfuhr.

Solch blizartige Einfälle sind wie Meteorsteine in unserem
Innenleben. Wir kennen nicht ihr Woher, wir sehen nur ihr
Weißglühen und ihren Fall. — —

Sast ist es wie ein Surchtgefühl — — dann — — ein lei-
ses — — so — so — als sei jemand Fremdes — — — —
— — Was wollte ich doch nur sagen?! — Verzeih, ich werde
manchmal so seltsam geistesabwesend, seitdem ich mein linkes
Bein gelähmt nachziehen muß; — — ja, also die Antwort
auf mein Grübeln lag plötzlich nackt vor mir: — Nach-
ahmen!

Und als hätte dieses Wort eine Wand eingedrückt, so
schossen die Sturzwellen der Erkenntnis in mir auf, daß das
allein der Schlüssel ist zu allen Rätseln unseres Daseins.

Ein heimliches automatisches Nachahmen, ein unbewußtes,
rastloses, — der verborgene Lenker aller Wesen!!

Ein allmächtiger geheimnisvoller Lenker, — ein Lotse mit
einer Maske vor dem Gesicht, der schweigend bei Morgen-
grauen das Schiff des Lebens betritt. Der aus jenen Ab-
gründen stammt, dahin unsere Seele wandern mag, wenn der
Tiefschlaf die Tore des Tages verschlossen! Und vielleicht
steht tief dort unten in den Schluchten des Körperlosen Seins
das Erzbild eines Dämons errichtet, der da will, daß wir
ihm gleich seien und sein Ebenbild werden — — —

Und dieses Wort „nachahmen!“ dieser kurze Zuruf von
„irgendwoher“ wurde mir ein Weg, den ich augenblicklich
betrat. Ich stellte mich hin, hob beide Arme über den Kopf,

so wie die Statue, und senkte die Singer, bis ich mit den Nägeln meinen Scheitel berührte.

Doch nichts geschah.

Keine Veränderung innen und außen.

Um keinen Fehler in der Stellung zu machen, sah ich die Sigur genauer an und bemerkte, daß ihre Augen geschlossen und wie schlafend waren.

Da wußte ich genug, brach die Übung ab und wartete, bis es Nacht wurde. Stellte dann die tickenden Uhren ab und legte mich nieder, die Arm- und Handstellungen wiederholend.

Einige Minuten verstrichen so, aber ich kann nicht glauben, daß ich eingeschlafen wäre.

Plötzlich war mir, als käme ein hallendes Geräusch aus meinem Inneren empor, wie wenn ein großer Stein in die Tiefe rollt.

Und als ob mein Bewußtsein ihm nach eine ungeheure Treppe hinabfiel — zwei, vier, acht, immer mehr und mehr Stufen überspringend, — so verfiel rückweise meine Erinnerung an das Leben, und das Gespenst des Scheintodes legte sich über mich.

Was dann eintrat, das werde ich nicht sagen, das sagt keiner.

Wohl lacht man darüber, daß die Ägypter und Chaldäer ein magisches Geheimnis gehabt haben sollen, behütet von Uräuschlängen, das unter Tausenden Eingeweihter auch nicht ein einziger je verraten hätte.

Es gibt keine Fide, meinen wir, die so fest binden!

Auch ich dachte einst so, in jenem Augenblicke aber begriff ich alles.

Es ist kein Vorkommen aus menschlicher Erfahrung, in dem die Wahrnehmungen hintereinander liegen, und kein Eid bindet die Zunge, nur der bloße Gedanke einer Andeutung dieser Dinge hier — im Diesseits — und schon zielen die Vipern des Lebens nach deinem Herzen.

Darum wird das große Geheimnis verschwiegen, weil es sich selbst verschweigt, und wird ein Geheimnis bleiben, solange die Welt steht.

Aber all das hängt nur nebensächlich zusammen mit dem versengenden Schlag, von dem ich nie mehr gesunden kann. Auch das äußere Schicksal eines Menschen gerät in andere Bahnen, durchbricht sein Bewußtsein nur einen Augenblick die Schranken irdischer Erkenntnis.

Eine Tatsache, für die ich ein lebendes Beispiel bin.

Seit jener Nacht, in der ich aus meinem Körper trat, ich kann es kaum anders nennen, hat sich die Flugbahn meines Lebens geändert, und mein früher so gemächliches Dasein kreist jetzt von einem rätselhaften, grauenerregenden Erlebnis zum andern — irgendeinem dunklen, unbekannten Ziele zu.

Es ist, als ob eine teuflische Hand mir in immer kürzer werdenden Pausen immer weniger Erholung zumißt und Schreckbilder in den Lebensweg schiebt, die von Sall zu Sall an Furchtbarkeit wachsen.

Wie um eine neue, unbekannte Art Wahnsinn in mir zu erzeugen — langsam und mit äußerster Vorsicht — eine Wahnsinnsform, die kein Außenstehender merken und ahnen kann, und deren sich nur ein von ihr Befallener in namenloser Qual bewußt ist.

In den nächsten Tagen schon nach jenem Versuch mit der Hieroglyphe traten Wahrnehmungen bei mir auf, die ich anfangs für Sinnestäuschungen hielt. Seltsam saufende oder schrillende Nebentöne hörte ich den Lärm des Alltags durchqueren, sah schimmernde Farben, die ich nie gekannt. — Rätselhaftes Wesen tauchten vor mir auf, ungehört und ungefühlt von den Menschen, und vollführten in schemenhaftem Dämmer unbegreifliche und planlose Handlungen.

So konnten sie ihre Form ändern und plötzlich wie tot daliegen; glitschten dann wieder wie lange Schleimseile an den

Regenrinnen herab oder hochten wie ermattet in blödsinniger Stumpfheit in dunklen Hausfluren.

Dieser Zustand von Überwachsein bei mir hält nicht an, — er wächst und schwindet wie der Mond.

Der stetige Verfall jedoch des Interesses an der Menschheit, deren Wünschen und Hoffen nur noch wie aus weiter Ferne zu mir dringt, sagt mir, daß meine Seele beständig auf einer dunklen Reise ist — fort, weit fort vom Menschentum.

Anfangs ließ ich mich von den flüsternden Ahnungen leiten, die mich erfüllten, — jetzt — bin ich wie ein angeschirrtes Pferd und muß die Wege gehen, auf die es mich zwingt.

Und siehst du, eines Nachts da riß es mich wieder auf und trieb mich, planlos durch die stillen Gassen der Kleinstadt zu gehen um des phantastischen Eindrucks willen, den die altertümlichen Häuser erzeugen.

Es ist unheimlich in diesem Stadtviertel wie nirgends auf der Welt.

Nie ist Zelle und nie ganz Nacht.

Irgend ein matter, trüber Schein kommt von irgendwo, wie phosphoreszierender Dunst sickert es vom Gradschin auf die Dächer herab.

Man biegt in eine Gasse und sieht nur totes Dunkel, da sticht aus einer Fensterriße ein gespenstischer Lichtstrahl plötzlich wie eine lange boshafte Nadel einem in die Pupillen.

Aus dem Nebel taucht ein Haus, — mit abgebrochenen Schultern und zurückweichender Stirn und glogt besinnungslos aus leeren Dachlücken zum Nachthimmel auf wie ein verzendetes Tier.

Daneben reckt sich eines, gierig mit glimmernden Fenstern auf den Grund des Brunnens da unten zu schielen, ob das Kind des Goldschmiedes noch darinnen, das vor hundert Jahren ertrank. Und geht man weiter über die buckligen Pflastersteine und sieht sich plötzlich um, da möchte man wet-

ten, es habe einem ein schwammiges, fahles Gesicht um die Ecke nachgestarrt, — nicht in Schulterhöhe — nein, ganz tief unten, wo nur große Hunde die Köpfe haben könnten. —

Kein Mensch ging auf den Straßen.

Totenstille.

Die uralten Haustore bissen schweigend ihre Lippen zusammen.

Ich bog in die Thunsche Gasse, wo das Palais der Gräfin Morzin steht.

Da Pauerte im Dunst ein schmales Haus, nur zwei Fenster breit, ein heftisches, bössartiges Gemäuer; dort hielt es mich fest, und ich fühlte den gewissen überwachen Zustand kommen.

In solchen Fällen handle ich blitzschnell wie unter fremdem Willen und weiß kaum, was mir die nächste Sekunde befiehlt.

So drückte ich hier gegen die nur angelehnte Türe und schritt durch einen Gang eine Treppe in den Keller hinab, als ob ich in das Haus gehöre.

Unten ließ der unsichtbare Zügel, der mich führt, wie ein unfreies Tier, wieder nach, und ich stand da in der Sinsternis mit dem quälenden Bewußtsein einer Handlung, vollbracht ohne Zweck.

Warum war ich hinuntergegangen, warum hatte ich nicht einmal den Gedanken gefaßt, solch sinnlosen Einfällen Halt zu gebieten?! Ich war krank, offenbar krank, und ich freute mich, daß nichts anderes, nicht die unheimliche rätselhafte Hand im Spiele war. Doch im nächsten Moment wurde mir klar, daß ich die Türe geöffnet, — das Haus betreten hatte, die Treppe hinabgestiegen war, ohne nur ein einziges Mal anzustoßen, ganz wie jemand, der Schritt und Tritt genau kennt, und meine Hoffnung war schnell zu Ende.

Allmählich gewöhnte sich mein Auge an die Sinsternis, und ich blickte umher.

Dort auf einer Stufe der Kellertreppe saß jemand. — Daß ich ihn nicht gestreift hatte im Vorbeigehen!!

Ich sah die zusammengekrümmte Gestalt ganz verschwommen im Dunkel.

Einen schwarzen Bart über einer entblößten Brust. — Auch die Arme waren nackt.

Nur die Beine schienen in Hosen oder einem Tuch zu stecken.

Die Hände hatten etwas Schreckhaftes in ihrer Lage; — sie waren so merkwürdig abgebogen, fast rechtwinklig zu den Gelenken.

Lange starrte ich den Mann an.

Er war so leichenhaft unbeweglich, daß mir war, als hätten sich seine Umrisse in den dunklen Hintergrund eingefressen und als müßten sie so bleiben bis zum Verfall des Hauses.

Mir wurde kalt vor Grauen, und ich schlich den Gang weiter, seiner Krümmung entlang.

Einmal faßte ich nach der Mauer und griff dabei in ein splitteriges Holzgitter, wie man es verwendet, um Schlingpflanzen zu ziehen. Es schienen auch solche in großer Menge daran zu wachsen, denn ich blieb fast hängen in einem Neststengelartigen Geranks.

Das Unbegreifliche war nur, daß sich diese Pflanzen oder was es sonst sein mochte, blutwarm und strogend anfühlten und überhaupt einen ganz animalischen Eindruck auf den Tastsinn machten.

Ich griff noch einmal hin, um erschreckt zurückzufahren: ich hatte diesmal einen kugeligen, nußgroßen Gegenstand berührt, der sich kalt anfühlte und sofort wegschnellte. War es ein Käfer?

In diesem Moment flackerte ein Licht irgendwo auf und erhellte eine Sekunde lang die Wand vor mir.

Was ich je an Surcht und Grauen empfunden, war nichts gegen diesen Augenblick.

Jede Sieber meines Körpers brüllte auf in unbeschreiblichem Entsetzen.

Ein stummer Schrei bei gelähmten Stimmbändern, der durch den ganzen Menschen fährt wie Eisesfalte.

Mit einem Ranfennetz blutroter Adern, aus dem wie Beeren Hunderte von glänzenden Augen hervorquollen, war die Mauer bis zur Decke überzogen.

Das eine, in das ich soeben gegriffen, schnellte noch in zuckender Bewegung hin und her und schielte mich böse an.

Ich fühlte, daß ich zusammenbrechen werde und stürzte zwei, drei Schritte in die Finsternis hinein; eine Wolke von Gerüchen, die etwas Feistes, Humusartiges wie von Schwämmen und Milanthus hatten, drang mir entgegen.

Meine Knie wankten, und ich schlug wild um mich. Da glomm es vor mir auf wie ein kleiner glühender Ring: der erlöschende Docht einer Öllampe, die im nächsten Augenblick noch einmal aufblakte.

Ich sprang darauf zu und schraubte den Docht mit bebenden Fingern hoch, so daß ich ein kleines rußendes Stämmchen noch retten konnte.

Dann mit einem Ruck drehte ich mich um, wie zum Schutz die Lampe vorstreckend.

Der Raum war leer.

Auf dem Tisch, auf dem die Lampe gestanden, lag ein länglicher, bligender Gegenstand.

Meine Hand fuhr danach wie nach einer Waffe.

Doch war es bloß ein leichtes, rauhes Ding, das ich faßte.

Nichts rührte sich, und ich stöhnte erleichtert auf. Vorsichtig, die Flamme nicht zu verlöschen, leuchtete ich die Mauern entlang. Überall dieselben Holzspaliere und, wie ich jetzt deutlich sah, durchrannt von offenbar zusammengestückelten Adern, in denen Blut pulsierte.

Grausig glitzerten dazwischen zahllose Augäpfel, die in Abwechslung mit scheußlichen, brombeerartigen Knollen hervorsproßten und mir langsam mit den Blicken folgten, wie ich vorbeiging. — Augen aller Größen und Farben. — Von der klarschimmernden Iris bis zum hellblauen toten Pferde-
auge, das unbeweglich aufwärts steht.

Manche, runzelig und schwarz geworden, glichen verdorrten Tollkirschen.

Die Hauptstämme der Adern rankten sich aus blutgefüllten Phiolen empor, aus ihnen kraft eines unbekannten Prozesses ihren Saft ziehend.

Ich stieß auf Schalen — gefüllt mit weißlichen Settbrocken, aus denen Fliegenpilze, mit einer glasigen Haut überzogen, emporwuchsen. — Pilze aus rotem Fleisch, die bei jeder Berührung zusammenzuckten.

Und alles schienen Teile, aus lebenden Körpern entnommen, mit unbegreiflicher Kunst zusammengefügt, ihrer menschlichen Seele beraubt, und auf rein vegetatives Wachstum heruntergedrückt.

Daß Leben in ihnen war, erkannte ich deutlich, wenn ich die Augen näher beleuchtete und sah, wie sich sofort die Pupillen zusammenzogen. — Wer mochte der teuflische Gärtner sein, der diese grauenhafte Zucht angelegt!

Ich erinnerte mich des Menschen auf der Kellerstiege.

Instinktiv griff ich in die Tasche nach irgendeiner Waffe, da fühlte ich den rissigen Gegenstand, den ich vorhin eingesteckt. — Er glitzerte trüb und schuppig, — ein Tannenzapfen aus rosigen Menschennägeln!

Schauernd ließ ich ihn fallen und biß die Zähne zusammen: nur hinaus, hinaus, und wenn der Mensch auf der Treppe aufwachen und über mich herfallen sollte!

Und schon war ich bei ihm und wollte mich auf ihn stürzen, da sah ich, daß er tot war, — wachsgelb.



Aus den verrenkten Händen — die Nägel ausgerissen. Kleine Messerschnitte an Brust und Schläfen zeigten, daß er seziert worden war.

Ich wollte an ihm vorbei und habe ihn, glaube ich, mit der Hand gestreift. — Im selben Augenblick schien er zwei Stufen herunter auf mich zuzuspringen, stand plötzlich aufrecht da, die Arme nach oben gebogen, die Hände zum Scheitel.

Wie die ägyptische Hieroglyphe, dieselbe Stellung — dieselbe Stellung!

Ich weiß nur noch, daß die Lampe zerschellte, daß ich die Haustüre aufwarf und fühlte, wie der Dämon des Starrkrampfes mein zuckendes Herz zwischen seine kalten Finger nahm. — — —

Dann machte ich mir halbwach irgend etwas klar — — der Mann müsse mit den Ellenbogen an Stricken aufgehängt gewesen sein, nur durch Herabrutschen von den Stufen hatte sein Körper in die aufrechte Stellung geraten können — — — und dann — — dann rüttelte mich jemand: „Sie sollen zum Herrn Kommissär.“ — — — —

Und ich kam in eine schlecht beleuchtete Stube, Tabakspfeifen lehnten an der Wand, ein Beamtenmantel hing an einem Ständer. — — Es war ein Polizeizimmer.

Ein Schutzmann stützte mich.

Der Kommissär saß vor einem Tisch und sah immer von mir weg — er murmelte: „Haben Sie sein Nationale aufgeschrieben?“

— „Er hatte Visitkarten bei sich, wir haben sie ihm abgenommen“, hörte ich den Schutzmann antworten.

„Was wollten Sie in der Thunschen Gasse — vor einem offenen Haustor?“

Lange Pause.

„Sie!“ sagte der Schutzmann und stieß mich an.

Ich lallte etwas von einem Mord im Keller in der Thunschen Gasse. — —

Darauf ging der Wachmann hinaus.

Der Kommissär sah immer von mir weg und sprach einen langen Satz.

Ich hörte nur: „Was denken Sie denn, der Doktor Cinderella ist ein großer Gelehrter — Ägyptologe, und er zieht viel neuartige, fleischfressende Pflanzen, — Nepenthen, Droserien oder so, — glaube ich, ich weiß nicht — — — — Sie sollten nachts zu Hause bleiben.“

Da ging eine Tür hinter mir, ich drehte mich um, und dort stand ein langer Mensch mit einem Reitherschnabel — ein ägyptischer Anubis.

Mir wurde schwarz vor den Augen, und der Anubis machte eine Verbeugung vor dem Kommissär, ging zu ihm hin und flüsterte mir zu: „Doktor Cinderella.“ — —

Doktor Cinderella!

Und da fiel mir etwas Wichtiges aus der Vergangenheit ein, — das ich sogleich wieder vergaß.

Wie ich den Anubis abermals ansah, war er ein Schreiber geworden und hatte nur einen Vogeltypus und gab mir meine eigenen Visitenkarten, darauf stand: Doktor Cinderella.

Der Kommissär sah mich plötzlich an, und ich hörte, wie er sagte: „Sie sind es ja selbst. Sie sollten nachts zu Hause bleiben.“ —

Und der Schreiber führte mich hinaus, und im Vorbeigehen streifte ich den Beamtenmantel an der Wand.

Der fiel langsam herunter und blieb mit den Ärmeln hängen.

Sein Schatten an der Faltweißen Mauer hob die Arme nach oben über den Kopf, und ich sah, wie er unbeholfen die Stellung der ägyptischen Statuette nachahmen wollte.

Siehst du, das war mein letztes Erlebnis vor drei Wochen. Ich aber bin seitdem gelähmt: habe zwei verschiedene Gesichtshälften jetzt und schleppe das linke Bein nach.

Das schmale heftische Haus habe ich vergeblich gesucht, und auf dem Kommissariat weiß niemand etwas von jener Nacht.

Der Ritter Blaubart.
Von Alfred Döblin.

Sinter der dünnen Birkenreihe, welche die Stadt von Norden her umsäumte, zog eine wellige Ebene nach dem Meere zu, wenig mit niedrigen Kiefern und Strauchwerk besetzt. Kein einziger Weg führte aus dem Durchbruch der Stadtmauer nach dem Strand, der kaum zwei Stunden entfernt ist; eine Kleinbahn fuhr in weitem Bogen um die Linde herum an das Wasser. In vielen Senkungen der Ebene stand der Sumpf, schwarz und steif wie Leim; Ratten und Kröten hausten hier; öfter stieß ein Häher durch die dicke Luft und schlug ein Weichtier an.

Wo sich die Hügelreihe am stärksten erhob, ragten quadratische und unförmige Steinblöcke scharf auf, Reste verwitterter Klippen. Das Meer hatte sich früher über das Land gestreckt; jetzt lag die Ebene verstört und frostig da; Meer und Erde wandten sich von ihr ab.

Diese Fläche war vor langen Jahren auf eine sonderbare Weise in den Besitz eines Barons Paolo di Selvi gekommen. Er war von einer Weltreise durch den Sund in diese See gesteuert, um in der Stadt den Vater seines ersten Bootsmannes zu besuchen, der unter dem Aquator dem Schwarzwasserfieber erlegen war. Er stieg ans Land, sprühend von Laune, träumerisch, eroberungsficher. Breitschulterig ging er mit den leicht gebogenen Beinen des Reiters über die Anlegebretter. Der Wind pfiff scharf an dem Morgen und warf ihm die schief sitzende Kapitänsmütze mit einem glatten Schlag ins Wasser, so daß er barhäuptig und lachend unter seinen Leuten stand, die das böse Omen entsetzte. Seine Augen waren etwas schräg gestellt, dicht an der Nase, die klein und stumpf war und mit ihrer Wurzel tief einsetzte. Die klaren hellgrauen Augen stimmten schlecht zu dem Munde von mädchenhafter Weiche, zu der Sanftheit seiner Stimme. Er ritt auf einem schwarzen Hengst hinter einem Maultiergespann den weiten Umweg nach der Stadt; zwei Truhen schleppte man zu dem alten Manne, den

er suchte, eine mit Andenken und allem Nachlaß des Bootsmannes, die andere mit japanischer Seide, indischen Perlen und Juwelen, mit sibirischem Pelzwerk. Kaum zwei Stunden blieb er in der Stadt, dann trabte er pfeifend und lachend allein zurück, unbekannt der Gegend, den kurzen Weg durch die Ebene. Es ist nichts bekannt über die Geschehnisse in der Ebene an dem Mittag. Der Baron muß schon am Eingang des Gebietes vom Pferd abgeseßen sein und sich allein durch den Sand und Morast gemacht haben. Beim nächsten Morgen grauen fand man den Vermißten besinnungslos auf der Klippe liegen, lang auf den Rücken ausgestreckt, über und über mit Tang und Lehm bedeckt, das Gesicht eigentümlich geschwollen, glühend, mit Bläschen, wie verbrannt, auch an der rechten Hand und dem Vorderarm löste sich die Haut in Segen ab. Man lagerte den ohnmächtigen Mann auf eine Bahre, trug ihn schräg über das Brachland auf die nächste Chaussee, wo man einen Heuwagen requirierte und in die Stadt fuhr. Die Wundflächen heilten in einer Woche. Der Baron wußte nicht, was ihm geschehen war. Nur die Krankenschwestern berichteten, daß seine Augen gegen Abend einen leidenden entsetzten Ausdruck annähmen, daß er den rechten Arm zur Abwehr in die Höhe hebe und trostlos wimmere. Als er völlig genesen war, schenkte er die Nacht seinem ersten Steuermann, entließ seine Leute und zog in die Stadt.

Zuerst bewohnte er ein Haus im Süden der Stadt, ganz im Freien liegend; viele Singvögel umgaben ihn; er pflog mit keinem Menschen Verkehr. Nach einigen Monaten zog er an die Stadtmauer in eine ganz alte Wohnung, die einen weiten Blick auf die dunstige Heide gewährte. Auf der Stadtmauer spazierte und saß der völlig veränderte unzugängliche Mann oder ritt die Chaussee langsam nach dem Meere zu. Bis er nach fast Jahresfrist frühmorgens durch die Straßen der Stadt ging, auf dem Marktplatz nach einem Baumeister fragte

und diesen mit kurzen Worten beauftragte, ihm in der Heide auf der höchsten Anhöhe um die Klippe herum ein Wohnhaus zu bauen. Der Baumeister brauche sich nicht zu beeilen, sagte er, indem er die Arme verschränkte; es solle ein Schloß werden, heimlich und weitläufig, mit vielem festlichen Schmuck; denn er wolle in sechs Monaten seine Gemahlin heimführen.

So zogen die Wegebauer in die Heide, stampften von der Chaussee einen sicheren Nebenweg nach der Klippe. Die Maurer fuhren lärmend an; sie planten den Hügel ab, gruben die Pfeiler ein und umbauten den Felsen, der sich bis zum ersten Stock des Hauses erhob und frei in die Zimmer ragte, — ein weites gedehntes Gebäude aus grauem Kalkstein, mit bunten Kirchenfenstern, zierlichen Türmen. Mitten in der Einöde erhob sich das Schloß, ein Gelächter der Bauleute, ein Kopfschütteln der Städter.

Knapp einen Monat, nachdem die Wände, Zimmer mit Kostbarkeiten erfüllt waren, führte der Baron eine fremde, junge Frau in sein Schloß. Sie erschien einmal im Theater der Stadt, die Portugiesin, ein braunes kindliches Wesen, das nicht vom Arme des Mannes wich; der lachte wieder wie früher und bezauberte alle. Sie tanzten an dem Abend im Bürgersaal. Der Baron spitzte seinen Mund und pfiff im Tanz; er strich den braunen Vollbart und zeigte spottend die Brandnarben auf seiner rechten Hand. Das zweitemal, daß man von der Portugiesin hörte, war eine Woche später, als ein reitender Bote nachts vom Schloß herjagte, dem Arzt die Türe einschlug, ihn nach der Heide schleppte an die Leiche der jungen Frau. Sie lag mit blaurotem Gesicht im Nachtkleide auf dem dunklen Korridor vor ihrem Zimmer. Neben ihr brannte noch die Kerze, mit der sie wohl aus der Tür gestürzt war. Der Baron folgte dem Arzt mit starren Augen; keine Frage beantwortete er, keine Miene verzog er. Aus den Worten einer

schluchzenden Hofe hörte der Arzt von dem alten Herzleiden der fremden Frau; er knöpfte seinen Pelz zu; sie war einer Lungenembolie erlegen.

Nach drei Wochen erschien der Baron wieder in der Stadt; man lud ihn zu den Gesellschaften ein. Oft und öfter ritt er in die Stadt, er fuhr zur Jagd, beteiligte sich an Kampfspiele und Rennen, saß abends beim Wein und erzählte von seinen Fahrten und Abenteuern. Lange Zeit sah man ihn lustig, schwärmend und träumerisch, mit den Soldaten und Seeleuten der Stadt, er fuhr eines Märztages mit zweien von ihnen wieder in See. Es kam nach einem halben Jahr etwa ein Brief von ihm an bei dem Verwalter seines Schlosses, daß die Wohngemächer grün auszuschlagen und grüne Läufer zu legen seien, und daß im Damenzimmer Orchideen gesetzt werden sollten.

Rund acht Monate nach seiner Abfahrt kehrte er zurück. Wieder führte er eine junge, fremde Frau auf sein Schloß. Diese hat kein Städter gesehen. Eines Morgens lag sie in schwarzem Reitkleid, den Schleier vor dem stolzen, weißen Gesicht, eine Gerte in der Hand, tot auf dem Hofe des Schlosses.

Im Volk, bei den Schiffern und Vorstadtarbeitern münzte man, wenn der finstere Baron in seinem schwarzen Ledermantel vorüberritt; die Kinder schrien vor ihm auf, warfen kleine Steinchen nach ihm, schossen mit dem Katapult auf seinen Hengst.

Die Tochter eines Rats Herrn, ein schwächliches, hellblondes Mädchen, sah ihm vom Fenster aus nach. Ihr traten die Tränen in die taubengrauen Augen, wenn die Männer ingrimmig von dem Geschick des schwarzen Ritters sprachen; sie weinte in ihrem Zimmer um ihn und war eines Tages auf seinem Schlosse und wurde seine Frau. Alle angstvollen Beschwörungen der Verwandten konnten dies nicht verhinder-

dern. Scharen von tobenden Menschen wälzten sich über den dunklen Weg nach dem Schloß, noch ehe ein Monat verstrichen war, als man die Leiche des süßen Geschöpfes eines Abends an dem Mauerdurchbruch fand. Die Polizei umringte das Schloß zum Schutz, der Baron wurde in Haft genommen. Das Gericht verfügte die Exhumierung der beiden ersten Frauen, die genaue chemische Analyse der drei Leichen auf Giftstoffe. Die Untersuchung blieb ergebnislos. Der Baron wurde auf freien Fuß gesetzt, das Volk streckte ohnmächtig die Hände nach ihm aus und wollte ihn zerreißen, als er seinen Revolver in der rechten Hand, langsam, höhnisch lachend, nach der Heide hinausritt.

Von nun an mied er die Stadt völlig. Er hauste allein in der Heide; nur sein Reichtum hielt die Dienerschaft im Schloß zurück.

Da landete eines Tages eine kleine Nacht vor der Stadt, ein silbernes Horn blies über die Heide; Miß Ilsebill futscherte ein Schimmelgespann durch die glatte Chaussee nach der Stadt. In dem Gasthof am Markt logierte sie sich ein. Sie fragte den Wirt nach dem Baron Paolo und seinem verrufenen Schloß; sie fragte zum zweiten, ob jetzt noch eine Frau bei ihm wäre; sie fragte zum dritten, wo sie ihn sehen könne. Bei den Rennen, die morgen in Stürming, dem Vororte, stattfänden.

Frühmorgens rüstete man das Gespann; der Groom stieg auf den Boß; auf dem Polster schaukelte Miß Ilsebill.

Die schnurgeraden Alleen herunter sausten die Wagen, die Automobile; sie lenkten in weitem Bogen vor das Portal der Rennbahn. Der Himmel war stahlblau, es wehte eine sommerliche Luft. Die Menschen drängten auf die Rennbahn, sie füllten die Tribüne vor dem weiten, grünen Rasen; der Lärm der Stimmen und Gefährte brauste, ein Riesenvogel, über die leere Fläche.

Die Miß fuhr zuletzt, kurz vor dem Start, am Sattelplatz vor. Zwei sanfte Schimmel zogen den offenen, blauausgeschlagenen Wagen durch den knirschenden Sand. Sie stieg aus, im blauen, wallenden Samtkleide, eine weiße Feder wehte in den bloßen Nacken; sie glitt durch die hölzerne Sperre auf ihren Platz. Sie hatte eine gelb-weiße Haut, ebenmäßige Züge. Ihre tiefschwarzen Augen schlüpfen zögernd über die Menschen und Gegenstände, wie ein schleimiger Schneckenleib, ließ eine Spur. Sie saß lächelnd da und kaute Schokolade.

Baron Paolo lehnte an der Stange; er sah mit Vergnügen die weißen Pferde antraben, hielt seinen weichen Filzhut zum Schutz über die spähenden Augen. Als die weiße Straußenfeder steil in dem Winde sich aufstellte, ging er die vier Stufen der Treppe hinunter, schob sich seitlich durch die Menge und trat vor Miß Ilsebill. Er hob die hohlen Hände wie ein Araber auf; beugte seinen Nacken vor ihr. Sie erschraf und lachte dann. Kalvello hieß der Favorit. Das braune, schlankbeinige Tier jagte lässig hinter dem Rudel her; schon waren zwei Kunden um, die Entscheidungstrecke kam. Miß Ilsebill ließ das Silberpapier fallen, stützte das feste Kinn auf die Hand, jauchzte über die gebundene Ruhe des Pferdes. Sie waren dicht am Ziel; da legte sich der blau-weiße Jockey dicht an das Ohr des Pferdes, flüsterte „Kalvello, ho, Kalvello“. Das Tier senkte den Kopf, flog in vier Sprüngen hin, siegte. Sie strahlte. Der Lärm der Menge rauschte über sie. kaum als das Gurdenspringen vorüber war, stand sie auf und lud den schweigenden Mann zu einer Spazierfahrt mit ihr ein. Während sie durch die Wälder im Süden der Stadt fuhren, sagte er, daß er der Baron Paolo die Selvi sei, daß er durch sein Geschick hierher verschlagen sei und drüben in der Heide wohne. Sie erzählte, sie wäre Miß Ilsebill; er hätte auf seinem Heideschloß drei Frauen verloren, und sie traure

über sein Geschick. Worauf er einen trüben Blick auf sie warf, den grauen Kopf senkte; der Groom aber riß die Schimmel herum; sie fuhren die Chaussee zurück, auf den geraden Weg zur Heide. An der Wendung zur Schloßallee verengerte sich der Weg. Paolo nahm dem Kutscher die Leine ab. Die Pferde sträubten sich. Er stieg aus und riß sie vor. Unter Peitschenhieben zogen sie an, sie schnaubten und wollten durchgehen, aber er hielt die Leine straff.

Prunkend stand in der Wüstenei das graue Schloß; über dem Dach des Damenflügels ragte die Spitze einer weißen Klippe. Paolo saß aufrecht im weichen Hut, eingefallen waren seine braunen Wangen und seine Schläfen, seine schräg gestellten grauen Augen blickten leer, nur sein Mund war rund und weich und sehnfüchtig wie immer. In der Dämmerung kamen sie vor sein Haus. Am Portal gab er ihr zum Abschied die Hand. Miß Ilsebill stieg aber aus und bat sich bei ihm zu Gaste auf ein paar Tage; sie wollte ihn pflegen und mit schöner Musik erheitern. Sie bezog die Zimmer des Damenflügels.

Sie ritten morgens und mittags aus; Ilsebill sang und spielte vor ihm in den Gemächern. Sie trug bunte und nixen-grüne Gewänder; in ihren Augen war ein weißes Schimmern, wenn sie auf den Teppichen tanzte; ihr schwarzes Haar hatte sie in Zöpfen gebunden, die sie mit den bligenden Zähnen festhielt. Paolo lag stumpf auf den Polstern, rauchte und hüllte sich in Dampf, später warf er sich auf den Teppich, sah ihr neugierig aus seinen hellen Augen zu, hörte sie summen zu der Gitarre, in die ihre Dienerin griff. Seine Stimme wurde heller, sein Gang rascher. Und als sie einmal auf dem Balkon standen, brach sie in ein ungefüges Weinen aus; sie wollte wissen, was es mit ihm sei, sie wollte ihm helfen. Er aber nahm ihre beiden gelbweißen, heißen Hände, legte sie auf seine Stirn, indem er die Worte eines fremden Gebets flüsterte; sie hing an seinem Hals, während er entsetzt bebte und

lauter sprach und schrie, was sie nicht verstand. Schon war er wieder still und sanft, geleitete Miß Ilsebill in ihr Zimmer. Und am Abend schlich sie sich, indessen der Baron im Herrenflügel schlief, allein trotzig und finster an die Thür des verschlossenen Zimmers, in das die Klippe hineinragte. Sie rüttelte an dem Holz, sie stemmte sich seufzend mit der Schulter an; das Schloß hielt fest. Da nahm sie das goldene Kreuz vom Halse ab, flehte die Mutter Gottes um Hilfe an, fand am Fuße der Thür einen Riegel bloßliegen, schob ihn, den Singer einschlagend, in die Höhe, mit schwerer Mühe, so daß ihr Arm schmerzte.

Lautlos sprang die Thür auf; Miß Ilsebill, die zarte, in ein schwarzes Tuch geschlagen, hob die Kerze: es war ein schmales, freundliches Gemach, mit zärtlichem Frauentand die Tischchen und Wände bedeckt; der rohe zackige Selsen bildete die breite Hinterwand; er schattete sonderbar in dem unsichern Lichte; in seiner Nische, über dem Boden, stand das grünbezogene Nachtlager, zu dem zwei Stufen führten. Miß Ilsebill tänzelte freudig über den dicken Teppich, warf ihr Tuch ab, sog den schwachen Blumengeruch ein, zündete zwei Ampeln an und war in dem heimlichsten Zimmer. Die grüne japanische Seide hing von der Decke herab, Bilder und Tapeten lächelten ruhevoll und sanft, auch die sonderbare Klippe schimmerte wie ein spielerischer, phantastischer Einfall. Sie legte leise die Thür an, sprang auf das Lager, lag träumend stundenlang, schlüpfte frühmorgens wieder durch die Korridore auf ihr Zimmer, nachdem sie das Licht gelöscht, sorgfältig die schweren Riegel herabgeschoben hatte. „War nichts geschehen, ist mir nichts geschehen“, sagte sie glücklich vor sich hin; glitt nun Nacht für Nacht hinüber in das Selsenzimmer, dort zu schlafen. Des Tages aber fand Miß Ilsebill kein Ende des Plauderns, Singens und Lockens vor dem versunkenen Manne. Aus ihren tiefschwarzen schlüpfenden Augen schlug öfter ein

greller Blick zu ihm, und als sie einmal unter den fünf raschelnden Schleiern vor ihm getanzt hatte und er lachend über ihre tollen Sprünge ihre Handgelenke hielt, warf sie ihre Schönheit vor ihm hin und bettelte an seinem Hals: „Ich bin Ihr Eigen, Paolo.“ „Sind Sie das, Miß Ilsebill? Sind Sie das?“ Und sein Blick war nicht grell und heiß, sondern derart schwermutsvoll, fragend und ohne Trost, daß sie von ihm abwich, die Schleier um sich warf und aus dem Zimmer schlich! Er umgab sie aber mit so viel stiller Ehrfurcht, daß er die blaßwangige Ilsebill ganz in staunendes Glück versenkte.

Auf ihren Streifzügen durch die Wälder trug der schwarze Ritter sie oft auf den Armen und betete, manchmal in die starken Knie sinkend, in fremder harter Sprache. Sie hob nie die Lippen zu seinem Munde, nur selten nahm er ihre gelbweißen Hände und preßte sie an seine Stirn. Welche Kleider trug Ilsebill mit den feinen Knöcheln? Wieviel Zöpfe hingen aus ihrem blauschwarzen Haar? Grüne Kleider, wie die Seide in dem Selsenzimmer trug Miß Ilsebill; grüne Blätter lagen auf ihrem Haare und waren eingeflochten in drei dichten Zöpfen. Miß Ilsebill und Paolo spielten und jagten zusammen, sie saßen oft am Meere, sie träumten zu zweit. Paolos Augen sprühten.

Eines Mittags sagte sie ihm, daß sie ihn um etwas bitten möchte. Und als Paolo freundlich fragte, biß sie sich auf die Unterlippe und meinte, daß sie ihm etwas sagen müsse. Ob es nicht zweckmäßig wäre, wenn sie einen Arzt kommen ließen aus der Stadt; sie glaube, sie sei etwas krank. Paolos Lippen wurden schneeweiß, er atmete schwer mit geschlossenen Augen: was ihr denn fehle. Sie höre immer, fast immer ein leises Scharren. Es sei ein Geräusch, ganz weit entfernt, ein gleichmäßiges Streifen, Rieseln und Scharren, gleich als liefe ein Tier über Sand und bliebe immer wieder schnaufend stehen.

Es sei so fein, daß es ihr oft wie ein Pfeifen klinge. Er stand am Fenster und blies gegen die Scheibe, fuhr mit rauher Stimme heraus, es sei kein Arzt not bei solcher Krankheit; sie müsse sich zerstreuen; sie müsse jagen, reisen; am besten, sie ginge fort von hier. Da lachte Miß Ilsebill aus vollem Halse und sagte, ihre beiden Pferde seien nur schwer den Weg hierher gelaufen und jetzt, wo fände sie Pferde, die sie zurücktragen würden ohne ihn. Der untersezte Mann hatte sich umgedreht, seine Stirn lag in Falten, sein mageres Gesicht glühte, er klagte heiser: sie solle gehen, sie solle gehen, sie solle gehen, er wolle sie doch nicht; er wolle kein Weib und keinen Menschen und nichts; er hasse sie alle, die höhnischen, sinnlosen Wesen; sie solle gehen, oh sie solle gehen. Ein Messer wolle er ihr gleich geben, damit solle sie sich ihre Krankheit aus dem Herzen schälen. Wie Miß Ilsebill mit schaukelnden Hüften auf ihn zuing, kam er auf sie gewankt, taumelnd wie ein Kind, sah sie an derart schwermutsvoll und ohne Trost, daß sie sein Haar streichelte und in fesselloses Schluchzen ausbrach, als er an ihrer Brust zitterte. Sie stellte keine Frage an ihn; sie nahm heimlich einen Dolch von der Wand, versteckte ihn unter ihrem Kleid.

Miß Ilsebill ging nun in ihrem dünnen Kleid oft allein aus, sie streifte bis an die Stadtmauer, brachte Paolo seltene Muscheln, blaue Steine mit, auch streng duftende Narzissen, die er liebte. Und auf einem Wege sprach sie in der Vorstadt einen alten Bauern an, der erzählte, der Baron habe sich mit Leib und Seele einem bösen Untier verkauft. Das läge aus Urzeiten auf dem alten Meeresgrunde, dort auf der Heide; in der Klippe hause es und brauche alle paar Jahre einen Menschen. Es klinge wie ein Märchen und sei doch wahr. Wäre nicht bei den Frauen jetzt die Unzucht und Gottlosigkeit so groß, so wäre der arme Ritter längst befreit von dem Tier. Sie hörte es mit Glück, denn sie wußte es schon lange.

Sie spielte auf ihrem Zimmer mit Eidechsen, die sie fing. Als Paolo sie einmal unter Lächeln klagen hörte, sie suche im Grunde nur nach dem Tier, das so laut scharre und murre und raschelte, meinte er, nach einem langen, schüttelnden Gelächter, er wolle einen Dichter einladen, den er Fenne in der Stadt, der solle sie mit Märchen und seltsamen Geschichten unterhalten. Er sei ein seelenkundiger Mann.

Am nächsten Mittag spazierte über den breiten Hauptweg der Dichter auf das Schloß; sie saßen zu dritt bei Tisch. Dann lud Paolo ihn ein, den Arzt zu spielen bei Miß Ilsebill und ihre Schwermut zu beheben; denn es scheine ihm eine Art Schwermut zu sein, was in ihr scharre und raschelte und sie zu verschlingen drohe. Der Dichter sprach mit ihr auf ihrem Balkonzimmer; es war ein schlanker, junger Mann mit langen Armen und mit freien Bewegungen. Er fuhr über sie mit herrscherischen Blicken, sie lachten zusammen, über ihre Bilder gebückt. Er bat sie, sie möchte tanzen, als schon die Lust dazu in der Wilden erwacht war; sie tanzten zusammen unter Ilsebills letztem Schleier, und die Entfesselte sprang mit ihm auf den Balkon und lachte mit einmal über das Schloß und den Sumpf und die scharrenden Tiere. Sie krümmte sich über das Eisengitter, schrie ihr Gelächter über die dämmerige Heide hin. Wahnsinnig, ja wahnsinnig wäre sie, eine Leiche bei lebendigem Leibe. Mögen alle vorsintfluthlichen Drachen ausbrechen und Paolos Glück morden: sie Fenne nur ein Tier, das ausbrechen wolle, und das sei sie selber. Sie streckte ihre runden Arme über sich, rief das Meer an, sie wolle wieder fort, sie wolle reisen und wandern und wolle immer lieben und immer küssen. Und eh die Dunkelheit einbrach, ging der Dichter fort; trällernd riß sie ein grünes Blatt aus ihrem Haar und steckte es zwischen seine Lippen.

Raum war es finster im Schloß geworden, da warf sich Miß Ilsebill ihr schwarzes Tuch um, nahm noch mit glühen-



den Wangen eine Kerze in die Hand und belud ihren linken Arm mit zwei Scheiten Holz: sie wollte zum Schluß die Selsenkammer in Brand stecken und dann in Nacht und Nebel verschwinden. Auf dem Meer wartete schon die Nacht, die der Dichter zur Flucht besorgt hatte. Den dunklen Gang leuchte sie hin; aus dem Dunklen, ihr entgegen, kamen Schritte. Die Scheite ließ sie über die Knie leise zu Boden gleiten, es war Paolo, der sie nicht fragte, ihre Kerze sachte an den Boden stellte und sie zärtlich, ohne zu sprechen, streichelte über Haar und Hände. Die schwarzen Augen Miß Ilsebills schlüpfen nicht fort von seinen, die voll Teilnahme blickten und einen erschreckenden Trost spendeten, schlüpfen nicht ab von der ruhigen Aufgeschlossenheit seines heiteren Gesichts. Seine schräggestellten Augen strahlten über sie gar eine Dankbarkeit, sein Mund näherte sich zum ersten Male ihren Lippen und küßte sie. Er sagte, er ginge noch heute in die Stadt. Sie kauerte auf dem Gang, die Kerze war erloschen, eine unbezwingliche Angst schüttelte ihre Schultern. Sie hielt das Kreuz in beiden Händen hoch, sie richtete sich auf, die Scheite ließ sie liegen, sie mußte über den Gang, sie mußte nach der Tür, sie mußte in die Kammer. Hart war ihr Gesicht, dann verzerrte es sich hilflos. Hinter dem Kreuz schleppte sich Miß Ilsebill, weinend und sich fasteiend. Den Riegel schob sie hoch. In der Kammer ging sie händeringend auf und ab, schlug sich die Brust, schlummerte auf dem weichen Teppich ein.

Im Traume hörte sie ein Scharren und Krachen, ein lautes Rufen von Männerstimmen: „Ilsebill, rette dich; rette dich, Ilsebill, Ilsebill!“ Richtete sich auf. Kam aus dem Selsen eine blasende Flamme, ein brennender Mund her. Der Selsen sprang mitten auseinander, aus der Höhle strömte das Wasser, wälzte sich ein grauenhaftes Meeresungeheuer, eine Meduse mit zahllosen ringelnden Sängen; aus dem Leib schlug die zitternde, blaurote Flamme wie der Atem. Miß Ilsebill

stürzte nach der Thür; die fand sie nicht; da schrie sie gell und wahnsinnig: „Paolo, Paolo.“ Das Untier zischte nach ihr; eine lähmende Süße durchfloß sie; sie schlug in Todesangst gegen die Wand. Ein blanker Spieß hing da, sie riß ihn herunter, schleuderte ihn blind in die Flamme hinein. Halbumfallend fand sie die Thür, lief, schreiend, mit den versengten Händen um sich schlagend, über die stummen Gänge; blieb vor ihrer Zimmertür liegen.

Bis an den grauen Morgen lag die stolze Miß Ilsebill. Als sie sich aufrichtete, löste sie mit starrer Ruhe ihre Schuhe und Strümpfe ab, band ihre Zöpfe auf, ging baarhäuptig, in bloßem, dünnem Röckchen aus dem Hause, durch den Torweg nach der Stadt zu über die Heide, bis da, wo die Birken stehen. Sie wandte sich nicht einmal um. Hinter ihr tobte es; vom Meere her kam ein Donnern und Bersten. Eine Springflut, eine meilenweite graue Wand durchbrach die Dämme und Deiche, setzte rollend und schäumend über die verwunschene Ebene, bedeckte wieder, was ihr schon einmal gehört hatte, dazu ein graues Schloß und viele schlafende, armselige Menschen. Das furchtbare Wasser warf seine Wellen bis dicht an den Berg heran vor der Stadt, auf dem die Birken stehen. Ilsebill wanderte auf den Berg. Und wie sie zwischen den Bäumen ging, trat der Nebel in den Wald. Aus einem Baume, an dem sie betete und ihr Kreuz aufhing, trat ein feiner, feiner Rauch, der süßer als Slieder duftete. Er legte sich um die wandernde Ilsebill, so daß sie eingehüllt war in die Falten eines weiten, duftenden Mantels. Sie sah keinen Schritt vor sich und keinen Schritt hinter sich; und als sie merkte, daß der Mantel der Mutter Gottes sie einhüllte, fing sie an zu weinen wie ein zages Mädchen. Rascher und rascher lief sie, aber sie stürzte bei jedem Schritt: „Ich möchte doch leben. Ach, liebe Mutter Gottes, laß mich doch die Blumen noch sehen, laß mich doch die Vöglein sehen. Ach, liebe Mutter Gottes, sei gut

zu mir. Ich sehe, — du bist gut zu mir, wie ich zu dir bin.“ Ihre Lippen blaßten. Sie wurde dünner und dünner. Seufzend löste sie sich auf und verschwand in dem feinen Nebel, der über die Birken zog.

Schon hob sich die Sonne über dem Wasser, da trabte langsam ein schwarzer Hengst mit einem Reiter durch den Mauerdurchbruch von der Stadt her. Der Reiter ritt über den Berg, und wie er auf der Höhe stand, schäumte meilenweit vor ihm das graue, tobende Wasser und fein Weg und fein Schloß. Er stieg ab, band das Pferd an einen Stamm, ging zwischen den Birken. Ein winziges goldenes Kreuz hing an einem Baum; um den ging ein süßer Geruch herum. Er zog den weichen Hut, kniete nieder und legte die Stirn an die Rinde: „Große Angst hast du uns beschert, holde Mutter Gottes; große Liebe hast du uns beschert, du holde Mutter Gottes.“

Die Städter sahen noch einmal den schwarzen Reiter an diesem Tage des Dammbruches durch die Stadt jagen. Dann hörte man nach vielen Jahren wieder von ihm, als die Kämpfe in Mittelamerika tobten. Als Führer einer Freischar gegen die heidnischen Indianer fiel er damals mit seiner ganzen Mannschaft bei einem heimtückischen Angriff.

Ligeia.
Von Edgar Allan Poe.

Und es liegt darin der Wille, der nicht stirbt. Wer
kennt die Geheimnisse des Willens und seine Gewalt?
Denn Gott ist nichts, als ein großer Wille, der mit
der ihm eigenen Kraft alle Dinge durchdringt. Der
Mensch überliefert sich den Engeln oder dem Nichts
einzig durch die Schwäche seines schlaffen Willens.

Joseph Glanvill.

Bei meiner Seele! Ich kann mich nicht erinnern, wann und wo ich die erste Bekanntschaft machte — der Lady Ligeia. Lange Jahre sind seitdem verflossen. Und mein Gedächtnis ist schwach geworden durch vieles Leiden. Vielleicht auch kann ich mich dieser Einzelheiten nur darum nicht mehr erinnern, weil der Charakter meiner Geliebten, ihr umfassendes Wissen, ihre eigenartige und doch milde Schönheit und die überwältigende Beredsamkeit ihrer sanft tönenden Stimme — weil dies alles zusammen nur ganz allmählich und verstohlen den Weg in mein Herz nahm, zu allmählich, als daß ich daran gedacht hätte, mir jene äußeren Umstände einzuprägen.

Ich habe jedoch das Empfinden, als sei ich ihr zum erstenmal und hierauf wiederholt in einer altertümlichen Stadt am Rhein begegnet. Und eins weiß ich bestimmt: sie erzählte mir von ihrer Familie, die sehr alten Ursprungs war. — Ligeia! Ligeia! — Trotzdem ich in Studien vergraben bin, deren Art mehr noch als alles andere dazu angetan ist, mich von Welt und Menschen abzusondern, genügt dies eine süße Wort „Ligeia“, um vor meinen Augen ihr Bild erstehen zu lassen — das Bild von ihr, die nicht mehr ist. Und jetzt, während ich schreibe, überfällt mich urplötzlich das Bewußtsein, daß ich von ihr, meiner Freundin und Verlobten, der Gefährtin meiner Studien und dem Weib meines Herzens, den Namen ihrer Familie nie erfahren habe. War es ein schalkhafter Streich, den Ligeia mir gespielt? War es ein Beweis meiner bedingungslosen Hingabe, daß ich nie eine dahingehende Frage stellte? Oder war es meinerseits eine Laune, ein romantisches Opfer, das ich auf den Altar meiner leidenschaftlichen Ergebenheit niedergelegt? Der bloßen Tatsache sogar kann ich mich nur unklar erinnern — was Wunder, daß ich die Gründe dafür vollständig vergessen habe! Und wirklich, wenn jemals der romantische Geist der bleichen und nebelbeschwing-

ten Asthophet des götzengläubigen Ägyptens, wie die Sage meldet, über unglückliche Ehen geherrscht hat, so ist es gewiß, daß er meine Ehe stiftete und beherrschte.

Immerhin hat mich wenigstens in einem Punkt meine Erinnerung nicht verlassen: die Persönlichkeit Ligeias steht mir heute noch klar vor Augen. Sie war von hoher, schlanker Gestalt, in ihren letzten Tagen sogar sehr hager. Vergebliches Bemühen wäre es, wenn ich eine Beschreibung der Erhabenheit, der würdevollen Gelassenheit ihres Wesens oder der unvergleichlichen Leichtigkeit und Elastizität ihres Schreitens versuchen wollte. Sie kam und ging wie ein Schatten. War sie in mein Arbeitszimmer gekommen, so bemerkte ich ihre Anwesenheit nicht eher, als bis ich den lieben Wohlklang ihrer sanften, süßen Stimme vernahm oder ihre marmorweiße Hand auf meiner Schulter fühlte. Kein Weib auf Erden trug solche Schönheit im Antlitz wie sie! Strahlend schön war sie, wie die Erscheinung eines Opiumtraumes, wie eine göttliche, beseligende Vision — göttlicher noch als die Traumgebilde, die durch die schlafenden Seelen der Töchter von Delos wehen. Doch waren ihre Züge keineswegs von jener Regelmäßigkeit, wie sie die klassischen Bildwerke des Heidentums aufweisen, und die man mit Unrecht so übertrieben bewundert. „Es gibt keine auserlesene Schönheit“, sagt Bacon Lord Verulam da, wo er von allen Formen und Arten der Schönheit spricht, „ohne eine gewisse Seltsamkeit in der Proportion.“ Aber wenn ich auch sah, daß die Züge Ligeias nicht von klassischer Regelmäßigkeit waren, wenn ich auch feststellte, daß ihre Schönheit in der Tat „auserlesen“ war, und fühlte, daß viel „Seltsamkeit“ in ihren Zügen lag, so habe ich doch vergebens versucht, dieser Unregelmäßigkeit auf die Spur zu kommen und meine Feststellung des „Seltsamen“ zu begründen. Ich prüfte die Kontur der hohen und bleichen Stirn — sie war fehlerlos. Wie kalt klingt doch dies Wort für eine so

göttliche Majestät, für die wie reinstes Elfenbein schimmernde Haut, die gebieterische Breite und ruhevoll Harmonie dieser Stirn, die sanfte Erhöhung über den Schläfen, die eine üppige Sülle rabenschwarzer, glänzender Locken umschmiegte — Locken, die das homerische Epitheton „hyazinthen“ so wunderbar erfüllten! — Ich prüfte die feinen Linien der Nase: nirgends anders als auf althebräischen Medaillons hatte ich ebenso vollkommen Schönes gesehen; nur dort hatte ich eine gleich wundervolle Zartheit und dieselbe kaum wahrnehmbare Neigung zu sanfter Krümmung, dieselben harmonisch geschweiften Nasenflügel, die einen freien Geist verrieten, gefunden. — Ich betrachtete den süßen Mund. Hier feierten alle Himmelswonnen ihr triumphierendes Fest: dieser entzückende Schwung der kurzen Oberlippe, diese weiche, wollüstige Ruhe der Unterlippe, diese tändelnden Grübchen, diese lockende Farbe, diese schimmernden Zähne, die jeden Strahl des heiligen Lichtes widerspiegeln, mit dem ihr heiteres und ruhevoll und gleichwohl frohlockendes Lächeln sie blendend schmückte. — Ich prüfte die Form des Kinnes und fand auch hier in seiner sanften Breite Majestät, Sülle und griechischen Geist — fand die Kontur, die der Gott Apoll dem Kleomenes, dem Sohn des Atheners, im Traume nur enthüllte. — Und dann vertiefte ich mich in Ligeias große Augen.

Für Augen finden wir im fernen Altertum kein Vorbild. Es mochte sein, daß eben hier — in den Augen meiner Geliebten — das Geheimnis lag, von dem Lord Verulam spricht. Sie schienen mir weit größer als sonst die Augen unserer Rasse. Sie waren üppiger als selbst die üppigsten Augen der Gazellen vom Stamme des Tales Mourhajad. Doch war es nur zu Zeiten — in Augenblicken tiefster Erregung, daß diese „Seltsamkeit“, von der ich vorhin sprach, deutlicher wahrnehmbar wurde bei ihr. Und in solchen Augenblicken war

Ligeias Schönheit — vielleicht kam es auch nur meiner erglühten Phantasie so vor — die Schönheit von überirdischen oder unterirdischen Wesen, die Schönheit der sagenhaften Houri der Türken. Von strahlendstem Schwarz waren ihre Pupillen und waren tief beschattet von sehr langen, jetttschwarzen Wimpern. Die Brauen, deren Linien kaum merklich unregelmäßig waren, hatten die gleiche Farbe. Die Seltsamkeit aber, die ich in den Augen fand, lag nicht in Form, Farbe oder Glanz, sie muß wohl in ihrem Ausdruck gelegen haben. Ach, bedeutungsloses Wort! Leeres Wort, hinter dessen bloßem Klang wir uns mit unserer Unkenntnis alles Geistigen verschanzen!

Der Ausdruck von Ligeias Augen! Oh, wie viele Stunden habe ich ihm nachgesonnen! Wie habe ich eine ganze Mittsommernacht lang gerungen, ihn zu ergründen! Was war es, dies Etwas, das tief innen, in den Pupillen meiner Geliebten, verborgen lag, das unergründlicher war als die Quelle des Demofritos! Was war es? Ich war wie besessen von dem Verlangen, es zu entdecken. Die Augen! Diese großen, diese schimmernden, diese göttlichen Augen! Sie wurden für mich die Zwillingsterne der Leda, und ich war ihr andächtigster Astrologe.

Es gibt in der Psychologie viele unlösbare Rätsel, das unheimlichste aber und aufregendste von allen erschien mir stets die Tatsache — die übrigens von den Psychologen kaum je erwähnt worden ist — daß wir oft, wenn wir etwas längst Vergessenes wieder in unser Gedächtnis zurückrufen wollen, bis auf die Schwelle des Erinnerns gelangen, ohne doch das, was sozusagen schon vor uns steht, wirklich festhalten zu können. Und wie oft, wenn ich den Augen Ligeias nachsann, fühlte ich mich der vollen Aufklärung über die Bedeutung ihres Ausdrucks ganz nahe: ich fühlte, sie war da — gleich, gleich würde ich sie erfassen — und da entschwebte sie wieder,

noch ehe ich sie hatte festhalten können. Und — sonderbares, oh sonderbarstes Mysterium! — Ich fand in den gewöhnlichsten Dingen von der Welt eine Reihe von Analogien zu diesem Ausdruck. Ich will damit sagen: nachdem Ligeias eigenartige Schönheit mir bewußt geworden war und nun im Altarschrein meines Herzens ruhte, lösten viele Erscheinungen der realen Welt dasselbe Empfinden in mir aus wie der Blick aus Ligeias großen, leuchtenden Augen. Trotzdem aber wollte es mir nicht gelingen, dies Empfinden zu ergründen oder zu zergliedern; auch überkam es mich nicht stets in der gleichen Stärke. Um mich näher zu erklären: jenes Gefühl erfüllte mich zum Beispiel beim Anblick einer schnell emporschießenden Weinrebe, bei der Betrachtung eines Nachtfalters, einer Schmetterlingspuppe, eines eilig strömenden Wasserlaufes. Ich habe es im Ozean gefunden und beim Fallen eines Meteors, sogar im Blick ungewöhnlich alter Leute. Und es gibt am Firmament ein paar Sterne, vor allem ein veränderliches Doppelgestirn sechster Größe nahe beim großen Stern der Leier, bei deren Betrachtung durch das Teleskop ich mich des nämlichen Gefühls nicht erwehren konnte. Gewisse Töne von Saiteninstrumenten und bestimmte Stellen in Büchern durchschauerten mich ähnlich so. Unter zahllosen anderen Beispielen erinnere ich mich besonders eines Ausspruchs, den ich bei Joseph Glanvill fand und der — vielleicht nur wegen seiner Wunderlichkeit — immer wieder diese Stimmung in mir erweckte: „Und es liegt darin der Wille, der nicht stirbt. Wer kennt die Geheimnisse des Willens und seine Gewalt? Denn Gott ist nichts als ein großer Wille, der mit der ihm eigenen Kraft alle Dinge durchdringt. Der Mensch überliefert sich den Engeln oder dem Nichts einzig durch die Schwäche seines schlaffen Willens.“

Eifriges Nachdenken durch lange Jahre hindurch hat mir nun wirklich gewisse leise Beziehungen gezeigt zwischen die-

sem Ausspruch des englischen Philosophen und einem Teil von Egeias Wesen. Es lebte in ihr ein unerhört starker Wille, der während unseres langen Zusammenlebens nie spontan zutage trat, sondern sich nur in einer unglaublichen Anspannung des Denkens, Tuns und Redens zu erkennen gab. Von allen Frauen, die ich je gekannt, war sie, die äußerlich ruhvolle, die stets gelassen milde Egeia, wie keine andere die Beute der tobenden Gier grausamster Leidenschaftlichkeit. Und diese Leidenschaftlichkeit enthüllte sich mir nur im wundervollen Strahlen ihrer Augen, die mich gleichzeitig entzückten und entsetzten, in der fast zauberhaften Melodie, Weichheit, Klarheit und Würde ihrer sonoren Stimme und in der flammenden Energie, die in ihren seltsam gewählten Worten lag und die im Kontrast mit der Ruhe, mit der diese gesprochen wurden, doppelt wirkungsvoll war.

Ich erwähnte schon das umfassende Wissen Egeias: ihre Kenntnisse waren unermesslich — für eine Frau ganz unerhört. In allen klassischen Sprachen war sie Meister, und auch in den modernen Sprachen des Kontinents habe ich ihr, soweit ich selbst mit diesen Sprachen vertraut war, nie einen Fehler nachweisen können. Und gab es denn überhaupt irgendein Thema aus den Gebieten der höchsten und schwierigsten Wissenschaften, in dem ich Egeia jemals auf Unkenntnis oder Irrtum ertappt hätte? Wie sonderbar, wie schauerlich! Diese eine Seite nur vom Wesen meiner Frau ist heute noch meinem Gedächtnis erinnerlich. Ich sagte, an Wissen übertrugte sie weit alle anderen Frauen — doch wo lebt der Mann, der die philosophische, physikalische und mathematische Wissenschaft in ihrer ganzen unermesslichen Ausdehnung so verständnisvoll studiert hätte?! Damals sah ich noch nicht, was ich jetzt klar erkenne, daß dies Wissen Egeias unglaublich, daß es gigantisch war. Doch war ich mir ihrer unendlichen Überlegenheit genügend bewußt, um

mich mit kindlichem Vertrauen ihrer Führung durch die chaotische Welt metaphysischer Probleme, mit denen ich mich während der ersten Jahre unserer Ehe eifrig beschäftigte, zu überlassen. Mit welch ungeheurem Triumph — mit welch lebhaftem Entzücken — mit welch himmlischer Hoffnung konnte ich, wenn sie in diesem so unbekannten, so wenig gepflegten Studium sich helfend zu mir neigte, fühlen, wie vor mir der herrlichste Ausblick sich öffnete und ein in diese glänzenden Höhen führender langer, köstlicher und noch ganz unbetretener Pfad sichtbar wurde, auf dem ich wohl endlich empor ans Ziel einer Weisheit gelangen durfte, die zu göttlich erhaben ist, um nicht verboten zu sein!

Wie heftig mußte da der Gram gewesen sein, mit dem ich einige Jahre später meine so festgegründeten Hoffnungen Flügel nehmen und sich davonschwingen sah! Ohne Ligeia war ich nichts als ein durch Dunkel tastendes Kind. Nur ihre Gegenwart, ihr Erklären brachte helles Licht in die vielen Mysterien des Transzendentalen, in die wir eingedrungen waren. Wenn den golden züngelnden Schriftzeichen der leuchtende Glanz ihrer Augen fehlte, wurden sie matter als stumpfes Blei. Und seltener und seltener fiel nun der Strahl dieser Augen auf die Blätter, über deren Inhalt ich brütete. Ligeia wurde krank. Die herrlichen Augen strahlten in übernatürlichen Flammen, die bleichen Hände wurden wachsfarben wie bei einem Toten, und die blauen Adern auf der hohen Stirn hoben sich und pochten ungestüm bei der geringsten Aufregung. Ich sah, daß sie sterben mußte — und mein Geist rang verzweifelt mit dem grimmen Azrael.

Noch angestrongter als ich, rang — zu meinem Erstaunen das leidenschaftliche Weib. So manches in ihrer ernsten Natur hatte in mir den Glauben gezeitigt, daß für sie der Tod keine Schrecken haben werde — doch dem war nicht so. Es gibt keine Worte, die auch nur annähernd die Wildheit ihres

Widerstandes beschreiben könnten, den sie dem Schatten Tod entgegensetzte. Ich stöhnte gequält bei diesem mitleiderregenden Anblick. Ich wollte besänftigen, aber gegenüber der unheimlichen Gewalt, mit der sie nur leben — nur leben — nichts als leben wollte, schien Trost und Zuspruch unsäglich albern. Aber trotzdem sich ihr feuriger Geist so wild gebärdete, bewahrte sie die Hoheit ihres äußeren Wesens bis zum letzten Augenblick, dem Augenblick des Todeskampfes. Ihre Stimme wurde noch sanfter — wurde noch tiefer — dennoch möchte ich jetzt bei dem grausigen Sinn der Worte, die sie in aller Ruhe sprach, nicht nachdenkend verweilen. Mein Geist der diesen überirdischen Tönen hingerissen lauschte — diesem Hohen und Ringen, dieser gewaltigen Sehnsucht, wie nie zuvor ein Sterblicher sie fühlte — taumelte und verwirrte sich.

Daß sie mich liebte, daran hatte ich nie gezweifelt, auch konnte ich mir wohl sagen, daß die Liebe eines solchen Herzens nicht mit gewöhnlichem Maß zu messen sei. Aber erst in ihrem Sterben erhielt ich den vollen Eindruck der wahren Kraft ihrer Liebe. Lange Stunden hielt sie meine Hand und schüttete vor mir aus das Überfluten eines Herzens, dessen mehr als leidenschaftliche Ergebenheit an Anbetung grenzte. Wie hatte ich es verdient, mit solchen Bekenntnissen gesegnet zu werden? Und wie hatte ich es verdient, verdammt zu werden durch den Verlust der Geliebten — in der nämlichen Stunde, da sie mir diese Bekenntnisse gemacht? Doch ich kann es nicht ertragen, von diesen Dingen zu sprechen. Nur eines laßt mich sagen: ich erkannte in Egeias mehr als weiblicher Hingabe an eine Liebe die ich, ach, gar so wenig verdiente, den wahren Grund für ihr so tiefes, so wildes Begehren nach dem Leben — dem Leben, daß jetzt so eilend entfloß. Für dies wilde Sehnen, für diese Bitterkeit und Gewalt des Verlangens nach dem Leben — nur nach dem Leben — finde

ich keine Ausdrucksmöglichkeit; keine Worte gibt es, die es sagen könnten.

In der Nacht ihres Scheidens ließ sie mich nicht von ihrer Seite. In tiefster Mitternachtsstunde bat sie mich, ihr einige Verse herzusagen, die sie selbst wenige Tage vorher verfaßt hatte. Ich gehorchte. Hier sind sie:

O schaut, es ist festliche Nacht
Inmitten einsam letzter Tage!
Ein Engelchor, schluchzend in Flügelpracht
Und Schleierflor sieht zage
Im Schauspielhaus ein Schauspiel an
Von Hoffnung, Angst und Plage,
Derweil das Orchester dann und wann
Musik haucht: Sphärenklage.

Schauspieler, Gottes Ebenbilder,
Murmeln und brummeln dumpf
Und hasten planlos, immer wilder,
Sind Puppen nur und folgen stumpf
Gewaltigen düsteren Dingen,
Die umziehen ohne Form und Rumpf
Und dunkles Weh aus Kondorschwingen
Schlagen voll Triumph.

Dies närrische Drama! — Oh fürwahr,
Nie wird's vergessen werden,
Nie sein Phantom, verfolgt für immerdar
Von wilder Rote rasenden Gebärden,
Verfolgt umsonst — zum alten Fleck —,
Rehrt stets der neue Kreislauf —,
Und nie die Tollheit, die Sünde, der Schreck
Und das Grausen: die Seele vom Stück.

Doch sieh, in die mimende Runde
Drängt schleichend ein blutrot Ding
Hervor aus ödem Hintergrunde
Der Bühne — ein blutrot Ding.
Es windet sich! — windet sich in die Bahn

Der Mimen, die Angst schon tötet,
Die Engel schluchzen, da Wurm's Zahn
In Menschenblut sich rötet.

Aus — aus sind die Lichter — alle aus!
Vor jede zuckende Gestalt
Der Vorhang fällt mit Wetterbraus,
Ein Leichentuch finster und kalt.
Die Engel schlagen die Schleier zurück,
Sind erbleicht und entschweben in Sturm,
„Mensch“ nennen sie das tragische Stück,
Seinen Felden „Eroberer Wurm“.

„O Gott!“ schrie Ligeia, sprang vom Bett auf und reckte die Arme empor. „Gott! Gott! O göttlicher Vater! Muß das immer unabänderlich so sein? Soll dieser Sieger nie, niemals besiegt werden? Sind wir nicht Teil und Teile von dir? Wer — wer kennt die Geheimnisse des Willens und seine Gewalt? Der Mensch überliefert sich den Engeln oder dem Nichts einzig durch die Schwäche seines schlaffen Willens.“

Und nun, wie von innerer Bewegung überwältigt, ließ sie die weißen Arme sinken und kehrte feierlich auf ihr Sterbebett zurück. Und als sie die letzten Seufzer hauchte, kam gleichzeitig ein leises Murmeln von ihren Lippen. Ich legte das Ohr an ihren Mund und erkannte wieder die Schlussworte des Glanvillschen Ausspruchs: „Der Mensch überliefert sich den Engeln oder dem Nichts einzig durch die Schwäche seines schlaffen Willens.“

Sie starb. Und ich, den der Gram völlig zermalmt hatte, konnte nicht länger die einsame Verlassenheit meiner Behausung in der düsteren und verfallenen Stadt am Rhein ertragen. Ich hatte keinen Mangel an dem, was die Welt „Besitz“ nennt; Ligeia hatte mir viel mehr, oh, sehr viel mehr gebracht, als für gewöhnlich einem Sterblichen zufällt. So kam es, daß ich nach einigen Monaten planlosen und ermüdenden Umherwanderns in einer der wildesten und abgelegen-

sten Gegenden des schönen Englands eine alte Abtei, deren Namen ich nicht nennen möchte, käuflich erwarb und instand setzte. Die düstere und traurige Majestät des Gebäudes, die unglaubliche Verwilderung der Ländereien, der vielen melancholischen und altehrwürdigen Erinnerungen, die sich an beide knüpften, hatten viel gemein mit dem Gefühl äußerster Verlassenheit, das mich in jenen entlegenen und unwirtlichen Teil des Landes hingetrieben hatte. An dem Abteigebäude selbst mit seinem verwitterten, unter blühendem Grün verborgenen Mauerwerk nahm ich keine Veränderungen vor, dagegen widmete ich mich mit kindischem Eigensinn und wohl auch in der schwachen Hoffnung, meinen Kummer dadurch zu zerstreuen, der Ausstattung der Innenräume und entfaltete hier eine ganz ungewöhnliche Pracht. Ich hatte schon als Kind Geschmack an solchen Torheiten gefunden, und jetzt, da mich mein Kummer wieder hilflos gemacht hatte, stellte sich jener kindliche Trieb von neuem ein. Ach, ich fühle, wie viel Spuren von Geistesverwirrung sogar in den prunkhaften und phantastischen Draperien, in den feierlichen ägyptischen Schnitzereien, in den grotesken Möbeln, in den tollen Mustern der goldgewirkten Teppiche zu finden waren. Ich lag, ein gefesselter Sklave, in den Banden des Opiums, und meine Handlungen und Anordnungen hatten den Charakter meiner Träume angenommen. Doch ich will nicht bei der Beschreibung dieser Albernheiten verweilen, laßt mich nur von jenem einen verfluchten Gemach sprechen, in das ich in einem Anfall von geistiger Umnachtung als mein angetrautes Weib — als die Nachfolgerin der unvergessenen Ligeia — führte: die blondhaarige und blauäugige Lady Rowena Trevanion of Tremaine.

Selbst die unbedeutendste Einzelheit in Architektur und Ausstattung dieses Brautgemachs steht mir noch jetzt deutlich vor Augen. Was dachten sich nur die goldgierigen, hochmü-

tigen Angehörigen meiner Braut, als sie einem so geliebten Mädchen, einer so geliebten Tochter gestatteten, die Schwelle eines derart geschmückten Brautgemachs zu überschreiten.

Trotzdem leider so manche tief bedeutsame Dinge meinem Gedächtnis entschwunden sind, so sind mir doch, wie ich schon sagte, die geringsten Einzelheiten dieses Zimmers gegenwärtig; ich erinnere mich ihrer, obgleich in diesem phantastischen Prunk kein System, kein Halt war, daran mein Erinnern sich hätte flammern können. Das Zimmer lag in einem hohen Turm der burgartig gebauten Abtei; es war ein fünfeckiger Raum von beträchtlicher Größe. Die ganze Südseite des Fünfecks nahm das einzige Fenster, eine riesige Scheibe ungebrochenen venezianischen Glases, ein, das von bleifarbener Tönung war, so daß Sonnenlicht wie Mondglanz über die Gegenstände des Zimmers nur einen gespensterhaften Schein gossen. Der obere Teil dieser ungeheuren Fensterscheibe wurde durch das Rankenwerk eines uralten Weinstocks, der an den massigen Mauern des Turmes emporgeflettert war, dunkel beschattet. Das düstere Eichenholz der außerordentlich hochgewölbten Zimmerdecke war mit Schnitzereien in halb gotischem, halb druidenhaftem Stil überladen. Genau aus dem Mittelpunkt dieser melancholischen Wölbung hing an einer einzigen goldenen, langgegliederten Kette ein mächtiger goldener Kronleuchter in Form eines Weihrauchbeckens, mit sarazenischem Bildwerk geschmückt. Dieser Kronleuchter hatte rundum viele Öffnungen, aus denen wie lebhaft Schlangen fortwährend die buntesten Flammen züngelten.

Ein paar Ottomanen und goldene orientalische Kandelaber waren im Raum verteilt. Und da war auch das Lager, das Brautbett! Es war nach einem indischen Modell gearbeitet; es war niedrig und aus massivem Ebenholz geschnitzt und von einem Baldachin, der einem Bahrtuch glich, überdacht. In jeder Ecke des Zimmers stand aufrecht ein riesiger

schwarzgranitener Sarkophag, den unsterbliche Skulpturen schmückten. Diese Sarkophage stammten aus den Königsgräbern von Luxor. Aber noch mehr als in allem anderen waltete meine unheimliche Phantasie in der Wandverkleidung des Gemachs. Die unverhältnismäßig hohen Wände waren von der Decke bis zum Fußboden mit faltenreichem, schwerem Goldstoff verhangen — demselben Stoff, der als Fuß- und Ottomanenteppich, als Bettdecke und Baldachin, sowie als prunkhafter Überhang der einen Teil des Fensters überschattenden Vorhänge Verwendung gefunden hatte. Dieser Goldstoff trug in unregelmäßigen Zwischenräumen arabeskenartige Figuren von einem Fuß Durchmesser, die aus tiefschwarzem Stoff gearbeitet waren. Aber nur von einer einzigen Stelle aus betrachtet, schienen diese Figuren nichts als Arabesken zu sein. Infolge eines heute allgemein bekannten Verfahrens, das man jedoch schon im frühen Altertum anwendete, boten sie dem Beschauer von jeder Seite ein anderes Bild. Wenn man das Zimmer betrat, erschienen sie einfach nur wie Monstrositäten, je näher man aber an sie herantrat, desto bestimmtere Bilder nahmen sie an, und Schritt für Schritt, je nach dem vom Beschauer gewählten Standpunkt, sah man sich von einer wechselnden Prozession gespensterhafter Wesen umringt, wie etwa der Aberglaube der Normannen sie erdacht hat oder ein Mönch in verbrecherischem Traum sie erschauen mag. Der gespenstische Eindruck wurde durch einen auf künstlichem Wege hinter die Draperien geführten, ununterbrochenen Luftzug, der dem Ganzen eine unbehagliche und abscheuliche Lebendigkeit verlieh, noch erheblich erhöht.

In solchem Raum also, in solchem Brautgemach, verlebte ich mit Lady Rowena of Tremaine die gottlosen Stunden unseres Honigmonds — ohne viel Aufregung. Daß mein Weib vor meiner Uebellaunigkeit Furcht hatte, daß sie mir

aus dem Wege ging und mir nur wenig Liebe entgegenbrachte, konnte mir nicht entgehen, aber gerade dies freute mich mehr, als wenn es anders gewesen wäre. Ich verabscheute sie, ich haßte sie — mit einer Inbrunst, die geradezu teuflisch war. Mein Erinnern floh — oh, mit welch tiefem Leidgefühl — zu Eigeia zurück, der Geliebten, der Zehren, der Schönen, der Begrabenen! Ich schwelgte im Gedenken ihrer Reinheit und Weisheit, ihres erhabenen, ihres himmlischen Wesens, ihrer leidenschaftlichen, ihrer anbetenden Liebe. Jetzt lohte in meiner Seele noch wildere, noch heißere Flamme, als sie in ihr, in Eigeia, gebrannt hatte. In den Ekstasen meiner Opiumträume — ich lag fast immer im Bann dieses Giftes — rief ich wieder und wieder ihren Namen durch das Schweigen der Nacht oder bei Tag durch die schattigen Schluchten der Landschaft. Es war, als ob das wilde Verlangen, die tiefernste Leidenschaft, das verzehrende Feuer meiner Sehnsucht nach der Dahingegangenen sie auf den irdischen Pfad zurückzuführen versuchte, den sie — ach, konnte es denn für ewig sein! — verlassen hatte.

Gegen Beginn des zweiten Monats unserer Ehe wurde Lady Rowena plötzlich von einer Krankheit befallen, von der sie nur langsam genas. Zehrendes Sieber machte ihre Nächte unruhig, und in ihrem aufgeregten Halbschlummer redete sie von gespenstischen Lauten und Schatten, die im Turmzimmer und in seiner nächsten Umgebung sich vernehmen, sich sehen ließen. Ich hielt diese Äußerungen natürlich für Einbildungen einer kranken Phantasie, die allerdings durch das unheimliche Zimmer geweckt sein konnte. Sie erholte sich schließlich wieder — und genas endlich völlig. Doch nur für kurze Zeit; denn bald warf ein zweiter heftiger Anfall sie von neuem auf das Krankenlager. Und von diesem Rückfall erholte sie, die ohnedies von zarter Gesundheit war, sich nie mehr vollständig. Die Krankheitserscheinungen, die diesem zweiten Anfall folg-

ten, waren sehr beunruhigend und spotteten aller Wissenschaft und allen Bemühungen der Ärzte. Mit dem Anwachsen ihres chronischen Leidens, das ersichtlich schon tiefer wurzelte, als daß man ihm mit Medikamenten erfolgreich hätte beikommen können, bemerkte ich auch eine Steigerung ihrer nervösen Reizbarkeit und ihres schreckhaften Entsetzens bei ganz nichtigen Anlässen. Sie sprach wieder — und häufiger und hartnäckiger jetzt — von den Lauten, den ganz leisen Lauten, und von den seltsamen Schatten, die sich an den Wänden regten.

In einer Nacht, es war gegen Ende September, wies sie meine Aufmerksamkeit mit mehr als gewöhnlichem Nachdruck auf diese peinigenden Ängste hin. Sie war soeben aus unruhigem Schlummer erwacht, und ich hatte — halb in Besorgnis und halb in Entsetzen — das Arbeiten der Muskeln in ihrem abgemagerten Gesicht beobachtet. Ich saß seitwärts von ihrem Ebenholzbett auf einer der indischen Ottomanen. Sie richtete sich halb auf und sprach in eindringlichem, leisem Flüstern von Lauten, die sie jetzt vernahm, die ich aber nicht hören konnte — von Bewegungen, die sie jetzt sah, die ich aber nicht wahrnehmen konnte. Der Wind wehte hinter der Wandverkleidung in hastigen Zügen, und ich hatte die Absicht, ihr zu zeigen (was ich allerdings, wie ich bekenne, selbst nicht ganz glauben konnte), daß dieses kaum vernehmbare Atmen, daß diese ganz geringen Verschiebungen der Gestalten an den Wänden nur die natürliche Folge des Luftzuges seien. Doch ein tödliches Erbleichen ihrer Wangen ließ mich einsehen, daß meine Bemühungen, sie zu beruhigen, fruchtlos sein würden. Sie schien ohnmächtig zu werden, und keiner der Dienstleute war in Rufnähe. Da erinnerte ich mich einer Flasche leichten Weines, den die Ärzte ihr verordnet hatten, und eilte quer durchs Zimmer, um sie zu holen. Doch als ich unter den Flammen des Weihrauchbeckens angekommen

war, erregten zwei sonderbare Umstände meine Aufmerksamkeit. Ich fühlte, daß ein unsichtbares, doch greifbares Etwas leicht an mir vorbeistreifte, und ich sah, daß auf dem goldenen Teppich, genau in der Mitte des reichen Glanzes, den die Ampel darauf niederwarf, ein Schatten — ein schwacher, undeutlicher, geisterhafter Schatten lag —: so zart war er, daß man ihn für den Schatten eines Schattens hätte halten können. Aber ich war infolge einer ungewöhnlich großen Dosis Opium sehr aufgeregt und achtete dieser Erscheinungen kaum, erwähnte auch gegen Rowena nichts von ihnen.

Ich fand den Wein, schritt quer durchs Zimmer ans Bett zurück, füllte ein Kelchglas voll und brachte es an die Lippen der nahezu ohnmächtigen Kranken. Sie hatte sich ein wenig erholt und ergriff selbst das Glas; ich sank auf die nächste Ottomane und sah gespannt zu meinem Weib hinüber. Da geschah es, daß ich deutlich einen leisen Schritt über den Teppich zum Lager hinschreiten hörte; und eine Sekunde später, als Rowena den Wein an die Lippen führte, sah ich — oder träumte, daß ich es sah — wie aus einer unsichtbaren Quelle in der Atmosphäre des Zimmers kommend, drei oder vier große Tropfen einer strahlenden, rubinroten Flüssigkeit in den Kelch fallen. Ich sah dies — Rowena sah es nicht. Sie trank den Wein ohne Zögern, und ich vermied es, ihr von einem Umstand zu sprechen, der — wie ich mir nach reiflicher Überlegung sagte — nichts anderes gewesen sein konnte als eine Erscheinung einer lebhaften Einbildungskraft — die durch die Äußerungen der Leidenden, durch das Opium und durch die späte Nachtstunde krankhaft erregt sein mußte.

Dennoch konnte ich mir nicht verhehlen, daß die Krankheit meiner Frau, nachdem diese den Becher geleert hatte, eine rapide Wendung zum Schlimmsten nahm. Und in der dritten Nacht darauf fleideten die Dienerinnen Lady Rowena in das Leichengewand — und in der vierten Nacht saß ich allein bei

ihrem Leichnam in dem seltsamen Gemach, in das sie als meine Braut eingetreten war.

Wilde Visionen, eine Folge des Opiumgenusses, umschwebten mich wie Schatten. Meine Blicke musterten unruhig die in den Ecken des Zimmers aufgestellten Sarkophage, die veränderlichen Gestalten des Wandteppichs und die züngelnden, buntfarbigen Flammen des Weihrauchbeckens mir zu Häupten. Ich erinnerte mich der sonderbaren Erscheinungen jener Nacht, die über Rowenas Leben entschieden hatte, und blickte unwillkürlich auf die vom Ampellicht bestrahlte Stelle des Teppichs, wo ich damals den schwachen Schein eines Schattens bemerkt hatte. Er war jedoch nicht mehr zu sehen, und ich wandte mich aufatmend ab und heftete meine Blicke auf das bleiche und starre Antlitz der Aufgebahrten. Da überfielen mich tausend liebe Erinnerungen an Ligeia, und über mein Herz stürzte mit der Wucht eines Gießbaches das ganze unsagbare Weh, mit dem ich sie im Leichentuch gesehen hatte. Die Stunden gingen, und immer noch saß ich und starrte Rowena an, das Herz geschwellt vom Gedenken an die eine einzige, himmlisch Geliebte.

Es mochte gegen Mitternacht sein — vielleicht etwas früher oder später, ich hatte der Zeit nicht geachtet — als ein leiser, zarter, aber deutlich wahrnehmbarer Seufzer mich aus meinen Träumen aufschreckte. Ich fühlte, daß er vom Ebenholzbett her kam — vom Totenbett. Ich lauschte in angstvollem abergläubischem Entsetzen, aber der Laut wiederholte sich nicht. Ich strengte meine Augen an, um irgendeine Bewegung des entseelten Körpers wahrzunehmen, nicht die mindeste Regung war zu entdecken. Dennoch konnte ich mich nicht getäuscht haben. Ich hatte das Geräusch, wie schwach es auch gewesen sein mochte, tatsächlich vernommen, und meine Seele war erwacht und lauschte. Ich heftete meine Augen durchdringend und mit aller Willenskonzentration auf den Toten-



leib. Viele Minuten vergingen, ehe sich auch nur das Geringste ereignete, das Licht in dies Geheimnis bringen konnte. Endlich sah ich ganz deutlich, daß ein leiser, ein ganz schwacher und kaum wahrnehmbarer Hauch sowohl die Wangen wie auch die eingesunkenen feinen Adern der Augenlider geröthet hatte. Ein namenloses Grausen, eine wahnsinnige Furcht, für die es keine Worte gibt, ließ mich auf meinem Sitz zu Stein erstarren und lärmte das Pulsen meines Herzens. Und doch gab mir schließlich ein gewisses Pflichtgefühl meine Selbstbeherrschung zurück. Ich konnte nicht länger daran zweifeln, daß wir in unserm Vorgehen allzu voreilig gewesen waren, ich konnte nicht länger daran zweifeln — daß Rowena lebte. Man mußte sofort Wiederbelebungsversuche anstellen. Doch der Turm lag ganz abseits von den anderen Gebäuden, in denen die Dienerschaft untergebracht war — keiner der Leute befand sich in Hörweite — hätte ich sie zu meiner Hilfe herbeiholen wollen, so hätte ich das Zimmer auf viele Minuten verlassen müssen — das aber durfte ich nicht wagen. Ich bemühte mich daher allein, die Seele, die noch nicht ganz entflohen schien, wieder ins Leben zu rufen. Aber schon nach kurzer Zeit war ersichtlich ein Rückfall eingetreten; die Farbe verschwand von Wangen und Augenlidern, die nun bleicher noch als Marmor erschienen. Die Lippen schrumpften ein und kniffen sich zusammen und trugen den gräßlichen Ausdruck des Todes; eine widerliche flebrige Kälte breitete sich schnell über den ganzen Leib, der überdies vollständig steif und starr wurde. Schaudernd sank ich auf das Ruhebett zurück, von dem ich in so fassungslosem Schreck aufgescheucht worden war, und gab mich von neuem leidenschaftlichen wachen Visionen hin, in denen ich Eigeia vor mir sah.

So war eine Stunde verstrichen, als ich — konnte es möglich sein? — ein zweites Mal von der Gegend des Bettes her einen schwachen Laut vernahm. Ich lauschte im höchsten

Grauen. Der Ton wiederholte sich — es war ein Seufzer. Ich eilte zur Leiche hin und sah — sah deutlich — daß die Lippen zitterten. Eine Minute später öffneten sie sich und legten eine Reihe perlenschöner Zähne bloß. Zu der tiefen Furcht, die mich bis jetzt gebannt hielt, gesellte sich nun auch Bestürzung. Ich fühlte, wie es dunkel wurde vor meinen Augen, wie meine Gedanken wanderten, und nur durch ganz gewaltige Anstrengung gelang es mir, mich für die Aufgabe, auf die mich die Pflicht nun wiederum hinwies, zu stählen. Sowohl auf der Stirn wie auf Wangen und Hals war jetzt ein sanftes Glühen zu bemerken, eine fühlbare Wärme durchdrang den ganzen Körper, am Herzen war sogar ein leiser Pulsschlag zu spüren. Die Tote lebte, und mit doppeltem Eifer unterzog ich mich den Wiederbelebungsversuchen. Ich rieb und berührte die Schläfen und die Hände und wendete alles an, was Erfahrung und eine gute Belesenheit in medizinischen Dingen erdenken konnte. Doch vergeblich. Plötzlich verschwand die Farbe, der Pulsschlag hörte auf, die Lippen nahmen wieder den Ausdruck des Todes an, und einen Augenblick danach hatte der Körper die frostige Eiseskälte, den bleiernen Farbton, die vollkommene Starre, die eingesunkenen Formen und all die widerlichen Eigenschaften dessen, der schon seit vielen Tagen ein Bewohner des Grabes gewesen war.

Und wieder sank ich in Träume von Eigeia — und wieder — was Wunder, daß ich beim Schreiben jetzt noch schaudere — wieder drang vom Ebenholzbett her ein leiser Seufzer an mein Ohr. Aber warum soll ich die unaussprechlichen Schrecken jener Nacht in allen Einzelheiten schildern? Warum soll ich darüber nachsinnen, wie ich es schildern sollte, daß bis zur Morgendämmerung dies fürchterliche Drama des Wiederbelebens und des Wiederabsterbens sich fortsetzte; wie jeder schreckliche Rückfall einen tieferen unlöslicheren Tod bedeutete; wie jede Agonie wie ein Ringen mit einem unsicht-

baren Feind erschien, und wie jeder Kampf — ich weiß nicht was für eine gräßliche Veränderung in der Erscheinung des Körpers nach sich zog? Laßt mich zum Schluß eilen.

Der größte Teil der furchtbaren Nacht war dahingegangen, und sie, die tot gewesen, rührte sich wieder. Und die Lebenszeichen waren jetzt kräftiger als bisher, obgleich sie vordem in eine Auflösung gesunken war, die gräßlicher gewesen als alle früheren. Ich hatte es schon längst aufgegeben, mich zu bemühen, mich überhaupt noch zu rühren. Ich saß erstarrt auf der Ottomane — eine hilflose Beute wilder Aufregungen, deren am wenigsten schreckliche, am wenigsten aufreibende wohl eine maßlose Angst war. Der Leichnam, ich wiederhole es, rührte sich, und zwar lebhafter als bisher. Die Farben des Lebens schossen mit unglaublicher Energie ins Antlitz, die Glieder wurden wieder beweglich; und wenn die Augenlider nicht noch immer fest geschlossen gewesen wären, wenn der Leib nicht noch immer still in seinen Grabtüchern und Bändern dagelegen hätte, so hätte ich glauben müssen, daß Rowena sich endgültig aus den Fesseln des Todes befreit habe. Doch wenn bis dahin dieser Gedanke noch entschieden zurückgewiesen werden mußte, so schwanden alle Zweifel, als nun das leichentuchumhüllte Wesen vom Bette aufstand und schwankend, unsicheren Schrittes, mit geschlossenen Augen und mit dem Gebaren eines Traumwesens, doch körperlich sichtbar und fühlbar, sich in die Mitte des Zimmers vorbewegte.

Ich zitterte nicht — ich rührte mich nicht — denn ein Schwarm seltsamer Empfindungen, die sich an das Aussehen, die Statur, die Bewegungen der Gestalt knüpften, hatten mein Hirn überfallen und mich zu Stein erstarrt. Ich rührte mich nicht — doch meine Blicke hingen an der Erscheinung. Meine Gedanken taumelten wie im Wahnsinn — tobten und ließen sich nicht halten und bändigen. Konnte das wirklich

die lebende Rowena sein, die mir da gegenüberstand? Konnte es überhaupt Rowena sein — die blondhaarige, blauäugige Lady Rowena Trevanion of Tremaine? Warum, warum sollte ich es bezweifeln? Die Binden umschlossen fest den Mund — aber warum sollte es nicht der Mund, der atmende Mund der Lady of Tremaine sein? Und die Wangen — sie trugen Rosen wie im Mittag ihres Lebens — ja, das waren wohl sicher die schönen Wangen der lebenden Lady of Tremaine. Und das Kinn, das Kinn mit den Grübchen der Gesundheit, war es nicht das ihre? — Aber war sie denn in ihrer Krankheit gewachsen? Welch unaussprechlicher Wahnsinn faßte mich bei dem Gedanken? Ein Sprung, und ich lag zu ihren Füßen! Sie wich meiner Berührung aus, und die gräßlichen Leintücher, die den Kopf umschlossen hatten, lösten sich und fielen nieder — und in die wehende Atmosphäre des Gemachs strömten gewaltige Massen langen freien Haares: es war schwarzer als die Rabenschwingen der Mitternacht! Und nun öffneten sich langsam die Augen der Gestalt, die dicht vor mir stand. „Hier, hier endlich“, schrie ich laut, „kann ich mich niemals — niemals irren: dies sind die großen und die schwarzen und die wilden Augen — meiner verlorenen Geliebten — die Augen der Lady — der Lady Egeia!“

Die Geliebte des Teufels.
Von Oscar A. H. Schmitz.

Vor 15 Jahren trieb mich die Not, eine Kapellmeisterstelle in einer britischen Provinzialstadt anzunehmen. Die verhältnismäßig geringe Bosheit der Menschen in meiner Vaterstadt hatte mir gestattet, ein ziemlich zwangloses Leben mit dem Besuch des Salons zu verbinden; ja, ich durfte mir erlauben, dorthin einen leichten Duft von draußen zu bringen und gewisse Vorrechte eines verwöhnten, unartigen Kindes zu beanspruchen. Das ist nun ein halbes Menschenalter her. Aus dieser Umgebung sah ich mich plötzlich in die bürgerlichste englische Atmosphäre versetzt, deren Charakter das Wort „respectability“ durchaus bezeichnet. Stellen Sie sich eine Stadt vor, deren Häuser mit einem rauchigen Schwarzrot bestrichen und durch winzige Fenster von kümmerlicher Gotik erhellt sind. Zum Öffnen werden die Scheiben hinaufgeschoben, so daß der sich herausbeugende Kopf gewissermaßen unter einer Guillotine liegt; denken Sie sich Straßen von ungesunder, gleichsam desinfizierter Sauberkeit, die an die franke Sadheit gewisser nie schweißabsondernder Häute erinnert, deren Poren gegen Ausdünstung geschlossen sind. In diesen Straßen bewegt sich eine lautlose Bevölkerung. Alle sind peinlich gefleidet. Die Männer tragen Anzüge von der Farbe schmutziger oder vom Regen aufgeweichter Landstraßen. Die Gesichter müssen einmal im Augenblick verzweifelter seelischer Stumpfheit, von einem fürchterlichen Ereignis entsetzt, stehen geblieben sein. Überall glaubt man Versteinerungen zu sehen. Keine Kaffee- und Speisehäuser beleben die Straßen, nur heftig riechende Whiskyauschänke. Meine Tage spielten sich daher in einem boarding-house ab, an dessen Tafel sich eine Gesellschaft spärlich blonder, lymphatischer Menschen versammelte; die roten Pusteln in den wässerigen bartlosen Gesichtern, die langen Gliedmaßen, und besonders die wie von einer Maschine hervorgebrachten wärmelosen Stimmen erweckten in mir anfangs nur ein kaltes Starren. Fast den ganzen Tag wurden

durch die in ihrer Dürsterkeit endlos scheinenden Gänge und Speiseräume von verschwiegenden Bedienten zugedeckte Schüsselfen und Platten mit riesenhaften blutenden Braten getragen. Schon um 9 Uhr morgens hatte man dicke Ragouts und schwere Pasteten verzehrt, so daß ich mich schon früh in jenem dumpfen Zustand befand, der einen nach zu reichlicher Mahlzeit überkommt. Ein breidickes, schwarzes, bitteres Bier gibt dem geradlinig denkenwollenden Geist den letzten Stoß. Das Blut verdichtet sich bis zur Stagnation, man fühlt das Gehirn wie eine warme schwere Masse im Kopfe lasten, in der ein spitziges böses Ding fest steckt: der Spleen.

Meine Tätigkeit bestand in der Leitung eines nach deutschem Muster begründeten musikalischen Klubs, in dem sich die Gesellschaft von S. angeblich zur Pflege klassischer Komponisten versammelte. Die eigentliche Ursache der Zusammenkünfte war jener geistlose Flirt, den das provinziale englische Bürgertum so über alles liebt, worin es beständig die Instinkte verflüchtigt, ohne nach stärkeren Entladungen zu verlangen. Die hartnäckige Weigerung, sonst an der Geselligkeit teilzunehmen, meine ziemlich extravaganten Halsbinden und Westen setzten bald die zweifelhaftesten Gerüchte über mich in Umlauf. Obwohl mir, dem interessanten Fremden, alle Häuser dieser vor Neugier und Langeweile vergehenden Stadt offen standen, fühlte ich mich nur zu einem Kreis ein wenig hingezogen, der für die Gesellschaft überhaupt nicht da war, da ihm die verachtetsten Menschen angehörten. In einem Keller der übelsten Vorstadt versammelten sich nachts die Mitglieder einer kleinen hungrigen Schauspielertruppe, deren groteske, oft recht abgeschmackte Sitten mich immer noch mehr anzogen als die abgezirkelten jener blutlosen „gentry“. Diese Schauspieler, zum Teil verkommene Talente, hatten sich der einzigen Panacee ergeben, die gegen den Jammer des englischen Lebens besteht: dem Whisky. Ich verbrachte mit ihnen, meist nüch-

terner als sie, in dem rauchigen, trüben Keller eine Reihe von Winternächten, die mich vielleicht sonst zum Selbstmord geführt hätten, und nicht eher verließ ich die hageren, pathetischen Zecher, bis ich sie mit verzerrten Gesichtern in der Emphase der Betrunkenheit ihrer erhofften Lieblingsrollen durcheinanderschreien hörte. Wenn ich dann, von Müdigkeit übermannt, diese Stimmen nicht mehr ertrug, stieg ich in die reine Winternacht empor und unterschied noch in dem ferndumpfen Geheul unter dem harten Schnee Verse aus Hamlet und König Lear. Oft beklagte ich selbst diese Ausschweifungen, die mich halbe Tage verschlafen ließen. Aber immer wieder floh ich zu diesen Schauspielern; denn wenn der Abend kam, jener feuchte neblige englische Abend, mit seinen Schauern der Kälte und des Schreckens, dann trat in mein Zimmer das dümmste der Gespenster, dessen Namen wir uns schämen einzugestehen, das es besonders auf die germanischen Rassen abgesehen zu haben scheint: die Sentimentalität. Wie oft hatte ich die Nachmittage über einem Buch verbracht, das mich weit von der Wirklichkeit entfernte, aber leise, wenn die Dämmerung kam, fühlte ich, wie sich die kalten Hände des Gespenstes, die zu Liebosen scheinen möchten, um meine Stirn, über die Augen legten und mich am Weiterlesen hinderten. Ein Wort hatte vielleicht begehrlische Schwächen in mir erweckt, und nun war ich für den Abend der grausamen Nacht verfallen. Oder zwischen mein Klavierspiel tönte eine gleichgültige Stimme vom Vorplatz herein, oder ich atmete den Duft des Tees, einer Zigarette, und ich war ein Sklave, der nie in ihrer Entsetzlichkeit genannten Gewalt, denn man begnügt sich vor ihr wie über eine süße Torheit zu lächeln. Ich aber behauptete, daß uns dieser hinterlistige Feind in den Rausch stößt, wenn wir gern nüchtern blieben, daß er Angst vor uns selbst, vor dem Alleinsein erweckt, denn wir wissen, daß er dort auf den Möbeln liegt, Düfte aus gottlob vergessenen Stunden er-

weckt, alberne Melodien aus dem Flügel lockt und auf den Blumen der Tapeten Gestalten schaukeln läßt, die uns zurufen, und zwar mitleidig, daß wir das Leben versäumt haben. Wir halten das nicht aus, wir rennen davon, und alles, was uns der Zufall entgegenwirft, ist uns recht, um über einige Stunden hinwegzukommen. Und dieses unsinnige Wesen daheim tut dann beleidigt, ja als verletzten wir in ihm unser Bestes, und aus Widerspruch gegen dieses altjüngferliche Gespenst besudeln wir uns nach Kräften.

Täglich wartete ich auf einen Umschwung in meinem Leben, denn ich konnte mir nicht denken, daß diese ernsthaften, vorsichtigen Händlerfamilien ihre musikalischen Bedürfnisse lange Zeit durch ein so zweifelhaftes Wesen, wie ich war, befriedigen würden.

Eines Morgens unterbrach ein außerordentliches Ereignis diesen Winter. Ich erhielt einen Brief mit dem Poststempel der Stadt. Die Schrift war offenbar verstellt. Unter der üblichen steifen Korrektheit der englischen Kalligraphie beobachtete ich eine auffallende Beweglichkeit der Züge, fantastisch angelegte Majuskeln, die mich überraschten. Ich suchte vergeblich nach einer Unterschrift. Das Schreiben lautete:

„Zweifellos, mein Herr, sind Sie der bemerkenswerteste Mensch in H., was übrigens nicht viel heißen will. Seit voriger Woche bin ich von einer Reise zurück und beobachte überall, daß sich die Einbildungskraft dieser Stadt fast ausschließlich mit Ihnen befaßt. Ich habe Sie nicht gesehen, aber man sagt mir, daß Sie totenhaft häßlich sind. Ich möchte Sie kennen lernen. Da mich das Äußere eines Menschen — besonders der nicht angelsächsischen Rassen — sehr leicht abschreckt, möchte ich mich mit Ihnen unterhalten, ohne Sie zu sehen; wie, lassen Sie meine Sorge sein. Vorläufig schreiben Sie mir nur, ob es Ihnen der Mühe wert scheint, die

Befanntschaft einer Persönlichkeit zu machen, die Ihnen nichts anderes verrät, als daß sie eine Dame ist.“

„Es scheint mir der Mühe wert“, schrieb ich ohne Zögern, denn selbst ein schlechter Scherz hätte meinem Leben Abwechslung gebracht. Ich brauchte nicht lange nach der Baumhöhle im Jamespark zu suchen, wo ich meine Antwort niederlegen sollte.

„Ich halte Sie für Flug genug,“ so endete der Brief, „den Reiz dieses Abenteuers nicht durch Belauern des Abholers zu stören. Sollten Sie die Geschichte durch eine Unflugheit verderben, so hätte ich eine mißglückte Unterhaltung zu bedauern.“

Am nächsten Tag erhielt ich folgende Einladung: „Montag nachmittag 6 Uhr erwartet Sie Ecke Pierroad und Ringstreet ein Coupé, das Ihnen der Kutscher auf die Parole „Miramare“ öffnen wird.“

In der Tat fand ich dort an dem bestimmten Tag in der Dunkelheit des frühen Winterabends unter einem Gasarm ein Coupé. Der Kutscher starrte, einer ägyptischen Basaltgottheit ähnlich, regungslos vor sich hin. Auf den Ruf „Miramare“ sah ich ihn eine kurze automatische Handbewegung machen. Der Wagen öffnete sich von selbst. Das elektrisch beleuchtete Innere war in Resedafarbe gepolstert und strömte einen leichten Verbenengeruch aus. Sofort schloß sich hinter mir die Tür und der Wagen setzte sich in Bewegung. Auf einem Eckbrett fand ich Zigaretten und Liköre. Ich wollte auf den Weg achten, doch als ich die Vorhänge zurückschlug, bemerkte ich, daß statt der Fenster hell polierte Holzplatten in die Wagenschläge eingelassen waren. Zum Öffnen der Türen gab es keinerlei Handhaben. Ich war also ein Gefangener, bis es dem basaltenen Kutscher einfiel, auf den Knopf zu drücken. Nur ein undurchsichtiger Ventilationsapparat an der Decke verband mich mit der Außenwelt. Die fast lautlose



Bewegung der Gummiräder machte mir unmöglich, zu unterscheiden, ob ich über Pflaster fuhr oder ob wir die Stadt etwa verlassen hätten. Die Fahrt dauerte erheblich länger als eine einfache Strecke in der Kleinen Stadt; doch der Kutscher konnte ja den Auftrag haben, meine Vermutungen irre zu leiten. Mein Aufenthalt in der duftenden Zelle dieses rollenden Boudoirs war indessen durchaus erträglich. Ich versuchte die Zigaretten und Liköre, deren auserlesene Qualität ich feststellte. Plötzlich hielt der Wagen an. Während ich draußen Stimmen vernahm, erlosch die elektrische Birne. Der Schlag öffnete sich. Ich sah ein verschneites Gehölz, ein Stück Nachthimmel und ein anderes Coupé. In wenigen Sekunden glitt geschmeidig wie ein fremdländisches Tier eine schwarzgekleidete Gestalt herein, die so dicht verschleiert war, daß ich weder Alter noch Statur erkennen konnte. Sofort schloß sich der Schlag, der Wagen fuhr weiter. Das Wesen hatte sich in der Finsternis neben mir niedergelassen. Ich beschloß sie zuerst reden zu lassen. Vorläufig war nichts wahrzunehmen, als das Knistern und der Duft schwerer Seide. Dann sagte eine sichere ziemlich tiefe Frauenstimme:

„Geben Sie mir bitte Ihre Streichhölzer.“

Ich fühlte ihre Hand an meinem Arm. Sie verbarg meine Zündhölzer, wie mir schien, in ihrem Kleid.

„Geben Sie mir Ihre Pistole!“ sagte sie darauf kurz und bestimmt. „Ihre Pistole“, drängte sie.

Ich versicherte ihr, daß ich nie eine Pistole bei mir führe, da ich mir bei meiner Erregbarkeit mehr Unheil als Schutz damit schaffen würde.

„Außer heute“, bemerkte sie halb ironisch.

„Ich hatte schlimmstenfalls einen boshaften Scherz zu erwarten,“ erklärte ich, „dazu hätte mir dieser Stock genügt; mit Vergnügen liefere ich ihn aus.“

„Danke, vor einem Stock habe ich keine Angst.“

„Aber vor einer Pistole?“

„Solch ein Instrument“, erwiderte sie rasch, „gibt einem Abenteuer so leicht den Anstrich eines fait divers für die Morgenzeitung.“

In diesem Augenblick bemerkte ich, wie sie etwas Hartes auf das Wandbrett legte. Leise erhob ich die Hand, um den Gegenstand zu befühlen, und ließ dabei unvorsichtigerweise die Gläser klirren.

„Was tun Sie?“ fragte sie.

„Ich suche mein Likörglas.“ Sofort bereute ich diese dumme Ausflucht.

„Ich hätte Lust, Licht zu machen,“ rief sie lachend, „um zu sehen, ob Sie jetzt erröten.“

Ich kam mir vor wie ein Schulknabe.

„Ich gestehe, mir eine Blöße gegeben zu haben,“ sagte ich, „aber verrät es nicht auch eine Schwäche, daß Sie es für nötig hielten, eine Pistole mitzubringen, während ich waffenlos kam?“

„Insofern haben Sie sogar schon einen Sieg zu verzeichnen,“ antwortete sie, „als Sie mein Vertrauen besitzen. Ich glaube Ihnen nämlich, daß Sie waffenlos sind.“

„Darf ich Ihnen die Hand drücken?“

„Damit Sie mich mit einem Mal durchschauen! Nun, ich habe Pelzhandschuhe an. Hier haben Sie eine maskeerte Hand, deren Gestalt nichts verrät.“

Ich konnte bereits merken, daß ich es mit keiner Bovary zu tun hatte, sondern mit einer ganz bewußt handelnden Frau von abgefeimter Spitzfindigkeit. Manchmal schwieg ich minutenlang; das machte sie nervös.

„Sie haben wohl heute einen schlechten Tag?“ fragte sie.

„Im Gegenteil, den besten, seit ich in S. lebe. Und Sie?“

„Ich langweile mich ein wenig.“

„Zu Ihrer Erheiterung will ich Ihnen verraten, daß Sie

in diesem Augenblick genau dasselbe erleben, was der Mann so oft vor Frauen empfindet. Aus Scheu vor der Banalität fürchten Sie, die notwendigen ersten Worte auszusprechen. Ich weiß, Frauen amüsiert diese Angst der Männer sehr, denn sie merken, daß man sie zu ernst nimmt. Sie würden ja gar nicht nachdenken, ob es banal ist, wenn man über das Wetter spräche. Ich will nun auch einmal kritiklos sein, wie eine Frau. Fragen Sie mich doch einfach, wie es mir in S. gefällt, ob es in Deutschland ebenso schön ist . . . ?“

„Aber Sie können das alles doch auch ungefragt sagen,“ erwiderte sie verblüfft, fast gekränkt.

„Mir kommt es ja gar nicht darauf an, zu reden“, sagte ich lachend. „Es langweilt mich nicht im geringsten mit einer Unbekannten, unter der ich mir nach Belieben eine Semiramis oder die Otéro vorstellen kann, schweigend durch unbekannte Gegenden zu rollen und ihr zu überlassen, mir die außerordentlichsten Überraschungen zu verschaffen. Aber wenn Sie sprechen wollen, stehe ich gerne zur Verfügung.“

„Ist das eigentlich eine Unhöflichkeit?“ fragte sie naiv.

„Da ich Sie selbst noch nicht kenne, finde ich es interessanter, an Semiramis zu denken, als an eine Gouvernante aus den Romanen von Mrs. Bradford.“

„Nun will ich Ihnen freiwillig die Hand geben,“ sagte sie plötzlich, „ich glaube mir, von dem Abenteuer etwas versprechen zu dürfen.“

Langsam schoben sich kühle trockene Finger auf die meinen. Ich fühlte eine jener schlanken, fast etwas zu knöchigen Hände mit langen, an den Gelenken etwas ausbuchtenden Fingern, deren zitternde Beweglichkeit stets andere Formen hervorzu- bringen scheint.

„Glauben Sie, daß ich schön bin?“ fragte sie, während ich im Dunkeln mit ihrer Hand spielte, die langsam in der meinen erwarmte.

„Nein,“ erwiderte ich, „aber Sie haben eine Hand, die eine Seele verrät, welche das Schönsein überflüssig macht.“

„Ah,“ rief sie, wie es schien, entrüstet, überrascht und verlegen zugleich. Sie rückte weg. Da ich mich gleich ihr schweigend in die Ecke lehnte, begann sie wieder nervös:

„Warum, glauben Sie, habe ich diese ganze Geschichte eingeleitet?“

„Vermutlich aus Neugier?“

„Vermutlich! Halten Sie mich denn für ganz temperamentlos?“

Statt einer Antwort schlang ich heftig die Arme um sie; während sie sich wehrte, bahnte ich mir den Weg zu ihrem verschleierten Antlitz und drückte meine Lippen auf die ihren. Der Widerstand wurde immer schwächer unter einem Kuß, währenddessen ich den Pudergeruch von nicht mehr in erster Jugend blühenden Wangen einsog. Ihr dünner feiner Mund hatte etwas so naiv Anschmiegendes, daß ich den — vielleicht irrigen — Eindruck empfing, als entdeckte sie zum erstenmal die Wonnen eines Kusses. Plötzlich stieß sie mich von sich, als hätte ich sie durch irgend etwas verletzt.

„Sie gefallen mir nicht mehr“, sagte sie kurz.

„Weil Ihre Neugier sich nicht so schnell befriedigen läßt, als Sie glaubten?“

„Und Sie? Sind Sie denn zufrieden?“

„Noch lange nicht“, erwiderte ich kühl.

„Und das sagen Sie so ruhig?“

„Durchaus, weil ich der Befriedigung gewiß bin.“

„Das ist stark.“

„Sinden Sie?“

Ich preßte sie wieder in die Arme. Sie suchte sich loszumachen.

„Lassen Sie mich, oder ich schelle dem Kutscher.“

„Schellen Sie!“

Ohne daß ich eine Bewegung von ihr wahrgenommen, hielt der Wagen. Im selben Augenblick öffnete sich der Schlag, um sie hinauszulassen und schloß sich wieder. Die elektrische Birne erglühte, der Wagen setzte sich in schnelle Bewegung. Ich befand mich wieder als einsamer Gefangener in der dufenden Helle des Boudoirs. Sollte ich mir durch zu schnelles Vorgehen das Abenteuer verdorben haben, währenddessen ich vielleicht das Idol meiner Träume umarmte, oder eine antike Kurtisane zu mir herabgestiegen war? Am meisten neigte ich jedoch dazu, mir eine grünäugige Perverse mit kleinen Ragenzähnen vorzustellen. Plötzlich unterbrach das Anhalten des Wagens meine Gedanken. Der Schlag öffnete sich, ich stieg aus und befand mich an der bekannten Straßenecke. Noch ehe ich Zeit gefunden, den Kutscher zu befragen, fuhr der Wagen davon. Ich stand am Weg, wie ein Bettelknabe, der, aus einem Märchentraum erwacht, sich in der Wirklichkeit noch nicht wieder zurechtzufinden weiß.

Eine Woche lang mochte ich über das Abenteuer gegrübelt haben, als mir eines Morgens wieder ein Brief der Unbekannten gebracht wurde. In einem von dem vorigen weit entfernten Stadtviertel würde mich ihr Coupé am nächsten Abend um dieselbe Stunde erwarten.

Wieder war ich während einer halben Stunde ein Gefangener in dem hellen rollenden Boudoir. Als der Wagen anhielt, erwartete ich eine Wiederholung der Vorgänge des letzten Zusammentreffens. Statt dessen befand ich mich in dem Hof eines palastähnlichen Gebäudes. Vor mir stieg eine Freitreppe, die von zwei Kandelabern erleuchtet wurde, zum Hochparterre hinauf. Oben erwarteten mich zwei Diener, die stumm ein Glasportal öffneten, durch das ich in ein helles, durchwärmtes Treppenhaus trat. Man schob mich gewissermaßen durch eine Flügeltür in ein dunkles Zimmer. Meine Süße fühlten einen dichten Teppich. Ich atmete jenen selt-

samen Duft von feinem Holz und schweren Seidenstoffen, der in üppigen wenig betretenen Räumen herrscht. Langsam tastete ich mich bis zu einem Sessel. Dann hörte ich wie an einer entfernten Wand eine Tür auf- und zugeschoben wurde.

„Wo sind Sie, mein Freund?“ fragte die mir bekannte tiefe Stimme mit einem Ton von Vertraulichkeit, der mich nach unserem letzten Abschied überraschen mußte. „Bleiben Sie, ich werde Sie finden.“

Ich vernahm, wie sie über den Teppich herkam, dann fühlte ich ihre Hände in meinem Haar.

„Solgen Sie mir,“ flüsterte sie.

Wieder umschloß ich jene magere Hand, die mich führte. Ich atmete die laue vertrauliche Atmosphäre, die Frauen ausströmen, welche ganze Wintertage unter leichten Gewändern in ihren warmen parfümierten Gemächern geblieben sind. Wir traten in ein anstoßendes, sehr heißes Zimmer, worin feuchte tropische Pflanzen leben mußten. Sie zog mich auf einen Divan. Das Dunkel war so undurchdringlich, daß ich nicht einmal vermuten konnte, auf welcher Seite sich die Fenster befanden.

„Ich habe Sie nun gesehen,“ begann sie, „man hat Sie mir gezeigt.“

„Das ist ein Kompliment,“ erwiderte ich.

„Wieso?“

„Daß Sie dennoch das Abenteuer fortsetzen.“

„Ich finde Sie in der Tat totenhaft häßlich. Aber das ist Ihre Chance bei mir.“

„Dann sind Sie ja lasterhaft.“

„Und das Laster, Sie zu lieben, heißt Satanismus“, sagte sie lächelnd.

„Ich fürchte Ihre Lasterhaftigkeit ist nur literarisch“, erwiderte ich lachend.

„Das verstehe ich nicht.“

„Sie haben vielleicht in London oder in Paris in literarischen Kreisen gelebt, wo es noch vor kurzem für sehr elegant galt, seltenen Laster zu frönen.“

„Niemals. Nur Finanzleute und bestenfalls Seeoffiziere sind in meine Nähe gekommen. Einen Teil meines Lebens habe ich in Amerika zugebracht. In Paris war ich nie, möchte auch gar nicht hin; ich stelle es mir zu albern vor; in London hielt ich mich nur vorübergehend auf. Mein Vermögen hat mir ein paar Exzentritäten gestattet, aber ich habe bis jetzt noch nicht erfahren, was literarische Lasterhaftigkeit ist.“

„Um so besser,“ erwiderte ich, „aber woher wissen Sie etwas von Satanismus? Das Wort gehört doch nicht in das Vokabularium amerikanischer Salons?“

„Es macht mir Spaß, Ihnen das zu erzählen,“ begann sie behaglich. „Schon als Kind reizte mich die Phantastik des Katholizismus, aber glauben Sie mir, es ist nicht mehr, wie ein Sport für mich — ich gebe im Grund keinen Penny dafür — ich bin Protestantin, und zwar aus Überzeugung; später kaufte ich mir aufs Geratewohl katholische Schriften mit vielversprechenden, beinahe indezenten Titeln, die mich dann freilich meist enttäuschten. Das reizte mich um so mehr. Es ärgerte mich, daß diese Autoren die Geheimnisse, welche sie zu wissen vorgeben, von denen der Protestantismus nichts sagt, für sich zu behalten schienen. Wahrscheinlich ist das alles Gerede, sagte ich mir oft, aber ich wollte durchaus hinter die Schliche dieser Leute kommen. So fiel mir ein Buch über Dämonialität von dem Pater Sinistrari d’Ameno in die Hände . . .“

„Den Pennen Sie?“ unterbrach ich überrascht.

„Da fand ich die Beschreibung geheimer Zusammenkünfte von Frauen mit sehr sinnestarken Wesen, genannt Incubus; niemals hatte ich etwas gehört, was meine Einbildungskraft mehr entflammte. Irgendwo außerhalb der Gesellschaft einen

übersinnlichen Verkehr zu haben, der mit keinem menschlichen Maß zu messen ist, der darum auch keine menschlichen Sittengesetze verlegen, noch eine Dame gesellschaftlich kompromittieren kann, — denn was der katholische Verfasser da von Todsünde spricht, gilt ja nicht für uns Protestanten — das schien mir eine so unerhört geniale Idee, die ein wirklich vollkommener Gott durchaus gehabt haben muß, um besonders intelligente Gläubige zu belohnen, die ihre Handlungen vor der Öffentlichkeit zu verbergen lieben. Mein Leben hat von jetzt an nur noch den Zweck, dieses außerirdische Glück zu kosten. Jahrelang lauschte ich auf alles Außergewöhnliche, was in meine Kreise drang, bis mir vor einiger Zeit eine Chiromantin sagte, das außerordentlichste Ereignis meines Lebens würde in diesem Jahre eintreten. Ich begab mich auf Reisen, um dem Wunderbaren zu begegnen. Ermattet und enttäuscht kam ich jüngst zurück.“

„Was mögen Sie auf dieser Reise alles angestellt haben!“ warf ich belustigt ein.

„Unterbrechen Sie mich nicht.“ Aufgeregt fuhr sie fort: „Wo ich hier in S. erschien, hörte ich von Ihnen. Es war beängstigend, Ihr Name verfolgte mich, wenn ich allein war. Ich war überzeugt, Sie müßten mit dem Ereignis in Verbindung sein. Unter allen Umständen sollten Sie mir Rede stehen. Vielleicht wären Sie bestimmt, mein Werkzeug zu sein; vielleicht redete der Pater Sinistrari nur symbolisch. Man könnte ja in eine beinahe übersinnliche Beziehung auch zu einem lebenden Wesen treten, indem man, um den Enttäuschungen und Erfahrungen der Sinnenwelt zu entgehen, einfach die Augen zumacht. Meinen Sie nicht?“

Mir war ganz und gar nicht zumute wie jemand, der zu einer Schäferstunde gekommen ist. Diese Mischung kalter berechnender Lasterhaftigkeit, die einfach schamlos war, verbunden mit kasuistischer Spekulation und protestantisch-

bürgerlicher Beschränktheit konnten einen wirklich aus dem Gleichgewicht bringen; dazu das unbehagliche Gefühl, als Werkzeug zu dienen, gewissermaßen herbefohlen zu sein. Um ein peinliches Stillschweigen zu vermeiden, sagte ich:

„Sie haben sich leider alle Möglichkeit zur Befriedigung Ihrer Phantasie geraubt, indem Sie meinen Anblick gesucht haben.“

„Wie hätte ich Sie denn in mein Haus lassen können,“ rief sie ganz verwundert, „ohne zu wissen, ob Sie ein Gentleman sind!“

Ich konnte kaum das Lachen unterdrücken. Bis in die vierte Dimension trug diese Angelsächsin die Vorurteile ihrer Klasse.

„Und nun haben Sie diese Überzeugung gewonnen?“

„Nicht nur die“, flüsterte sie, plötzlich wieder erregt; ich fühlte, wie sie mir in der Dunkelheit ganz nahe war. „Ich weiß nun auch, daß Sie wirklich der Erwählte für mein Ereignis sind. Ich habe die Lichter gelöscht, damit Sie sich vorstellen können, Ihr Idol zu umarmen — nicht eine Frau, an der Sie tausend Kleinigkeiten stören würden; und diese Urliebhosungen, die sich an keiner Wirklichkeit abnugen, will ich mir stehlen — ein Diebstahl!! — ich habe Sie gesehen, aber ich trog mich nicht; so wie Sie sind, habe ich mir den Satan gedacht!“

Sie war atemlos. Ich schlug heftig die Arme um sie und war plötzlich ganz von der namenlosen Begier erfüllt, mich mit geschlossenen Augen in den vor mir gähnenden Abgrund zu stürzen.

„Still . . . kein Wort mehr . . .“, stöhnte ich wie in dunkler Angst vor dem Erwachen — „zerstöre das nicht . . .!“ Und ich preßte ihr die Lippen zusammen. Sie gab sich nicht; widerstandslos, schweigend gehörte sie mir. Ich fühlte mich in undurchdringlicher Nacht, hinter der ich phantastische traumhafte Landschaften vermuten konnte. Zum erstenmal hielt ich

das Weib im Arm, dieses dunkle große ferne Ewige, daß eine Frau niemals ganz verkörpern kann. Alles glühte auf, was sonst ohnmächtige Träume und enttäuschende Wirklichkeiten in mir verschüttet hatten. Ich habe mich niemals so sinnlos bis zum Gefühl der Auflösung verschwendet, als an diesem mageren, geschmeidigen, fremdartigen Leib, der für mich keine Persönlichkeit enthielt, der wirklich das Idol war. Wie sie später behauptete, soll ich bisweilen laut fremdartige barbarische Worte gerufen haben, ähnlich den Naturlauten, die sie von wilden Völkern bei ihren bewußtlosen heiligen Tänzen gehört hatte, ein unwillkürliches Klangwerden höchster Erregungen der Seele, die in das Geheimnisvollste tastet. Sie hatte diese Laute vergessen; sie mußten ihr aber, meinte sie, wieder einfallen, wenn sie den Geschmack gewisser Gifte auf der Zunge spürte, so wie manche Erinnerungen mit Melodien oder Gerüchen verknüpft seien. Ich selbst kann meine Gefühle nur mit denen vergleichen, die ich einmal hatte, als ich in den Alpen mit den Singerspitzen über einem Abgrund hing und angesichts des Todes mein ganzes Leben, von rückwärts beginnend, in einem Augenblick an mir vorüberziehen sah. So kamen in dieser Umarmung alle Frauen an mir vorbei, die ich gekannt, und ich hatte das Gefühl, alle, alle zu besitzen. Erlebte Umarmungen wiederholten sich in vollkommeneren Vereinigungen, mißglückte Abenteuer gestalteten sich neu; einst begehrte unnahbare Königinnen sanken in meine Arme, und zum Schluß kamen wundervolle, verschleierte, traumhafte Frauen. Das waren die Geliebten meiner Knabenträume, denen ich früher und glühender gehuldigt als jenen lebendigen. Nur wer als Kind solche phantastische Sehnsucht gekannt, der mag die Erfüllungen dieser Stunde an der Stärke seiner damaligen, alle wirkliche Liebessehnsucht übersteigenden Wünsche messen.

Ich weiß nicht, wie und in was für Augenblicken ich in den

Armen dieser Frau entschlummerte; plötzlich erwachte ich; noch eben hatte ich heiße hohe Wohlgerüche gespürt; nun vernahm ich ein Rauschen von Gewändern, das Schieben einer Thür; um mich erglühnten zahllose Lampen. Ich erschrak, als ich mich auf einmal in einem engen, grell erleuchteten Raum befand, wo mich von allen Seiten scheußliche Larven angrinsten, die ihre braunen behaarten Gesichter zwischen riesenhaften Schießbögen, bunten Sederbüschen und anderen fantastischen Geräten wilder Volksstämme herausstreckten. Das war das Boudoir meiner Freundin. Ich trat in das Nachbarzimmer zurück und befand mich in einem hellen, wenig eigenartigen Salon Louis' XV. in Erdbeerfarbe. Ein Diener trat ein und sagte:

„Madame ist leidend. Sie bedauert, heute nicht empfangen zu können.“

Ich folgte ihm in den Hof, wo mich das Coupé erwartete. Der Kutscher brachte mich wieder an die Straßenecke zurück.

Alle vier bis fünf Tage erhielt ich nun ähnliche Einladungen nach den verschiedensten Vierteln, aber stets brachte mich das Coupé an dasselbe Ziel. Wie sprachen immer weniger zusammen. Was hätten sich auch zwei Menschen sagen sollen, die sich nur ihrer gegenseitigen Körper bedienten zum Vorwand für die Orgien der Phantasie. Nicht mich, sondern den Satan liebte diese Frau. Und wenn sie in der Dunkelheit vor mir lag und schweigend litt, wie ich ihre Linien mit der Hand suchte, wenn mir war, als hätte ich im Gras des Gartens eine umgestürzte Statue gefunden, die unter meiner Berührung lebendig ward, dann liebte ich Laïs, dann loderten Städte um mich auf, in die auf den Wink dieser Frau Brandfackeln geflogen waren, wie in meine Seele und nichts war mir ferner, als der Wunsch sie selbst einmal zu besitzen.

Vor allem schaffte sie mir zum erstenmal im Leben die Befriedigung meiner quälenden Einbildungskraft. Die Liebes-

räusche der Vergangenheit und der Dichtung, die mir immer unerhörter, geheimnisvoller erschienen waren, als die meinen, brauchte ich nun nicht mehr als schwächlicher Spätgeborener zu beneiden, ich wußte sie neu zu leben. „Warte bis heute abend“, sagte ich mir, wenn sich die Phantasie in müßigen Bildern verschwendete, und es kamen Nächte, wo ich die Adria an die Marmoraläste schlagen hörte, wo ich dichten Samt neben ihrer Haut fühlte — prunkenden Samt, unter dem ihre Glieder anzuschwellen schienen; eine bösschöne Dogaresa spielte mit mir und freute sich, daß ich um ihretwillen den Tod verachtete, den ihre Liebe kosten kann. —

Oder aus ihrem Haar stieg der Duft der fränkischen Wälder — ihre Linien wurden weich wie die Lieder, die einst deutsche Mädchen abends am Brunnen sangen . . . Mädchen, die ihre Liebe scheu der Mutter Gottes abbeteln müssen, dann einmal alles vergessen können, sogar die heimliche Kapelle ihrer Kindergebete, und doch froh sind zu wissen, daß dort die Madonna lächelt, auch dann noch, wenn sie spät zu ihr zurückkommen werden, wenn Er draußen in der Fremde ist und blendendere Frauen liebt. — Und launenhafte Stunden kamen; da rief das spitze kleine Gelächter meiner Geliebten fette Herzoginnen der Régence hervor; ein fast herb duftender Puder gab ihrer Haut eine franke Glätte. Und mir war, als sei das Gemach um uns hell und eng, eine Auß, in der wir auf irgendeinem nicht ganz echten, jedenfalls sehr wenig wilden Meere schwammen. Und unsere Umarmung war wie von dünnen Goldfäden durchwirkt und umspinnen mit kleinen Schnörkeln, welche die Form von Mandeln hatten. Und an solchen Tagen war meine Geliebte sehr figlich.

Diese Erlebnisse wären nicht möglich gewesen, hätte sie nicht eine Eigenschaft besessen, die man sonst einer Frau nicht leicht verzeiht. In Wirklichkeit war sie nämlich sich selbst stets gleich; keine Laune, kein Scherz, kein Einfall, keine Wünsche,

nichts Unvorhergesehenes. Das, was sie brauchte, schien sie zu finden, ohne mein Zutun. Etwas mußte mich aber doch verstimmen: Wenn ich sie auch als mein Werkzeug betrachtete, so war ich fast noch mehr das ihre. Winkte sie, so kam ich; war sie meiner müde, so entließ sie mich. Erschien ich einmal aus Laune nicht, dann verlor sie darüber kein Wort. Nach einigen Tagen kam immer eine neue Einladung. Dieser Gleichmut ärgerte mich, ich beschloß sie zu reizen, sie wütend zu machen, indem ich alberne Gründe für mein Wegbleiben erfand. Aber wenn dann ihr Haar duftete, als müsse es in der Sonne rot leuchten, wenn mich ihre hageren Formen in nervöser Hast umkrampften, daß ich nicht wußte, ob sie höchste Qual oder Lust empfand, ob sie mich liebte oder züchtigen wollte, dann vergaß ich allen Ärger, alle Absichten; dann fühlte ich mich als der Beichtvater, der die Zelle einer jungen Hexe betritt, die morgen brennen muß und heute noch einmal von der Wollust in sich hineinschlingen will, was sie nur noch fassen kann, die noch schnell so viel fremde Kraft aufzusaugen, zu zerstören begierig ist, als ihr irgend möglich. — Mein Überlegenheitsdünkel verstummte, wenn ich sie träge und regungslos fand, wie eine Bajadere, die sich eines heißen Morgens im Schatten bizarrer Gewächse gewälzt und gedankenlos zu viele fadsüße Früchte verschlungen hat. Dann roch sie nach indischen Blumen, sie wußte seltsame Bauchbewegungen, so daß sie mir fast zu üppig vorkam. So vergaß ich gern, daß mich vielleicht eine nichtige Dame zum besten hielt. Sie existierte ja gar nicht. Manchmal kam mir der Gedanke, sie zu gewissen erregenden Worten in ihr fremden oder in toten Sprachen abzurichten. Aber ich merkte rechtzeitig, daß dadurch die Lebendigkeit meiner Idole Literatur, Theater geworden wäre, ein fleiner Scherz, den jede Dirne hätte erlernen können. — Natürlich machte ich mir eine bestimmte Vorstellung von ihr, aber ich kann gar nicht sagen, ob ich sie

mir schöner oder häßlicher dachte, als die mir begegnenden Frauen, hinter denen ich sie bisweilen vermutete. Die Außerordentlichkeit meiner Freuden war gar nicht an einem wirklichen Niveau zu messen.

Obwohl also alle Berührungen mit dem Alltag fernlagen, in denen die Todeskeime der menschlichen Beziehungen liegen, nahm diese außerordentlichste aller Liebesgeschichten ein so dummes triviales Ende wie eine Sergeantenliebschaft. Die Dame wurde eifersüchtig, allerdings auf meine Idole. Eines Tages fragte sie mich wie eine kleine Näherin, ob ich sie liebe. Und damit ist die Geschichte eigentlich zu Ende. Sie hatte herausbekommen, daß meine Freuden doch glühender und mannigfaltiger waren als die ihren. Durch ihre vorzeitige Neugier waren ihre Sinne nun einmal an meine Gestalt gebunden. Sie war es müde, immer dasselbe Wesen zu küssen, wenn sie es auch in den Glitterwochen Satan genannt hatte. Ich war boshaft genug, sie merken zu lassen, daß sie ohne ihre ladylike Vorsicht und Neugier, gleich mir über ein Serail verfügen könnte, daß sie dann heute einen delikaten Georges Brummel, morgen einen römischen Gladiator umarmt hätte. Solche Worte trieben sie in ohnmächtige Wut.

„Sie sollen mich nun doch auch kennen lernen,“ sagte sie einmal empört, „und wir wollen sehen, ob Sie dann noch Ihre Idole vorziehen.“

Ich erriet, daß sie das Licht aufdrehen wollte.

„Bitte nicht,“ rief ich, „ich laufe fort.“

„Sie wollen mich nicht sehen?“

„Sie können unmöglich so schön sein, als ich glauben möchte.“

„Das ist unerhört.“

„Sie wollten doch den Weihrauch eines Idols empfangen.“

Nun hatte sie doch wohl Angst, mich zu enttäuschen. Ohne zu reden verließ sie mich.

Ich erhielt nun keine Einladung mehr. Wochen vergingen, und ich fühlte eine große Lücke in meinem Leben, das in ununterbrochener Trostlosigkeit weiterging. Ich war traurig, als sei mir eine gute Geliebte gestorben; aber sobald ich an diese Frau dachte, verging mir alle Sehnsucht. Ich fühlte etwas wie leisen Hohn, eine Art Verachtung für allzugroße Unterlegenheit, an die zu denken kaum der Mühe wert ist.

Eines Abends war ich allein in dem einzigen Restaurant der Stadt, wo man nach dem Theater speisen konnte. An einem Tisch hinter mir saßen Leute, die bei meinem Kommen noch nicht dagewesen waren: zwei Herren in korrekter, schwarzer Abendkleidung; einer hatte einen fast weißen Bart mit ausrasiertem Kinn, der andere war ein blonder junger Mensch mit frischem, sehr englischem Groomgesicht. Zwischen ihnen saß eine blasser Frau von etwa fünfunddreißig Jahren. Sie hatte dunkles Haar, das geradlinig in regelmäßigen Lösschen die Stirn abschloß, ein mageres Gesicht von hebräischem Typus mit stillen, fast starren, braunen Augen. Eine außerordentliche Distinguiertheit lag über ihr. Den fast zu langen schmalen Mund schmückten sehr weiße, auffallend kleine Zähne — ein Gesicht, von dem man meinen könnte, es sei einmal schön gewesen; denn irgend etwas fehlt, und das schreibt man den Jahren zu; wahrscheinlich aber fehlte es immer. Die Hände waren groß, doch schlank und mit mehreren Opalen geschmückt. Diese drei Menschen hatten eine selbstverständliche anspruchslose Vornehmheit ohne aufdringliche Eigenart, wie man es bei Nachbarn im Theater oder an der Table d'hôte gern hat, die durch nichts stören, nicht einmal Interesse erwecken. Dennoch fühlte ich fortgesetzt einen Zwang, mich nach ihnen umzudrehen. Ich glaubte zu bemerken, daß mich die Dame gleichfalls beobachtete. „Vielleicht ist es die Unbekannte“, dachte ich gleichgültig, aber

dieser Gedanke kam mir natürlich bei sehr vielen Frauen. Ich bestellte Tee und benutzte die Gelegenheit, während der Kellner abdeckte, meinen Platz zu wechseln, so daß ich die Fremden vor Augen hatte. Ich bemerkte, wie die Dame unruhig wurde und mit plötzlichem Eifer zu dem alten Herrn sprach. Dieser beglich die Rechnung, die drei verließen das Restaurant.

Am folgenden Tage erhielt ich zwei Briefe. „Die Komödie ist aus,“ lautete der eine in der gewohnten Schrift, „ich fühle mich erkannt, lassen wir die Masken fallen.“ Der andere trug ähnliche, doch natürlichere offenbar unverstellte Züge. Er enthielt eine förmliche Einladung zum Ball bei einer mir völlig unbekannten Dame. Auf unsere phantastischen Orgien schien diese Frau willens, einen unvermeidlichen Slirt zu setzen oder vielleicht wirklich gar eine etwas bürgerliche Liebschaft. Ich aber zog vor, meine phantastische Geliebte nicht aus dem Grab zu erwecken. Helena war in die Immaterialität zurückgekehrt. Um den angebotenen Ersatz anzunehmen, war ich im Augenblick doch zu verwöhnt. Bald verließ ich H. Ich habe die Dame nie wieder gesehen.

Die Pest in Bergamo.
Von J. P. Jacobsen.

Da lag Alt-Bergamo oben auf dem Gipfel eines niederen Berges, eingehegt von Mauern und Toren, und da lag das neue Bergamo am Fuße des Berges, allen Winden offen.

Eines Tages brach die Pest unten in der neuen Stadt aus und griff fürchterlich um sich; es starben eine Menge Menschen, und die andern flüchteten über die Ebene nach allen vier Weltgegenden. — Und die Bürger in Alt-Bergamo zündeten die verlassene Stadt an, um die Luft zu reinigen, aber das half nichts; sie fingen auch an oben bei ihnen zu sterben, zuerst einer täglich, dann fünf, dann zehn, zuletzt zwanzig, und als es den höchsten Grad erreicht hatte, noch viele mehr.

Und die Konnten nicht flüchten, so wie die in der neuen Stadt es getan hatten.

Es gab ja solche, die es versuchten, aber die führten das Leben eines gehegten Tiers, mit Verstecken in Gräben und Sielen, in Wäldern und grünen Feldern; denn die Bauern, denen die ersten Flüchtlinge die Pest in die Gehöfte gebracht hatten, steinigten jede fremde Seele, der sie begegneten, und verjagten sie von ihrem Gebiet oder schlugen sie ohne Gnade und Barmherzigkeit nieder wie tolle Hunde, in gerechter Nothwehr, wie sie meinten.

Die Leute von Alt-Bergamo mußten bleiben, wo sie waren, und Tag für Tag wurde es heißer, und Tag für Tag wurde die grauenvolle Krankheit gieriger und gieriger in ihrem Griff. Das Entsetzen steigerte sich zum Wahnsinn, und was an Ordnung und rechtem Regiment gewesen, das war, als ob die Erde es verschlungen und dafür das Schlimmste hergegeben hätte.

Gleich im Anfang, als die Pest begann, hatten die Menschen sich in Einigkeit und Eintracht zusammengeschlossen, hatten darauf geachtet, daß die Leichen ordentlich und gut begraben wurden, und jeden Tag dafür gesorgt, daß auf Märk-

ten und Plätzen große Scheiterhaufen angezündet wurden, damit der gesunde Rauch durch die Gassen ziehen könne: Wachholder und Essig waren an die Armen verteilt worden, und vor allen Dingen hatten die Leute früh und spät die Kirchen aufgesucht, allein und in Prozessionen, täglich waren sie mit ihren Gebeten vor Gott gewesen, und jeden Abend, wenn die Sonne zur Ruhe ging, hatten die Glocken aller Kirchen aus ihren hundert schwingenden Schlünden fliegend zum Himmel gerufen. Und Fasten waren anbefohlen, und die Reliquien waren jeden Tag auf den Altären ausgestellt gewesen.

Endlich eines Tages, als sie nicht mehr wußten, was sie beginnen sollten, hatten sie unter Tuben- und Posaunenklang vom Altan des Rathauses herab die heilige Jungfrau zum Podesta oder Bürgermeister der Stadt ausgerufen, für jetzt und alle Ewigkeit.

Aber das half alles nichts; es gab nichts, das half.

Und als das Volk es vernahm und nach und nach in dem Glauben fest wurde, daß der Himmel entweder nicht helfen wollte oder nicht konnte, da legten sie nicht nur die Hände in den Schoß und sagten, nun möge kommen, was da wolle, nein, es war, als ob die Sünde aus einer heimlichen schleichenden Krankheit zur bösen, offenbaren, rasenden Pest geworden war, die Hand in Hand mit der körperlichen Seuche darnach strebte, die Seele zu morden, so wie jene die Körper zerstörte. So unglaublich war ihr Tun, so ungeheuer ihre Verderbnis. Die Luft war erfüllt von Lästerung und Gottlosigkeit, vom Stöhnen der Schlemmer und vom Geheul der Trinker, und die wildeste Nacht barg nicht mehr Unzucht, als ihre Tage es taten.

„Heute wollen wir essen, denn morgen müssen wir sterben!“

Es war, als hätten sie hierzu Noten geschrieben, die auf mannigfachen Instrumenten in einem unendlichen Höllenkonzert gespielt wurden. Ja, wären nicht schon alle Sünden vor-

her erfunden gewesen, so wären sie es jetzt worden, denn es gab keinen Weg, den sie in ihrer Verwerflichkeit nicht eingeschlagen hätten. Die unnatürlichsten Laster florierten unter ihnen, und selbst solche seltenen Sünden wie Nekromantie, Zauberei und Teufelsbeschwörung waren ihnen wohlbekannt, denn es gab viele, die von den Mächten der Hölle jenen Schutz erwarteten, den der Himmel nicht gewähren wollte.

Alles was Hilfsbereitschaft oder Mitleid hieß, war aus den Gemütern geschwunden, jeder hatte nur Gedanken für sich. Der Kranke wurde wie der gemeinsame Feind aller angesehen, und wenn es einem Unglücklichen passierte, daß er matt vom ersten Sieberschwindel der Pest auf der Straße umfiel, so gab es keine Thür, die sich ihm öffnete, sondern man zwang ihn durch Lanzenstiche und Steinwürfe, sich den Gesunden aus dem Wege zu schleppen.

Und Tag für Tag nahm die Pest zu, die Sommersonne brannte auf die Stadt herab, kein Regentropfen fiel, kein Lüftchen rührte sich, und die Leichen, die in den Häusern verfaulten, und die Leichen, welche nicht ordentlich vergraben wurden, erzeugten einen Gestank, der sich mit der stillstehenden Luft der Straßen vermischte und Raben und Krähen in Schwärmen, in Wolken herbeilockte, so daß es auf Mauern und Dächern schwarz davon war. Und rund umher auf der Ringmauer der Stadt saßen einzelne wunderliche, große, ausländische Vögel, von weither, mit raublüsternem Schnabel und erwartungsvoll gekrümmten Krallen; und sie saßen und sahen mit ihren ruhigen, gierigen Augen hinab, als warteten sie nur darauf, daß die unglückliche Stadt sich in eine einzige große Masgrube verwandle.

Es waren gerade elf Wochen, seitdem die Pest ausgebrochen, als die Turmwächter und andere Leute, die sich an höher gelegenen Stellen aufhielten, einen seltsamen Zug von der Ebene in die Gassen der neuen Stadt zwischen den rauchge-

schwärzten Steinen und den schwarzen Aschenhaufen einbiegen sahen. Eine Menge Menschen! gewiß gegen sechshundert oder mehr, Männer und Weiber, Alte und Junge, und diese hatten große, schwarze Kreuze zwischen sich, und breite Banner, rot wie Feuer und Blut über sich. Sie singen, indem sie vorwärts schreiten, und ganz verzweiflungsvoll flagende Töne steigen in die stille, schwüle Luft empor.

Braun, grau, schwarz ist ihre Tracht, aber alle tragen sie ein rotes Zeichen auf der Brust. Als sie näher kommen, ist es ein Kreuz. Denn sie kommen immer näher. Sie pressen sich den steilen, von einer Mauer eingefriedeten Weg empor, der hinauf zur alten Stadt führt. Es ist ein Gewimmel von weißen Gesichtern, sie tragen Geißeln in den Händen, auf ihren roten Säbnen ist ein Feuerregen abgebildet. Und im Gedränge schwancken die schwarzen Kreuze von der einen Seite auf die andere.

Aus dem zusammengedrängten Haufen steigt ein Geruch nach Schweiß, nach Asche, nach Straßenstaub und altem Weihrauch auf. Sie singen nicht mehr, sie sprechen auch nicht, — nichts als der trippelnde, herdenartige Laut ihrer nackten Füße.

Angesicht auf Angesicht taucht in das Dunkel der Turmpforte und kommt auf der andern Seite mit lichtscheuen Mienen und halbgeschlossenen Lidern wieder ins Licht.

Dann fängt der Gesang wieder an: ein Miserere; sie pressen die Geißeln fester und schreiten stärker aus wie bei einem Kriegsgefang.

Als ob sie aus einer ausgehungerten Stadt kämen, sehen sie aus, ihre Wangen sind hohl, die Knochen stehen hervor, ihre Lippen sind blutleer, und unter den Augen haben sie schwarze Ringe.

Die aus Bergamo sind zusammengeströmt und sehen sie mit Verwunderung und Unruhe an. Rote, verschlemmte Ge-

sichter stehen diesen bleichen gegenüber; träge, von Unzucht ermattete Blicke senken sich vor diesen scharfen, flammenden Augen; höhnende Göttelästerer bleiben mit offenem Munde vor diesen Symmen stehen.

Und an all ihren Geißeln fleht Blut.

Dem Volk wurde diesen Leuten gegenüber ganz wunderlich zumute.

Aber es dauerte nicht lange, und sie schüttelten diesen Eindruck ab. Einige hatten unter den Kreuzträgern einen halbverrückten Schuhmacher aus Brescia wieder erkannt, und sofort war die ganze Schar durch ihn zum Gelächter geworden. Inzwischen war es doch etwas Neues, eine Zerstreuung in dem Alltäglichen, und da die Fremden der Domkirche zuschritten, so ging man hinterher, wie man einer Gauflerbande oder einem zahmen Bären gefolgt sein würde.

Aber während man ging und sich schob, wurde man erbittert, man fühlte sich so nüchtern der Feierlichkeit dieser Menschen gegenüber, und man begriff sehr wohl, daß diese Schuhmacher und Schneider hergekommen waren, um zu befehlen, zu beten und die Worte zu sprechen, die man nicht hören wollte. Da waren zwei magere, grauhaarige Philosophen, die die Gottlosigkeit zum System gemacht hatten; sie reizten die erhitzte Menge so recht aus der Bosheit ihres Herzens auf, so daß ihre Haltung mit jedem Schritt, den man der Kirche näher kam, drohender wurde, ihre Zornesausbrüche wilder, und es fehlte nicht viel, so hätten sie Hand an diese fremden Geißelschneider gelegt. Aber da öffnete kaum hundert Schritt von der Kirche ein Wirtshaus seine Türen, und eine ganze Schar von Zechbrüdern stürzte heraus, der eine auf dem Rücken des andern, und sie setzten sich an die Spitze der Prozession und führten sie singend und brüllend mit höhnisch lächerlichen Gebärden an, mit Ausnahme von einem, der die grassbewachsenen Stufen der Kirchentreppe

hinauf ein Rad schlug. Darüber wurde gelacht, und so kamen sie alle friedlich ins Heiligtum hinein.

Es war wunderbar, wieder hier zu sein, durch den Fühlen, großen Raum zu schreiten, in dieser Luft, die so scharf nach altem Qualm von Wachlichtschnuppen roch, — über diese alten, eingesunkenen Fliesen, mit deren halbverlöschten Ornamenten und blanken Inschriften der Gedanke sich so oft ermüdet hatte. Und während nun das Auge sich halb neugierig, halb unwillig in dem milden Halbdunkel unter der Wölbung zur Ruhe locken ließ oder auf die gedämpfte Mannigfaltigkeit von bestaubtem Gold und eingeräucherten Farben fiel, oder sich in die Schatten der Altarwinkel verlor, stieg eine Art Sehnsucht auf, die nicht niederzuhalten war.

Inzwischen trieben die aus dem Wirtshause ihr Unwesen oben am Hauptaltar, und ein großer, kräftiger Schlächter unter ihnen, ein junger Mann, hatte eine weiße Schürze abgenommen und sie sich um den Hals gebunden, so daß sie wie ein Mantel auf seinem Rücken hing, und so hielt er in den wilden, wahnwitzigsten Worten, voll Unzucht und Gotteslästerung Messe ab; und ein ällicher, kleiner Dickbauch, behende und leichtfüßig, obgleich er dick war, mit einem Gesicht wie ein abgezogener Kürbis, — der war Meßner und respondierte in den liederlichsten Weisen, die man hören konnte, und er kniete und knirte und wandte dem Altar die Rückseite zu und läutete mit der Glocke wie mit einer Narrenschelle und schlug mit dem Weihrauchfessel ein Rad um sich herum; und die anderen Betrunkenen lagen auf den Stufen, so lang sie waren und brüllten vor Lachen und schluckten vor Trunkenheit.

Und die ganze Kirche lachte und spottete über die Fremden, und rief ihnen zu, gut aufzupassen, ob sie Flug daraus werden könnten, für was man ihren Herrgott in Alt-Bergamo halte. Denn es war ja nicht so sehr, daß man Gott etwas anhaben wollte, indem man über diesen Aufzug jubelte, sondern

man freute sich darüber, daß jede Gotteslästerung ein Stachel im Herzen dieser Heiligen sein mußte.

Die Heiligen hielten sich mitten im Schiffe und stöhnten vor Pein, ihre Herzen kochten vor Haß und Rachedurst, und sie flehten mit Augen und Händen zu Gott empor, daß er sich doch für all den Hohn rächen möge, der ihm hier in seinem eigenen Hause angetan wurde; sie wollten ja gern mit diesen Vermessenen zugrunde gehen, wenn er nur seine Macht zeigen wollte; mit Wollust wollten sie sich von seinem Fuße zermalmen lassen, wenn er nur triumphieren wollte, und Entsetzen und Verzweiflung und Reue, die zu spät kamen von all diesen gottlosen Lippen emporschreien möchten.

Und sie stimmten ein Miserere an, das in jedem Ton wie ein Ruf nach jenem Schwefelregen klang, der auf Sodom herabfiel, nach jener Macht, die Simson hatte, als er die Säule im Hause der Philister niederriß. Sie flehten mit Singen und mit Worten, sie entblößten die Schultern und flehten mit ihren Geißeln. Da lagen sie Reihe an Reihe kniend, bis zum Gürtel entblößt und schlangen die gestachelten Schnüre über ihren blutrünstigen Rücken. Wild und rasend schlugen sie zu, so daß das Blut in Tropfen an den pfeifenden Geißeln hing. Jeder Schlag war ein Gott dargebrachtes Opfer. Könnten sie doch noch anders zuschlagen, könnten sie sich hier vor seinen Augen in tausend blutige Stücke reißen! Dieser Körper, mit dem sie gegen seine Gebote gesündigt hatten, er sollte gestraft, gemartert, vernichtet werden, damit er sehen konnte, wie sie zu Hunden wurden, um ihm zu gefallen, geringer als Hunde unter seinem Willen, das niedrigste Gewürm, das Staub unter seinen Fußsohlen aß! und Schlag auf Schlag — bis die Arme herabfielen oder der Krampf sie in Knoten verzog. Da lagen sie, Reihe an Reihe, mit wahnsinnsfunkelnden Augen, mit Schaum vor dem Munde, das Blut an ihrem Fleische herabrieselnd.



Und die, welche dies ansahen, fühlten plötzlich ihre Herzen klopfen, merkten, wie die Röthe ihnen in die Wangen stieg, und das Atmen ihnen schwer wurde. Es war, als ob etwas Kaltes sich unter ihrer Kopfhaut strömte, ihre Knie wurden schwach. Denn dies packte sie; in ihrem Hirn war ein kleiner Wahnsinnsunkt, der diesen Wahnsinn verstand.

Sich als der Sklave der gewaltigen, harten Gottheit fühlen, sich selbst bis vor ihre Süße stoßen, ihr eigen zu sein, nicht in stiller Frömmigkeit, nicht in der Tatenlosigkeit stiller Gebete, sondern rasend, in einem Rausch der Selbsterniedrigung, in Blut und Geheul, unter feuchtblinkenden Geißeln — das waren sie fähig zu begreifen, selbst der Schlächter wurde still, und die zahnlosen Philosophen senkten ihre grauen Köpfe vor den Augen, die umherblickten.

Und es wurde ganz still da drinnen in der Kirche, nur ein leises Wogen ging durch den Haufen.

Da erhob sich einer von den Fremden, ein junger Mönch, und sprach. Er war bleich wie ein Leintuch, seine schwarzen Augen glühten wie Kohlen, die im Begriff sind zu erlöschen, und die düsteren, schmerzverhärteten Züge um seinen Mund waren wie mit einem Messer in Holz geschnitten und nicht wie die Falten in einem Menschengesicht.

Er streckte die dünnen, krankhaften Hände im Gebet zum Himmel empor, und die Ärmel der schwarzen Kutte glitten von seinen weißen, mageren Armen herab.

Dann sprach er.

Von der Hölle sprach er, davon, daß sie unendlich sei, wie der Himmel unendlich ist, von der einsamen Welt der Qual, welche jeder der Verurteilten zu durchleiden und mit seinem Geschrei zu erfüllen hat; Meere von Schwefel seien dort, Sel- der von Skorpionen, Flammen, die sich um einen legen, wie ein Mantel sich legt, und ruhige, verhärtete Flammen, die sich

in ihn hineinbohren, wie ein Speiß, der in einer Wunde umgedreht wird.

Es war ganz still, atemlos lauschten sie auf seine Worte, denn er sprach, als ob er es mit eigenen Augen gesehen hätte, und sie fragten sich: Ist das nicht einer der Verdammten, der aus dem Schlunde der Hölle zu uns herauf gesandt ist, um Zeugnis vor uns abzulegen?

Dann predigte er lange vom Gesetz und von der Strenge des Gesetzes; davon, daß jedes Titelchen in demselben erfüllt werden müsse, und daß jede Übertretung, deren sie sich schuldig gemacht hatten, ihnen bei Lot und Unze angerechnet werden würde. „Aber Christus ist für unsere Sünden gestorben, sagt ihr, wir stehen nicht mehr unter dem Gesetz. Aber ich sage euch, daß die Hölle nicht um einen einzigen von euch betrogen werden wird, und nicht ein Eisenzahn am Marterrad der Hölle wird außerhalb eures Fleisches vorübergehen. Ihr baut auf Golgathas Kreuz, Kommt, Kommt! Kommt und seht es an! Ich werde euch an seinen Fuß führen. Es war an einem Freitag, wie ihr wißt, daß sie ihn aus einem ihrer Tore hinausstießen und das schwerste Ende eines Kreuzes auf seine Schultern legten und es ihn an einen unfruchtbaren Lehmhügel vor der Stadt tragen ließen, und in Haufen gingen sie mit und wirbelten den Staub auf mit ihren Füßen, so daß es wie eine rote Wolke über der Stätte lag. Und sie rissen ihm die Kleider herab und entblößten ihn, so wie die Herren des Gesetzes einen Missetäter vor aller Blicke entblößen lassen, so daß alle das Fleisch sehen können, das der Solter überantwortet werden soll; und sie warfen ihn auf das Kreuz und streckten ihn hin und schlugen einen Nagel von Eisen durch jede seiner widerstrebenden Hände und einen Nagel durch seine gekreuzten Füße, mit Keulen schlugen sie die Nägel gerade in seinen Kopf. Und sie richteten das Kreuz auf in einem Loche in der Erde, aber es wollte nicht fest und gerade stehen,

und sie rückten es hin und her und trieben Keile und Pflöcke rund umher ein, und die, welche es taten, schlugen den Schirm ihrer Hüte herab, daß das Blut von seinen Händen ihnen nicht in die Augen tropfen sollte. Und er da oben sah auf die Soldaten herab, die um sein zerrissenes Gewand wülfelten, und auf den ganzen heulenden Haufen, für den er litt, auf daß jener erlöst werden sollte; und in dem ganzen Haufen war nicht ein mitleidiges Auge. Und die da unten sahen wieder auf ihn, der leidend und matt da oben hing, sie sahen auf das Brett über seinem Haupte, worauf „König der Juden“ geschrieben stand, und sie verspotteten ihn und riefen ihm zu: „Du, der du den Tempel niederreißest und ihn in drei Tagen wieder auferbaust, hilf dir nun selbst; bist du Gottes Sohn, so steig' herunter von diesem Kreuze“. Da ward Gottes eingeborener Sohn in seinem Sinne erzürnt und sah, daß sie nicht der Lösung wert waren, jene Haufen, die die Erde anfüllen, und er riß seine Süße über dem Kopf des Nagels aus, so daß die Arme des Kreuzes sich wie ein Bogen spannten; und er sprang hinab auf die Erde und riß sein Gewand an sich, daß die Würfel über den Abhang von Golgatha herabrollten, und er warf es um sich mit dem Zorn eines Königs und fuhr zum Himmel auf. Und das Kreuz stand leer, und das große Werk der Versöhnung ward nie vollbracht. Es gibt keinen Vermittler zwischen uns und Gott; kein Jesus ist für uns am Kreuze gestorben, kein Jesus ist für uns am Kreuze gestorben, kein Jesus ist für uns am Kreuze gestorben!“

Er schwieg.

Bei den letzten Worten hatte er sich über die Menge vorgebeugt und gleichsam mit Lippen und Händen seinen Ausspruch über ihre Häupter geschleudert, und ein Angststöhnen war durch die Kirche gegangen, und in den Winkeln hatten sie angefangen zu schluchzen.

Da drängte der Schlächter sich vor mit emporgehobenen, drohenden Händen, bleich wie eine Leiche, und schrie: „Mönch, Mönch, willst du ihn wieder ans Kreuz nageln, willst du!“ — Und hinter ihm klang es zischend heiser: „Ja, ja, kreuzige, kreuzige ihn!“ Und aus allen Munden klang es drohend und gebieterisch in einem Sturm von Rufen zur Wölbung empor: „Kreuzige, kreuzige ihn.“

Und klar und hell eine einzelne bebende Stimme: „Kreuzige ihn!“

Aber der Mönch blickte auf die emporgestreckten Hände nieder, auf die verzerrten Gesichter mit den dunklen Öffnungen der schreienden Lippen, wo die Zahnreihen weiß glänzten wie die Zähne gereizter Raubtiere, und in einem Augenblick der Ekstase breitete er die Arme zum Himmel empor und lachte. Dann stieg er herab, und seine Leute erhoben die Schwefelregen-Banner und ihre leeren, schwarzen Kreuze und drängten zur Kirche hinaus, und wieder zogen sie über den Markt und durch die Öffnung der Turmpforte.

Um die von Alt-Bergamo starrten ihnen nach, als sie den Berg hinabgingen. Der steile, von Mauern eingefriedete Weg war neblig vom Licht der Sonne, die draußen über die Ebene herabsank, aber auf der roten Ringmauer der Stadt zeichneten die Schatten ihre großen Kreuze, die in dem Gedränge von einer Seite auf die andere schwankten, sich schwarz und scharf ab.

Serner erklang der Gesang; rot leuchtete noch ein oder das andere Banner aus der rauchgeschwärzten Öde der neuen Stadt hervor, dann verschwanden sie in der lichten Ebene.

Der unheimliche Gast.
Von E. T. A. Hoffmann.

Der Sturm brauste durch die Lüfte, den heranziehenden Winter verkündigend, und trieb die schwarzen Wolken vor sich her, die zischende, prasselnde Ströme von Regen und Hagel hinabschleuderten.

„Wir werden“, sprach, als die Wanduhr sieben schlug, die Obristin von G. zu ihrer Tochter, Angelika geheißen, „wir werden heute allein bleiben, das böse Wetter verscheucht die Freunde. Ich wollte nur, daß mein Mann heimkehrte.“ In dem Augenblick trat der Rittmeister Moritz von R. hinein. Ihm folgte der junge Rechtsgelehrte, der durch seinen geistreichen unerschöpflichen Humor den Zirkel belebte, der sich jeden Donnerstag im Hause des Obristen zu versammeln pflegte, und so war, wie Angelika bemerkte, ein einheimischer Kreis zusammen, der die größere Gesellschaft gern vermissen ließ. — Es war kalt im Saal, die Obristin ließ Feuer im Kamin anschüren und den Teetisch hinanrücken: „Euch beiden Männern“, sprach sie nun, „euch beiden Männern, die ihr mit wahrhaft ritterlichem Heroismus durch Sturm und Braus zu uns gekommen, kann ich wohl gar nicht zumuten, daß ihr vorlieb nehmen sollt mit unserm nüchternen, weichlichen Tee, darum soll euch Mademoiselle Marguerite das gute nordische Getränk bereiten, das allem bösen Wetter widersteht.“

Marguerite, Französin, der Sprache, anderer weiblicher Kunstfertigkeiten halber Gesellschafterin des Fräuleins Angelika, dem sie an Jahren kaum überlegen, erschien und tat, wie ihr geheißen.

Der Punsch dampfte, das Feuer knisterte im Kamin, man setzte sich enge beisammen an den kleinen Tisch. Da fröstelten und schauerten alle, und so munter und laut man erst im Saal auf und nieder gehend gesprochen, entstand jetzt eine augenblickliche Stille, in der die wunderlichen Stimmen, die der Sturm in den Rauchfängen aufgestört hatte, recht vernehmbar pfffen und heulten.

„Es ist“, fing Dagobert, der junge Rechtsgelehrte, endlich an, „es ist nun einmal ausgemacht, daß Herbst, Sturmwind, Kaminfeuer und Punsch ganz eigentlich zusammengehören, um die heimlichsten Schauer in unserm Innern aufzuregen.“ — „Die aber gar angenehm sind“, fiel ihm Angelika in die Rede. „Ich meines Theils kenne keine hübschere Empfindung als das leise Grösteln, das durch alle Glieder fährt, und indem man, der Himmel weiß wie, mit offenen Augen einen jähen Blick in die seltsamste Traumwelt hineinwirft.“ — „Ganz recht“, fuhr Dagobert fort, „ganz recht. Dieses angenehme Grösteln überfiel uns eben jetzt alle, und bei dem Blick, den wir dabei unwillkürlich in die Traumwelt werfen mußten, wurden wir ein wenig stille. Wohl uns, daß das vorüber ist, und daß wir so bald aus der Traumwelt zurückgekehrt sind in die schöne Wirklichkeit, die uns dies herrliche Getränk darbietet!“ Damit stand er auf und leerte, sich anmutig gegen die Obristin verneigend, das vor ihm stehende Glas. „Ei“, sprach nun Moritz, „ei, wenn du, so wie das Fräulein, so wie ich selbst, alle Süßigkeit jener Schauer, jenes träumerischen Zustandes empfindest, warum nicht gerne darin verweilen?“ — „Erlaube“, nahm Dagobert das Wort, „erlaube, mein Freund, zu bemerken, daß hier von jener Träumerei, in welcher der Geist sich in wunderlichem, wirrem Spiel selbst erlustigt, gar nicht die Rede ist. Die echten Sturmwind-, Kamin- und Punschschauer sind nichts andres als der erste Anfall jenes unbegreiflichen geheimnisvollen Zustandes, der tief in der menschlichen Natur begründet ist, gegen den der Geist sich vergebens auflehnt, und vor dem man sich wohl hüten muß. Ich meine das Grauen — die Gespensterfurcht. Wir wissen alle, daß das unheimliche Volk der Spukgeister nur des Nachts, vorzüglich gern aber bei bösem Unwetter der dunklen Heimat entsteigt und seine irre Wanderung beginnt; billig ist's daher, daß wir zu solcher Zeit irgendeines grauenhaften Besuchs gewärtig sind.“ —

„Sie scherzen“, sprach die Obristin, „Sie scherzen, Dagobert, und auch das darf ich Ihnen nicht einräumen, daß das finstliche Grauen, von dem wir manchmal befallen, ganz unbedingt in unserer Natur begründet sein sollte, vielmehr rechne ich es den Ammenmärchen und tollen Spußgeschichten zu, mit denen uns in der frühesten Jugend unsere Wärterinnen überschütteten.“

„Nein“, rief Dagobert lebhaft, „nein, gnädige Frau! Nie würden jene Geschichten, die uns als Kinder doch die allerliebsten waren, so tief und ewig in unserer Seele widerhallen, wenn nicht die widertönenden Saiten in unserm eignen Innern lägen. Nicht wegzuleugnen ist die geheimnisvolle Geisterwelt, die uns umgibt, und die oft in seltsamen Klängen, ja in wunderbaren Visionen sich uns offenbart. Die Schauer der Furcht, des Entsetzens mögen nur herrühren von dem Drange des irdischen Organismus. Es ist das Weh des eingekerkernten Geistes, das sich darin ausspricht.“ — „Sie sind“, sprach die Obristin, „ein Geisterseher wie alle Menschen von reger Phantasie. Gehe ich aber auch wirklich ein in Ihre Ideen, glaube ich wirklich, daß es einer unbekannten Geisterwelt erlaubt sei, in vernehmbaren Tönen, ja in Visionen sich uns zu offenbaren, so sehe ich doch nicht ein, warum die Natur die Vasallen jenes geheimnisvollen Reichs so feindselig uns gegenüber gestellt haben sollte, daß sie nur Grauen, zerstörendes Entsetzen über uns zu bringen vermögen.“ — „Vielleicht“, fuhr Dagobert fort, „vielleicht liegt darin die Strafe der Mutter, deren Pflege, deren Zucht wir entartete Kinder entflohen. Ich meine, daß in jener goldnen Zeit, als unser Geschlecht noch im innigsten Einflange mit der ganzen Natur lebte, kein Grauen, kein Entsetzen uns verstörte, eben weil es in dem tiefsten Frieden, in der seligsten Harmonie alles Seins keinen Feind gab, der dergleichen über uns bringen konnte. Ich sprach von seltsamen Geisterstimmen, aber wie kommt es

denn, daß alle Naturlaute, deren Ursprung wir genau anzugeben wissen, uns wie der schneidendste Jammer tönen und unsere Brust mit dem tiefsten Entsetzen erfüllen! — Der merkwürdigste jener Naturtöne ist die Luftmusik oder sogenannte Teufelsstimme auf Ceylon und in den benachbarten Ländern, deren Schubert in seinen Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft gedenkt. Diese Naturstimme läßt sich in stillen heitern Nächten, den Tönen einer tiefklagenden Menschenstimme ähnlich, bald wie aus weiter — weiter Ferne daherschwebend, bald ganz in der Nähe schallend, vernehmen. Sie äußert eine solche Wirkung auf das menschliche Gemüt, daß die ruhigsten, verständigsten Beobachter sich eben des tiefsten Entsetzens nicht erwehren können." — „So ist es“, unterbrach hier Moritz den Freund, „so ist es in der That. Nie war ich auf Ceylon noch in den benachbarten Ländern, und doch hörte ich jenen entsetzlichen Naturlaut, und nicht ich allein, jeder, der ihn vernahm, fühlte die Wirkung wie sie Dagobert beschrieben. — „So wirst du“, erwiderte Dagobert, „mich recht erfreuen und am besten die Frau Obristin überzeugen, wenn du erzählst, wie sich alles begeben.

„Sie wissen“, begann Moritz, „daß ich in Spanien unter Wellington wider die Franzosen focht. Mit einer Abteilung spanischer und englischer Kavallerie bivaßierte ich vor der Schlacht bei Viktoria zur Nachtzeit auf offenem Felde. Ich war, von dem Marsch am gestrigen Tage bis zum Tode ermüdet, fest eingeschlafen, da weckte mich ein schneidender Jammerlaut. Ich fuhr auf, ich glaubte nichts anderes, als daß sich dicht neben mir ein Verwundeter gelagert, dessen Todesseufzer ich vernommen, doch schnarchten die Kameraden um mich her, und nichts ließ sich weiter hören. Die ersten Strahlen des Frührots brachen durch die dicke Finsternis, ich stand auf und schritt, über die Schläfer wegsteigend, weiter vor, um vielleicht den Verwundeten oder Sterbenden zu finden. Es

war eine stille Nacht, nur leise, leise fing sich der Morgenwind an zu regen und das Laub zu schütteln. Da ging zum zweitenmal ein langer Klagelaut durch die Lüfte und verhallte dumpf in tiefer Ferne. Es war, als schwängen sich die Geister der Erschlagenen von den Schlachtfeldern empor und riefen ihr entsetzliches Weh durch des Himmels weiten Raum. Meine Brust erbebte, mich erfaßte ein tiefes namenloses Grauen. — Was war aller Jammer, den ich jemals aus menschlicher Kehle ertönen gehört, gegen diesen herzerschneidenden Laut! Die Kameraden rappelten sich nun aus dem Schlafe. Zum drittenmal erfüllte stärker und gräßlicher der Jammerlaut die Lüfte. Wir erstarrten im tiefsten Entsetzen, selbst die Pferde wurden unruhig und schnaubten und stampften. Mehrere von den Spaniern sanken auf die Knie nieder und beteten laut. Ein englischer Offizier versicherte, daß er dies Phänomen, das sich in der Atmosphäre erzeuge und elektrischen Ursprungs sei, schon öfters in südlichen Gegenden bemerkt habe, und daß wahrscheinlich die Witterung sich ändern werde. Die Spanier, zum Glauben an das Wunderbare geneigt, hörten die gewaltigen Geisterstimmen überirdischer Wesen, die das Ungeheure verkündeten, das sich nun begeben werde. Sie fanden ihren Glauben bestätigt, als folgenden Tages die Schlacht mit all ihren Schrecken daherdonnerte.“

„Dürfen wir“, sprach Dagobert, „dürfen wir denn nach Ceylon gehen oder nach Spanien, um die wunderbaren Klage-töne der Natur zu vernehmen? Kann uns das dumpfe Geheul des Sturmwindes, das Geprassel des herabstürzenden Hagels, das Ächzen und Krächzen der Windfahnen nicht ebensogut wie jener Ton mit tiefem Grausen erfüllen? — Ei! gönnen wir doch nur ein geneigtes Ohr der tollen Musik, die hundert abscheuliche Stimmen hier im Kamin aborgeln, oder horchen wir doch nur ein wenig auf das gespenstische Liedlein, das eben jetzt die Teemaschine zu singen beginnt?“

„O herrlich!“ rief die Obristin, „o überaus herrlich! — Sogar in die Teemaschine bannt unser Dagobert Gespenster, die sich uns in graufigen Klagelauten offenbaren sollen!“ — „Ganz unrecht“, nahm Angelika das Wort, „ganz unrecht, liebe Mutter, hat unser Freund doch nicht. Das wunderliche Pfeifen und Knattern und Zischen im Kamin könnte mir wirklich Schauer erregen, und das Liedchen, was die Teemaschine so tiefklagend absingt, ist mir so unheimlich, daß ich nur gleich die Lampe auslöschten will, damit es schnell ende.“

Angelika stand auf, ihr entfiel das Tuch, Moritz bückte sich schnell darnach und überreichte es dem Fräulein. Sie ließ den seelenvollen Blick ihrer Himmelsaugen auf ihm ruhen, er ergriff ihre Hand und drückte sie mit Inbrunst an die Lippen.

In demselben Augenblick erzitterte Marguerite, wie berührt von einem elektrischen Schlag, heftig zusammen und ließ das Glas Punsch, das sie soeben eingeschenkt und Dagobert darreichen wollte, auf den Boden fallen, daß es in tausend Stücke zerflirrte. Laut schluchzend warf sie sich der Obristin zu Füßen, nannte sich ein dummes, ungeschicktes Ding und bat sie, zu vergönnen, daß sie sich in ihr Zimmer entferne. Alles, was eben jetzt erzählt worden, habe ihr, unerachtet sie es keineswegs ganz verstanden, innerlichen Schauer erregt; ihre Angst hier am Kamin sei unbeschreiblich, sie fühle sich krank, sie wolle sich ins Bett legen. — Und dabei küßte sie der Obristin die Hände, und benetzte sie mit den heißen Tränen, die ihr aus den Augen stürzten.

Dagobert fühlte das Peinliche des ganzen Auftritts und die Notwendigkeit, der Sache einen anderen Schwung zu geben. Auch er stürzte plötzlich der Obristin zu Füßen und flehte mit der weinerlichsten Stimme, die ihm nur zu Gebote stand, um Gnade für die Verbrecherin, die sich unterfangen, das köstlichste Getränk zu verschütten, das je eines Rechtsgelehrten Zunge genezt und sein frostiges Herz erwärmt. Was

den Punschfleck auf dem gebohten Fußboden betreffe, so schwöre er, morgenden Tages sich Wachsbürsten unter die Füße zu schrauben und in den göttlichsten Touren, die jemals in eines Hofanzmeisters Kopf und Beine gekommen, eine ganze Stunde hindurch den Saal zu durchrutschen.

Die Obristin, die erst sehr finster Marguerite angeblickt, erheiterte sich bei Dagoberts flugem Beginnen. Sie reichte lachend beiden die Hände und sprach: „Steht auf und trocknet eure Tränen, ihr habt Gnade gefunden vor meinem strengen Richterstuhl! — Du, Marguerite, hast es allein deinem geschickten Anwalt und seiner heroischen Aufopferung rücksichts des Punschflecks zu verdanken, daß ich dein ungeheures Verbrechen nicht schwer ahnde. Aber ganz erlassen kann ich dir die Strafe nicht. Ich befehle daher, daß du, ohne an Kränkelei zu denken, fein im Saal bleibest, unsern Gästen fleißiger als bisher Punsch einschenkst, vor allen Dingen aber deinem Retter zum Zeichen der innigsten Dankbarkeit einen Kuß gibst!“

„So bleibt die Tugend nicht unbelohnt“, rief Dagobert mit komischem Pathos, indem er Margueritens Hand ergriff. „Glauben Sie“, sprach er dann, „glauben Sie nur, Solde! daß es noch auf der Erde heroische Jurisconsulten gibt, die sich rücksichtslos aufopfern für Unschuld und Recht! — Doch! — geben wir nun unserer strengen Richterin nach — vollziehen wir ihr Urteil, von dem keine Appellation möglich.“ Damit drückte er einen flüchtigen Kuß auf Margueritens Lippen und führte sie sehr feierlich auf den Platz zurück, den sie vorher eingenommen. Marguerite, über und über rot, lachte laut auf, indem ihr noch die hellen Tränen in den Augen standen. „Alberne Törin“, rief sie auf französisch, „alberne Törin, die ich bin! — muß ich denn nicht alles tun, was die Frau Obristin befiehlt? Ich werde ruhig sein, ich werde Punsch einschenken und von Gespenstern sprechen hören, ohne mich zu fürchten.“ — „Bravo“, nahm Dagobert das Wort, „bravo,

englisches Kind, mein Heroismus hat dich begeistert, und mich die Süßigkeit deiner holden Lippen! — Meine Phantasie ist neu beschwingt, und ich fühle mich aufgelegt, das Schauerlichste aus dem regno di pianto aufzutischen zu unserer Ergötzlichkeit.“ — „Ich dachte“, sprach die Obristin, „ich dachte, wir schwiegen von dem fatalen unheimlichen Zeuge.“ — „Bitte“, fiel ihr Angelika ins Wort, „bitte, liebe Mutter, lassen Sie unsern Freund Dagobert gewähren. Gestehen will ich's nur, daß ich recht kindisch bin, daß ich nichts lieber hören mag als hübsche Spußgeschichten, die so recht durch alle Glieder frösteln.“ — „O wie mich das freut“, rief Dagobert, „o wie mich das freut! Nichts ist liebenswürdiger bei jungen Mädchen, als wenn sie recht graulich sind, und ich möchte um alles in der Welt keine Frau heiraten, die sich nicht vor Gespenstern recht tüchtig ängstigt.“ — „Du behauptetest“, sprach Moritz, „du behauptetest, lieber Freund Dagobert, vorhin, daß man sich vor jedem träumerischen Schauer als dem ersten Anfall der Gespensterfurcht wohl hüten müsse und bist uns die nähere Erklärung weshalb? noch schuldig.“ — „Es bleibt“, erwiderte Dagobert, „sind nur die Umstände darnach, niemals bei jenen angenehmen träumerischen Schauern, die der erste Anfall herbeiführt. Ihnen folgt bald Todesangst haarsträubendes Entsetzen, und so scheint jenes angenehme Gefühl nur die Verlockung zu sein, mit der uns die unheimliche Geisterwelt bestrickt. Wir sprachen erst von uns erklärlichen Naturtönen und ihrer gräßlichen Wirkung auf unsere Sinne. Zuweilen vernehmen wir aber seltsamere Laute, deren Ursache uns durchaus unerforschlich ist, und die in uns ein tiefes Grauen erregen. Alle beschwichtigende Gedanken, daß irgendein verstecktes Tier, die Zugluft oder sonst etwas jenen Ton auf ganz natürliche Art hervorbringen könne, hilft durchaus nichts. Jeder hat es wohl erfahren, daß in der Nacht das Kleinste Geräusch, was in abgemessenen Pausen wieder-

fehrt, allen Schlaf verjagt und innerliche Angst steigert und steigert bis zur Verstörtheit aller Sinne. — Vor einiger Zeit stieg ich auf der Reise in einem Gasthose ab, dessen Wirt mir ein hohes freundliches Zimmer einräumte. Mitten in der Nacht erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe. Der Mond warf seine hellen Strahlen durch die unverhüllten Fenster, so daß ich alle Möbeln, auch den kleinsten Gegenstand im Zimmer deutlich erkennen konnte. Da gab es einen Ton, wie wenn ein Regentropfen hinabfiel in ein metallnes Becken. Ich horchte auf! — In abgemessenen Pausen kehrte der Ton wieder. Mein Hund, der sich unter dem Bette gelagert, kroch hervor und schnupperte winselnd und ächzend im Zimmer umher und fragte bald an den Wänden, bald an dem Boden. Ich fühlte, wie Eisströme mich durchglitten, wie kalte Schweißtropfen auf meiner Stirne hervortröpfelten. Doch, mich mit Gewalt ermannend, rief ich erst laut, sprang dann aus dem Bette und schritt vor bis in die Mitte des Zimmers. Da fiel der Tropfen dicht vor mir, ja wie durch mein Inneres nieder in das Metall, das in gellendem Laut erdröhnte. Übermannt von dem tiefsten Entsetzen taumelte ich nach dem Bett und barg mich halb ohnmächtig unter der Decke. Da war es, als wenn der immer noch in gemessenen Pausen zurückkehrende Ton leiser und immer leiser hallend in den Lüften verschwebte. Ich fiel in tiefen Schlaf, aus dem ich erst am hellen Morgen erwachte, der Hund hatte sich dicht an mich geschmiegt und sprang erst, als ich mich aufrichtete, herab vom Bette, lustig blaffend, als sei auch ihm jetzt erst alle Angst entnommen. Mir kam der Gedanke, daß vielleicht mir nur die ganz natürliche Ursache jenes wunderbaren Klangs verborgen geblieben sein könne, und ich erzählte dem Wirt mein wichtiges Abenteuer, dessen Grausen ich in allen Gliedern fühlte. Er werde, schloß ich, gewiß mir alles erklären können und habe unrecht getan, mich nicht darauf vorzubereiten. Der Wirt er-

blaßte und bat mich um des Himmels willen, doch niemand mitzuteilen, was sich in jenem Zimmer begeben, da er sonst Gefahr laufe, seine Nahrung zu verlieren. Mehrere Reisende, erzählte er, hätten schon vormals über jenen Ton, den sie in mondhellen Nächten vernommen, geklagt. Er habe alles auf das genaueste untersucht, ja selbst die Dielen in diesem Zimmer und den anstoßenden Zimmern aufreißen lassen sowie in der Nachbarschaft eifrig nachgeforscht, ohne auch im mindesten der Ursache jenes grauenvollen Klangs auf die Spur kommen zu können. Schon seit beinahe Jahresfrist sei es still geblieben, und er habe geglaubt, von dem bösen Spuk befreit zu sein, der nun, wie er zu seinem großen Schrecken vernehmen müsse, sein unheimliches Wesen aufs neue treibe. Unter keiner Bedingung werde er mehr irgendeinen Gast in jenem verrufenen Zimmer beherbergen!“

„Ach,“ sprach Angelika, indem sie sich wie im Sieberfrost schüttelte, „das ist schauerlich, das ist sehr schauerlich, nein, ich wäre gestorben, wenn mir dergleichen begegnet. Oft ist es mir aber schon geschehen, daß ich, aus dem Schlaf plötzlich erwachend, eine unbeschreibliche innere Angst empfand, als habe ich irgend etwas Entsetzliches erfahren. Und doch hatte ich nicht die leiseste Ahnung davon, ja nicht einmal die Erinnerung eines fürchterlichen Traumes, vielmehr war es mir, als erwache ich aus einem völlig bewußtlosen, todähnlichen Zustande.“

„Diese Erscheinung kenne ich wohl“, fuhr Dagobert fort. „Vielleicht deutet gerade das auf die Macht fremder psychischer Einflüsse, denen wir uns willkürlich hingeben müssen. So wie die Somnambule sich durchaus nicht ihres somnambulen Zustandes erinnert und dessen, was sich in demselben mit ihr begeben, so kann vielleicht jene grauenhafte Angst, deren Ursache uns verborgen bleibt, der Nachhall irgendeines gewaltigen Zaubers sein, der uns uns selbst entrückte.“

„Ich erinnere mich“, sprach Angelika, „noch sehr lebhaft, wie ich, es mögen wohl vier Jahre her sein, in der Nacht meines vierzehnten Geburtstages in einem solchen Zustande erwachte, dessen Grauen mich einige Tage hindurch lähmte. Vergebens rang ich aber darnach, mich auf den Traum zu besinnen, der mich so entsetzt hatte. Deutlich bin ich mir bewußt, daß ich eben auch im Traum jenen schrecklichen Traum diesem, jenem, vor allen aber meiner guten Mutter öfters erzählt habe, aber nur, daß ich jenen Traum erzählt hatte, ohne mich auf seinen Inhalt besinnen zu können, war mir beim Erwachen erinnerlich.“ — „Dieses wunderbare psychische Phänomen“, erwiderte Dagobert, „hängt genau mit dem magnetischen Prinzip zusammen.“ — „Immer ärger“, rief die Obristin, „immer ärger wird es mit unserm Gespräch, wir verlieren uns in Dinge, an die nur zu denken mir unerträglich ist. Ich fordere Sie auf, Moritz, sogleich etwas recht Lustiges, Tolles zu erzählen, damit es nur mit den unheimlichen Spußgeschichten einmal ende.“

„Wie gern“, sprach Moritz, wie gern will ich mich Ihrem Befehl, Frau Obristin, fügen, wenn es erlaubt ist, nur noch einer einzigen schauerlichen Begebenheit zu gedenken, die mir schon lange auf den Lippen schwebt. Sie erfüllt in diesem Augenblick mein Inneres so ganz und gar, daß es ein vergebliches Mühen sein würde, von andern heitern Dingen zu sprechen.“

„So entladen Sie sich denn“, erwiderte die Obristin, „alles Schauerlichen, von dem Sie nun einmal befangen. Mein Mann muß bald heimkehren, und dann will ich in der That recht gern irgendein Gefecht noch einmal mit euch durchkämpfen, oder mit verliebtem Enthusiasmus von schönen Pferden sprechen hören, um nur aus der Spannung zu kommen, in die mich das spukhafte Zeug versetzt, wie ich nicht leugnen mag.“

„In dem letzten Feldzuge“, begann Moritz, „machte ich die Bekanntschaft eines russischen Oberstleutnants, Livländers von Geburt, kaum dreißig Jahre alt, die, da der Zufall es wollte, daß wir längere Zeit hindurch vereint dem Feinde gegenüber standen, sehr bald zur engsten Freundschaft wurde. Bogislav, so war der Oberstleutnant mit Vornamen geheißen, hatte alle Eigenschaften, um sich überall die höchste Achtung die innigste Liebe zu erwerben. Er war von hoher, edler Gestalt, geistreichem, männlich schönem Antlitz, seltner Ausbildung, die Gutmütigkeit selbst und dabei tapfer wie ein Löwe. Er konnte vorzüglich bei der Flasche sehr heiter sein, aber oft übermannte ihn plötzlich der Gedanke an irgend etwas Entsetzliches, das ihm begegnet sein mußte, und das die Spuren des tiefsten Grams auf seinem Gesicht zurückgelassen hatte. Er wurde dann still, verließ die Gesellschaft und streifte einsam umher. Im Felde pflegte er nachts rastlos von Vorposten zu Vorposten zu reiten, nur nach der erschöpfendsten Anstrengung überließ er sich dem Schlaf. Kam nun noch hinzu, daß er oft ohne dringende Not sich der drohendsten Gefahr aussetzte und den Tod in der Schlacht zu suchen schien, der ihn floh, da im härtesten Handgemenge ihn keine Kugel, kein Schwertstreich traf, so war es wohl gewiß, daß irgendein unerseßlicher Verlust, ja wohl eine rasche Tat sein Leben verstört hatte.

Wir nahmen auf französischem Gebiet ein befestigtes Schloß mit Sturm und harrten dort ein paar Tage, um den erschöpften Truppen Erholung zu gönnen. Die Zimmer, in denen sich Bogislav einquartiert hatte, lagen nur ein paar Schritte von dem meinigen entfernt. In der Nacht weckte mich ein leises Pochen an meine Stubentüre. Ich forschte, man rief meinen Namen, ich erkannte Bogislavs Stimme, stand auf und öffnete. Da stand Bogislav vor mir im Nachtgewande, den Leuchter mit der brennenden Kerze in der Hand, entstellt — bleich wie der Tod — bebend an allen Gliedern — keines

Wortes mächtig! — „Um des Himmels willen — was ist geschehen — was ist dir, mein teuerster Bogislav!“ So rief ich, führte den Ohnmächtigen zum Lehnstuhl, schenkte ihm zwei — drei — Gläser von dem starken Wein ein, der gerade auf dem Tische stand, hielt seine Hand in der meinigen fest, sprach tröstende Worte, wie ich nur konnte, ohne die Ursache seines entsetzlichen Zustandes zu wissen.

Bogislav erholte sich nach und nach, seufzte tief auf und begann mit leiser, hohler Stimme: „Nein — Nein! — Ich werde wahnsinnig, faßt mich nicht der Tod, dem ich mich sehrend in die Arme werfe! — Dir, mein treuer Morig, vertraue ich mein entsetzliches Geheimnis. — Ich sagte dir schon, daß ich mich vor mehreren Jahren in Neapel befand. Dort sah ich die Tochter eines der angesehensten Häuser und kam in glühende Liebe. Das Engelsbild gab sich mir ganz hin, und von den Eltern begünstigt, wurde der Bund geschlossen, von dem ich alle Seligkeit des Himmels hoffte. Schon war der Hochzeitstag bestimmt, da erschien ein sizilianischer Graf und drängte sich zwischen uns mit eifrigen Bewerbungen um meine Braut. Ich stellte ihn zur Rede, er verhöhnte mich. Wir schlugen uns, ich stieß ihm den Degen durch den Leib. Nun eilte ich zu meiner Braut. Ich fand sie in Tränen gebadet, sie nannte mich den verruchten Mörder ihres Geliebten, stieß mich von sich mit allen Zeichen des Abscheus, schrie auf in trostlosem Jammer, sank ohnmächtig nieder wie vom giftigen Skorpion berührt, als ich ihre Hand faßte. — Wer schildert mein Entsetzen! Den Eltern war die Sinnesänderung ihrer Tochter ganz unerklärlich. Nie hatte sie den Bewerbungen des Grafen Gehör gegeben. Der Vater versteckte mich in seinem Palast und sorgte mit großmütigem Eifer dafür, daß ich unentdeckt Neapel verlassen konnte. Von allen Surien gepeitscht, floh ich in einem Strich fort bis nach Petersburg! — Nicht die Untreue meiner Geliebten, nein! — ein furcht-

bares Geheimnis ist es, das mein Leben verstört! — Seit jenem unglücklichen Tage in Neapel verfolgt mich das Grauen, das Entsetzen der Hölle! — Oft bei Tage, doch öfter zur Nachtzeit vernehme ich bald aus der Ferne, bald dicht neben mir ein tiefes Todesächzen. Es ist die Stimme des getöteten Grafen, die mein Innerstes mit dem tiefsten Grausen durchbebt. Durch den stärksten Kanonendonner, durch das prasselnde Musketenfeuer der Bataillone vernehme ich dicht vor meinen Ohren den gräßlichen Jammerton, und alle Wut, alle Verzweiflung des Wahnsinns erwacht in meinem Busen! — Eben in dieser Nacht — ‘Bogislav hielt inne, und mich wie ihn faßte das Entsetzen, denn ein lang ausgehaltener herzzersehrender Jammerton ließ sich, wie vom Gange herkommend, vernehmen. Dann war es, als raffe sich jemand ächzend und stöhnend mühsam vom Boden empor und nahe sich schweren, unsichern Trittes. Da erhob sich Bogislav plötzlich von aller Kraft beseelt vom Lehnstuhl und rief, wilde Glut in den Augen, mit donnernder Stimme: ‘Erscheine mir, Verruchter! wenn du es vermagst — ich nehm’ es auf mit dir und mit allen Geistern der Hölle, die dir zu Gebote stehn’ — Nun geschah ein gewaltiger Schlag.”

In dem Augenblick sprang die Türe des Saals auf mit dröhnendem Gerassel.

Hinein trat ein Mann, von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet, bleichen Antlitzes, ernsten, festen Blickes. Er nahte sich mit dem edelsten Anstande der vornehmen Welt der Obristin und bat in gewählten Ausdrücken um Verzeihung, daß er, früher geladen, so spät komme, ein Besuch, den er nicht los werden können, habe ihn zu seinem Verdruß aufgehalten. — Die Obristin, nicht fähig, sich von dem jähen Schreck zu erholen, stammelte einige unvernünftliche Worte, die ungefähr andeuten sollten, der Fremde möge Platz nehmen. Er rückte einen Stuhl dicht neben die Obristin, Angelika gegen-

über, hin, setzte sich, ließ seinen Blick den Kreis durchlaufen. Keiner vermochte, wie gelähmt, ein Wort hervorzubringen. Da begann der Fremde: doppelt müsse er sich entschuldigen, einmal, daß er in so später Stunde, und dann, daß er mit so vielem Ungestüm eingetreten sei. Nicht seine Schuld sei aber auch das letzte, da nicht er, sondern der Diener, den er auf dem Vorsaal getroffen, die Türe so heftig aufgestoßen. Die Obristin, mit Mühe das unheimliche Gefühl, von dem sie ergriffen, bekämpfend, fragte, wen sie bei sich zu sehen das Vergnügen habe. Der Fremde schien die Frage zu überhören, auf Margueriten achtend, die, in ihrem ganzen Wesen plötzlich verändert, laut auflachte, dicht an den Fremden hinantänzelte und immerfort Pichernd auf französisch erzählte, daß man sich eben in den schönsten Spußgeschichten erlustigt, und daß nach dem Willen des Herrn Rittmeisters eben ein böses Gespenst erscheinen solle, als er, der Fremde, hineingetreten. Die Obristin, das Unschickliche fühlend, den Fremden, der sich als eingeladen angekündigt, nach Stand und Namen zu fragen, mehr aber noch von seiner Gegenwart beängstigt, wiederholte nicht ihre Frage, verwies Margueriten nicht ein Betragen, das beinahe den Anstand verletzte. Der Fremde machte Margueritens Geschwätz ein Ende, indem er, sich zur Obristin, dann zu den übrigen wendend, von irgendeiner gleichgültigen Begebenheit zu sprechen begann, die sich gerade am Orte zugetragen. Die Obristin antwortete, Dagobert versuchte sich ins Gespräch zu mischen, das endlich in einzelnen abgebrochenen Reden mühsam fortschlich. Und dazwischen trillerte Marguerite einzelne Couplets französischer Chansons und figurierte, als besönne sie sich auf die neuesten Touren einer Gavotte, während die andern sich nicht zu regen vermochten. Jeder fühlte seine Brust beengt, jeden drückte wie eine Gewitterschwüle die Gegenwart des Fremden, jedem erstarb das Wort auf den Lippen, wenn er in das todbleiche Antlitz des

unheimlichen Gastes schaute. Und doch hatte dieser in Ton und Gebärde durchaus nichts Ungewöhnliches, vielmehr zeigte sein ganzes Betragen den vielerfahrenen gebildeten Weltmann. Der fremde scharfe Akzent, mit dem er Deutsch und Französisch sprach, ließ mit Recht schließen, daß er weder ein Deutscher noch ein Franzose sein konnte.

Auf atmete die Obristin, als endlich Reiter vor dem Hause hielten und die Stimme des Obristen sich vernehmen ließ.

Bald darauf trat der Obrist in den Saal. Sowie er den Fremden erblickte, eilte er auf ihn zu und rief: „Herzlich willkommen in meinem Hause, lieber Graf! — Auf das herzlichste willkommen.“ Dann sich zur Obristin wendend: „Graf S—i, ein teurer, treuer Freund, den ich mir im tiefen Norden erwarb und im Süden wiederfand“.

Die Obristin, der nun erst alle Bangigkeit entnommen, versicherte dem Grafen mit anmutigem Lächeln, nur der Schuld ihres Mannes, der unterlassen, sie auf seinen Besuch vorzubereiten, habe er es beizumessen, wenn er vielleicht etwas seltsam und gar nicht auf die Weise, wie es dem vertrauten Freunde gebühre, empfangen worden. Dann erzählte sie dem Obristen, wie den ganzen Abend über von nichts anderm als von Spukereien und unheimlichen Wesen die Rede gewesen sei, wie Moriz eine schauerliche Geschichte erzählt, die ihm und einem seiner Freunde begegnet, wie eben in dem Augenblick, als Moriz gesprochen: „Nun geschah ein entsetzlicher Schlag“, die Türe des Saales aufgesprungen und der Graf eingetreten sei.

„Allerliebste!“ rief der Obrist lachend, „allerliebste, man hat Sie, lieber Graf, für ein Gespenst gehalten! In der That, mir scheint, als wenn meine Angelika noch einige Spuren des Schrecks im Gesicht trüge, als wenn der Rittmeister sich noch nicht ganz von den Schauern seiner Geschichte erholen könnte, ja als wenn sogar Dagobert seine Munterkeit verloren. Sa-

gen Sie, Graf! ist es nicht arg, Sie für einen Spuk, für einen schändlichen Revenant zu nehmen?"

„Sollte ich“, erwiderte der Graf mit seltsamem Blick, „sollte ich vielleicht etwas Gespenstisches an mir tragen? — Man spricht ja jetzt viel von Menschen, die auf andere vermöge eines besondern psychischen Zaubers einzuwirken vermögen, daß ihnen ganz unheimlich zumute werden soll. Vielleicht bin ich gar solchen Zaubers mächtig.“

„Sie scherzen, lieber Graf,“ nahm die Obristin das Wort, „aber wahr ist es, daß man jetzt wieder Jagd macht auf die wunderbarlichsten Geheimnisse“.

„So wie“, erwiderte der Graf, „so wie man überhaupt wieder an Ammenmärchen und wunderlichen Einbildungen fränkelt. Ein jeder hüte sich vor dieser sonderbaren Epidemie. — Doch ich unterbrach den Herrn Rittmeister bei dem spannendsten Punkt seiner Erzählung und bitte ihn, da niemand von seinen Zuhörern den Schluß — die Auflösung gern missen würde, fortzufahren.“

Dem Rittmeister war der fremde Graf nicht nur unheimlich, sondern recht im Grunde der Seele zuwider. Er fand in seinen Worten zumal, da er recht fatal dabei lächelte, etwas Verhöhnendes und erwiderte mit flammendem Blick und scharfem Ton, daß er befürchten müsse, durch sein Ammenmärchen die Heiterkeit, die der Graf in den düster gestimmten Zirkel gebracht, zu verstören, er wolle daher lieber schweigen.

Der Graf schien nicht sonderlich des Rittmeisters Worte zu beachten. Mit der goldenen Dose, die er zur Hand genommen, spielend, wandte er sich an den Obristen mit der Frage, ob die aufgeweckte Dame nicht eine geborene Französin sei?

Er meinte Margueriten, die immerfort trällernd im Saal herumhüpfte. Der Obrist trat an sie heran und fragte halblaut, ob sie wahnsinnig geworden. Marguerite schlich erschrocken an den Teetisch und setzte sich still hin.

Der Graf nahm nun das Wort und erzählte auf anziehende Weise von diesem, jenem, was sich in kurzer Zeit begeben. — Dagobert vermochte kaum ein Wort herauszubringen. Moritz stand da, über und über rot, mit bligenden Augen, wie das Zeichen zum Angriff erwartend. Angelika schien ganz in die weibliche Arbeit vertieft, die sie begonnen, sie schlug kein Auge auf! — Man schied in vollem Mißmut auseinander.

„Du bist ein glücklicher Mensch,“ rief Dagobert, als er sich mit Moritz allein befand, „zweifle nicht länger, daß Angelika dich innig liebt. Tief habe ich es heute in ihren Blicken erschaut, daß sie ganz und gar in Liebe ist zu dir. Aber der Teufel ist immer geschäftig und säet sein giftiges Unkraut unter den schön blühenden Weizen. Marguerite ist entbrannt in toller Leidenschaft. Sie liebt dich mit allem wütenden Schmerz, wie er nur ein brünstiges Gemüt zerreißen kann. Ihr heutiges Beginnen war der nicht niederzukämpfende Ausbruch der rasendsten Eifersucht. Als Angelika das Tuch fallen ließ, als du es ihr reichtest, als du ihre Hand küßtest, kamen die Furien der Hölle über die arme Marguerite. Und daran bist du schuld. Du bemühtest dich sonst mit aller möglichen Galanterie um die bildhübsche Französin. Ich weiß, daß du immer nur Angelika meintest, daß alle Schuldigungen die du an Margueriten verschwendetest, nur ihr galten, aber die falsch gerichteten Blitze trafen und zündeten. — Nun ist das Unheil da, und ich weiß in der That nicht, wie das Ding enden soll ohne schrecklichen Tumult und gräßlichen Wirrwarr!“

„Geh doch nur“, erwiderte der Rittmeister, „geh doch nur mit Margueriten. Liebt mich Angelika wirklich — ach! woran ich wohl noch zweifle — so bin ich glücklich und selig und frage nichts nach allen Margueriten in der Welt mit samt ihrer Tollheit! Aber eine andere Surcht ist in mein Gemüt

gekommen! Dieser fremde unheimliche Graf, der wie ein dunkles düsteres Geheimnis eintrat, der uns alle verstörte, scheint er nicht sich recht feindlich zwischen uns zu stellen? — Es ist mir, als träte aus dem tiefsten Hintergrunde — fast möchte ich sagen — ein Traum hervor, der mir diesen Grafen darstellt unter grauenvollen Umständen! Es ist mir, als müsse da, wo er sich hinwendet, irgendein entsetzliches Unglück, von ihm beschworen, aus dunkler Nacht vernichtend hervorblitzen. — Hast du wohl bemerkt, wie oft sein Blick auf Angelika ruhte, und wie dann ein fahles Rot seine bleichen Wangen färbte und schnell wieder verschwand? Auf meine Liebe hat es der Unhold abgesehen, darum flangen die Worte, die er an mich richtete, so höhrend, aber ich stelle mich ihm entgegen auf den Tod!“

Dagobert nannte den Grafen einen gespenstischen Patron, dem man aber feck unter die Augen treten müsse, doch vielleicht sei auch, meinte er, viel weniger dahinter, als man glaube, und alles unheimliche Gefühl nur der besonderen Spannung zuzuschreiben, in der man sich befand, als der Graf eintrat. „Laß uns“, so schloß Dagobert, „allem verstörenden Wesen mit festem Gemüt, mit unwandelbarem Vertrauen auf das Leben begegnen. Keine finstere Nacht wird das Haupt beugen, was sich kräftig und mit heiterm Mut emporhebt!“

Längere Zeit war vergangen. Der Graf hatte sich, immer öfter und öfter das Haus des Obristen besuchend, beinahe unentbehrlich gemacht. Man war darüber einig, daß der Vorwurf des unheimlichen Wesens auf die zurückfalle, die ihm diesen Vorwurf gemacht. „Konnte“, sprach die Obristin, „konnte der Graf nicht mit Recht uns selbst mit unsern blassen Gesichtern, mit unserm seltsamen Betragen unheimliche Leute nennen?“ — Der Graf entwickelte in jedem Gespräch einen Schatz der reichhaltigsten Kenntnisse, und sprach er, Italiener

von Geburt, zwar im fremden Akzent, so war er doch des geübtesten Vortrages vollkommen mächtig. Seine Erzählungen rissen in lebendigem Feuer unwiderstehlich hin, so daß selbst Moritz und Dagobert, so feindlich sie gegen den Fremden gesinnt, wenn er sprach und über sein blasses, aber schön geformtes ausdrucksvolles Gesicht ein anmutiges Lächeln flog, allen Groll vergaßen und wie Angelika, wie alle übrige an seinen Lippen hingen.

Des Obristen Freundschaft mit dem Grafen war auf eine Weise entstanden, die diesen als den edelmütigsten Mann darstellte. Im tiefen Norden führte beide der Zufall zusammen, und hier half der Graf dem Obristen auf die uneigennützigste Weise aus einer Verlegenheit, die, was Geld und Gut, ja was den guten Ruf und die Ehre betrifft, die verdrießlichsten Folgen hätte haben können. Der Obrist, tief fühlend, was er dem Grafen verdankte, hing an ihm mit ganzer Seele.

„Es ist“, sprach der Obrist eines Tages zu der Obristin, als sie sich eben allein befanden, „es ist nun an der Zeit, daß ich dir sage, was es mit dem Hiersein des Grafen für eine tiefere Bewandnis hat. — Du weißt, daß wir, ich und der Graf, in P., wo ich mich vor vier Jahren befand, uns immer enger und enger aneinandergeschlossen, so daß wir zuletzt zusammen in aneinander stoßenden Zimmern wohnten. Da geschah es, daß der Graf mich einst an einem frühen Morgen besuchte, und auf meinem Schreibtisch das kleine Miniaturbild Angelikas gewahrte, das ich mitgenommen. Sowie er es schärfer anblickte, geriet er auf seltsame Weise außer aller Fassung. Nicht vermögend, mir zu antworten, starrte er es an, er konnte den Blick nicht mehr davon abwenden, er rief begeistert aus: Nie habe er ein schöneres, herrlicheres Weib gesehen, nie habe er gefühlt, was Liebe sei, die erst jetzt tief in seinem Herzen in lichten Flammen auflodere. Ich scherzte über die wunderbare Wirkung des Bildes, ich nannte den

Grafen einen neuen Kalaf und wünschte ihm Glück, daß meine gute Angelika wenigstens keine Turandot sei. Endlich gab ich ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß in seinen Jahren, da er, wenn auch nicht gerade im Alter vorgerückt, doch kein Jüngling mehr zu nennen, mich diese romantische Art, sich urplötzlich in ein Bild zu verlieben, ein wenig befremde. Nun schwor er aber mit Heftigkeit, ja mit allen Zeichen des leidenschaftlichen Wahnsinns, wie er seiner Nation eigen, daß er Angelika unaussprechlich liebe, und daß ich, solle er nicht in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung stürzen, ihm erlauben müsse, sich um Angelikas Liebe, um ihre Hand zu bewerben. Deshalb ist nun der Graf hierher und in unser Haus gekommen. Er glaubt der Zuneigung Angelikas gewiß zu sein und hat gestern seine Bewerbung förmlich bei mir angebracht. Was hältst du von der Sache?"

Die Obristin wußte selbst nicht, warum des Obristen letzte Worte sie wie ein jäher Schreck durchbeben. „Um des Himmels willen,“ rief sie, „der fremde Graf unsere Angelika?"

„Fremd“, erwiderte der Obrist mit verdüsteter Stirn, „der Graf fremd, dem ich Ehre, Freiheit, ja vielleicht das Leben verdanke? — Ich gestehe ein, daß er, im hohen Mannesalter, vielleicht rücksichts der Jahre nicht ganz für unser blutjunges Täubchen paßt, aber er ist ein edler Mensch, und dabei reich — sehr reich —“.

„Und ohne Angelika zu fragen?“ fiel ihm die Obristin ins Wort, „und ohne Angelika zu fragen, die vielleicht gar nicht solche Neigung zu ihm hegt, als er sich in verliebter Torheit einbildet.“

„Habe ich“, rief der Obrist, indem er vom Stuhle aufsprang, und sich mit glühenden Augen vor die Obristin hin stellte, „habe ich dir jemals Unlaß gegeben, zu glauben, daß ich, ein toller, tyrannischer Vater, mein liebes Kind auf schändliche Weise verfluppeln könnte? — Aber mit euren romanhaften

Empfindeleien und euren Zarthelten bleibt mir vom Halse. Es ist gar nichts Überschwengliches, das tausend phantastische Dinge voraussetzt, wenn sich ein Paar heiratet! — Angelika ist ganz Ohr, wenn der Graf spricht, sie blickt ihn an mit der freundlichsten Güte, sie erröthet, wenn er die Hand, die sie gern in der seinigen läßt, an die Lippen drückt. So spricht sich bei einem unbefangenen Mädchen die Zuneigung aus, die den Mann wahrhaft beglückt. Es bedarf keiner romanesken Liebe, die manchmal auf recht verstörende Weise in euren Köpfen spukt!“

„Ich glaube“, nahm die Obristin das Wort, „ich glaube, daß Angelikas Herz nicht mehr so frei ist, als sie vielleicht noch selbst wähnen mag.“

„Was?“ rief der Obrist erzürnt und wollte eben heftig losbrechen, in dem Augenblick ging die Thüre auf, und Angelika trat ein mit dem holdseligsten Himmelslächeln der unbefangenen Unschuld.

Der Obrist, plötzlich von allem Unmut, von allem Zorn verlassen, ging auf sie zu, küßte sie auf die Stirn, faßte ihre Hand, führte sie in den Sessel, setzte sich traulich hin dicht neben das liebe, süße Kind. Nun sprach er von dem Grafen, rühmte seine edle Gestalt, seinen Verstand, seine Sinnesart und fragte dann, ob Angelika ihn wohl leiden möge? Angelika erwiderte, daß der Graf anfangs ihr gar fremd und unheimlich erschienen sei, daß sie dies Gefühl aber ganz überwunden und ihn jetzt recht gern sähe!

„Nun“, rief der Obrist voller Freude, „nun, dem Himmel sei es gedankt, so mußte es kommen zu meinem Trost, zu meinem Heil! — Graf S—i, der edle Mann, liebt dich, mein holdes Kind, aus dem tiefsten Grunde seiner Seele, er bewirbt sich um deine Hand, du wirst sie ihm nicht verweigern.“ — Kaum sprach aber der Obrist diese Worte, als Angelika mit einem tiefen Seufzer wie ohnmächtig zurücksaß. Die

Obristin faßte sie in ihre Arme, indem sie einen bedeutenden Blick auf den Obristen warf, der verstummt das arme todbleiche Kind anstarrte. Angelika erholte sich, ein Tränenstrom stürzte ihr aus den Augen, sie rief mit herzzerschneidender Stimme: „Der Graf — der schreckliche Graf! — Nein, nein — nimmermehr!“

Mit aller Sanftmut fragte der Obrist einmal über das andere, warum in aller Welt der Graf ihr so schrecklich sei? Da gestand Angelika, in dem Augenblick, als der Obrist es ausgesprochen, daß der Graf sie liebe, sei ihr mit vollem Leben der fürchterliche Traum in die Seele gekommen, den sie vor vier Jahren in der Nacht ihres vierzehnten Geburtstages geträumt, und aus dem sie in entsetzlicher Todesangst erwacht, ohne sich auf seine Bilder auch nur im mindesten besinnen zu können. „Es war mir“, sprach Angelika, „als durchwandle ich einen sehr anmutigen Garten, in dem fremdartige Büsche und Blumen standen. Plötzlich stand ich vor einem wunderbaren Baum mit dunklen Blättern und großen, seltsam duftenden Blüten, beinahe dem Holunder ähnlich. Der rauschte mit seinen Zweigen so lieblich und winkte mir zu, wie mich einladend in seine Schatten. Von unsichtbarer Kraft unwiderstehlich hingezogen, sank ich hin auf die Rasen unter dem Baume. Da war es, als gingen seltsame Klagelaute durch die Lüfte und berührten wie Windeshauch den Baum, der in bangen Seufzern aufstöhnte. Mich befieng ein unbeschreibliches Weh, ein tiefes Mitleid regte sich in meiner Brust, selbst wußte ich nicht, weshalb. Da fuhr plötzlich ein brennender Strahl in mein Herz, wie es zerspaltend! — Der Schrei, den ich ausstoßen wollte, konnte sich nicht der mit namenloser Angst belasteten Brust entwinden, er wurde zum dumpfen Seufzer. Der Strahl, der mein Herz durchbohrt, war aber der Blick eines menschlichen Augenpaars, das mich aus dem dunklen Gebüsch anstarrte. In dem Augenblick standen die

Augen dicht vor mir, und eine schneeweiße Hand wurde sichtbar, die Kreise um mich her beschrieb. Und immer enger und enger wurden die Kreise und umspannen mich mit Feuerfäden, daß ich zuletzt in dem dichten Gespinnst mich nicht regen und bewegen konnte. Und dabei war es, als erfasse nun der furchtbare Blick der entsetzlichen Augen mein innerstes Wesen und bemächtigte sich meines ganzen Seins; der Gedanke, an dem es nur noch wie an einer schwachen Faser hing, war mir marternde Todesangst. Der Baum neigte seine Blüten tief zu mir herab, und aus ihnen sprach die liebliche Stimme eines Jünglings: „Angelika, ich rette dich — ich rette dich!“ — Aber —“

Angelika wurde unterbrochen; man meldete den Rittmeister von K., der den Obristen in Geschäften sprechen wollte. So wie Angelika des Rittmeisters Namen nennen hörte, rief sie, indem ihr aufs neue die Tränen aus den Augen strömten, mit dem Ausdruck des schneidendsten Wehs, mit der Stimme, die nur aus der vom tiefsten Liebeschmerz wunden Brust stöhnt: „Moritz — ach, Moritz!“

Der Rittmeister hatte eintretend diese Worte gehört. Er erblickte Angelika, in Tränen gebadet, die Arme nach ihm ausstreckend. Wie außer sich stieß er das Kaslett vom Haupte, daß es flirrend zu Boden fiel, stürzte Angelika zu Süßen, faßte sie, als sie von Wonne und Schmerz übermannt niedersank, in seine Arme, drückte sie mit Inbrunst an seine Brust. — Der Obrist betrachtete sprachlos vor Erstaunen die Gruppe. „Ich habe geahnet“, lispelte die Obristin leise, „ich habe es geahnet, daß sie sich lieben, aber ich wußte kein Wort davon.“

„Rittmeister von K.“, fuhr nun der Obrist zornig heraus, „was haben Sie mit meiner Tochter?“

Moritz, schnell zu sich kommend, ließ die halbtote Angelika sanft in den Lehnstuhl nieder, dann raffte er das Kaslett vom Boden auf, trat glutrot im Antlitz mit niedergesenktem Blick

vor den Obristen hin und versicherte auf Ehre, daß er Angelika unaussprechlich, aus der Tiefe seines Herzens liebe, daß aber auch bis zu diesem Augenblick nicht das leiseste Wort, das einem Geständnisse seines Gefühls gleiche, über seine Lippen gekommen sei. Nur zu sehr habe er gezweifelt, daß Angelika sein Gefühl erwidern könne. Erst dieser Moment, dessen Anlaß er nicht zu ahnen vermöge, habe ihm alle Seligkeit des Himmels erschlossen, und er hoffe nicht, von dem zärtlichsten Vater zurückgestoßen zu werden, wenn er ihn anflehe, einen Bund zu segnen, den die reinste, innigste Liebe geschlossen.

Der Obrist maß den Rittmeister, maß Angelika mit finstern Blicken, dann schritt er, die Arme übereinander geschlagen, im Zimmer schweigend auf und ab wie einer, der ringt, irgendeinen Entschluß zu fassen. Er blieb stehen vor der Obristin, die Angelika in die Arme genommen und ihr tröstend zuredete. „Was für einen Bezug“, sprach er dumpf mit zurückgehaltenem Zorn, „was für einen Bezug hat dein alberner Traum auf den Grafen?“

Da warf sich Angelika ihm zu Füßen, küßte seine Hände, benetzte sie mit Tränen, sprach mit halb erstickter Stimme: „Ach mein Vater! — mein geliebtester Vater, jene entsetzlichen Augen, die mein Innerstes erfaßten, es waren die Augen des Grafen, seine gespenstische Hand umwob mich mit dem Feuergepinst! — Aber die tröstende Jünglingsstimme, die mir zurief aus den duftenden Blüten des wunderbaren Baums — das war Moritz — mein Moritz!“

„Dein Moritz!“ rief der Obrist, indem er sich umwandte, so daß Angelika beinahe zu Boden gestürzt. Dann sprach er dumpf vor sich hin: „Also kindischen Einbildungen verstohlener Liebe wird der weise Beschluß des Vaters, die Bewerbung eines edlen Mannes geopfert!“ — Wie zuvor schritt er nun schweigend im Zimmer auf und ab. Endlich zu Moritz: „Ritt-

meister von R., Sie wissen, wie hoch ich Sie achte; keinen lieberem Eidam als eben Sie hätte ich mir gewünscht, aber ich gab mein Wort dem Grafen von S—i, dem ich verpflichtet bin, wie es nur ein Mensch sein kann dem andern. Doch glauben Sie ja nicht, daß ich den eigensinnigen tyrannischen Vater spielen werde. Ich will hin zum Grafen, ich entdecke ihm alles. Ihre Liebe wird mir eine blutige Sehde, vielleicht das Leben kosten, doch es sei nun einmal so — ich gebe mich! — Erwarten Sie hier meine Zurückkunft!“

Der Rittmeister versicherte mit Begeisterung, daß er lieber hundertmal in den Tod gehen als dulden werde, daß der Obrist sich auch nur der mindesten Gefahr aussetze. Ohne ihm zu antworten, eilte der Obrist von dannen.

Raum hatte der Obrist das Zimmer verlassen, als die Liebenden im Übermaß des Entzückens sich in die Arme fielen und sich ewige unwandelbare Treue schworen. Dann versicherte Angelika, erst in dem Augenblick, als der Obrist sie mit der Bewerbung des Grafen bekannt gemacht, habe sie es in der tiefsten Seele gefühlt, wie unaussprechlich sie Moritz liebe, und daß sie lieber sterben, als eines andern Gattin werden könne. Es sei ihr gewesen, als wisse sie ja längst, daß auch Moritz sie ebenso sehr liebe. Nun erinnerten sich beide jedes Augenblicks, in dem sie ihre Liebe verraten, und waren entzückt, alles Widerspruchs, alles Zorns des Obristen vergessend, und jauchzten wie frohe selige Kinder. Die Obristin, die die aufkeimende Liebe längst bemerkt und mit vollem Herzen Angelikas Neigung billigte, gab tief gerührt ihr Wort, ihrerseits alles aufzubieten, daß der Obrist abstehe von einer Verbindung, die sie, selbst wisse sie nicht warum, verabscheue.

Es mochte eine Stunde vergangen sein, als die Thüre aufging und zum Erstaunen aller der Graf S—i eintrat. Ihm folgte der Obrist mit leuchtenden Blicken. Der Graf näherte sich Angeliken, ergriff ihre Hand, blickte sie mit bitterm,

schmerzlichem Lächeln an. Angelika bebte zusammen und murmelte kaum hörbar, einer Ohnmacht nahe: „Ach — diese Augen!“

„Sie verblaffen“, begann nun der Graf, „Sie verblaffen, mein Fräulein, wie damals, als ich zum erstenmal in diesen Kreis trat. — Bin ich Ihnen denn wirklich ein grauenhaftes Gespenst? — Nein! Entsetzen Sie sich nicht, Angelika! fürchten Sie nichts von einem harmlosen Mann, der Sie mit allem Feuer, mit aller Inbrunst des Jünglings liebte, der nicht wußte, daß Sie Ihr Herz verschenkt, der töricht genug war, sich um Ihre Hand zu bewerben. — Nein! — selbst das Wort des Vaters gibt mir nicht das kleinste Recht auf eine Seligkeit, die Sie nur zu spenden vermögen. Sie sind frei, mein Fräulein! — Selbst mein Anblick soll Sie nicht mehr an die trüben Augenblicke erinnern, die ich Ihnen bereitet. Bald, vielleicht morgen schon, kehre ich zurück in mein Vaterland!“ — „Moritz — mein Moritz“, rief Angelika im Jubel der höchsten Wonne und warf sich dem Geliebten an die Brust. Durch alle Glieder zuckte es dem Grafen, seine Augen glühten auf in ungewöhnlichem Feuer, seine Lippen bebten, er stieß einen leisen unartikulierten Laut aus. Sich schnell zur Obristin mit einer gleichgültigen Frage wendend, gelang es ihm, sein aufwallendes Gefühl niederzukämpfen.

Aber der Obrist rief einmal über das andere: „Welch ein Edelmut! — Welch hoher Sinn! Wer gleicht diesem herrlichen Mann — meinem Herzensfreunde immerdar?“ — Dann drückte er den Rittmeister, Angelika, die Obristin an sein Herz und versicherte lachend, er wolle nun von dem garstigen Komplot, das sie im Augenblick gegen ihn geschmiedet, nichts weiter wissen und hoffe übrigens, das Angelika fürder nicht mehr Leid erfahren werde von gespenstischen Augen.

Es war hoher Mittag worden, der Obrist lud den Rittmeister, den Grafen ein, das Mahl bei ihm einzunehmen.

Man schickte hin nach Dagobert, der sich bald in voller Freude und Fröhlichkeit einstellte.

Als man sich zu Tische setzen wollte, fehlte Marguerite. Es hieß, daß sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen und erklärt habe, sie fühle sich krank und sei unfähig, in der Gesellschaft zu erscheinen. „Ich weiß nicht,“ sprach die Obristin, „was sich mit Margueriten seit einiger Zeit begibt, sie ist voll der eigensinnigsten Launen, sie weint und lacht ohne Ursache, ja voll seltsamer Einbildung kann sie es oft bis zum Unerträglichen treiben.“ — „Dein Glück“, lispelte Dagobert dem Rittmeister leise ins Ohr, „dein Glück ist Margueritens Tod!“ — „Geisterseher“, erwiderte der Rittmeister ebenso leise, „Geisterseher, störe mir nicht meinen Frieden.“

Nie war der Obrist froher gewesen, nie hatte auch die Obristin, manchmal wohl um ihr liebes Kind besorgt und nun dieser Sorge entnommen, sich so in tiefer Seele glücklich gefühlt. Kam nun noch hinzu, daß Dagobert in heller Fröhlichkeit schwelgte, daß der Graf, den Schmerz der ihm geschlagenen Wunde vergessend, das vollste Leben seines vielgewandten Geistes herausstrahlen ließ, so konnt' es nicht fehlen, daß alle sich um das selige Paar schlossen wie ein heittrer, herrlich blühender Kranz.

Die Dämmerung war eingebrochen, der edelste Wein perlte in den Gläsern, man trank jubelnd und jauchzend auf das Wohl des Brautpaares. Da ging die Türe des Vorsaals leise auf, und hinein schwanfte Marguerite, im weißen Nachtkleide, mit herabhängenden Haaren, bleich, entstellt wie der Tod. „Marguerite, was für Streiche“, rief der Obrist; doch ohne auf ihn zu achten, schritt Marguerite langsam gerade los auf den Rittmeister, legte ihre eiskalte Hand auf seine Brust, drückte einen leisen Kuß auf seine Stirne, murmelte dumpf und hohl: „Der Kuß der Sterbenden bringt Heil dem frohen Bräutigam!“ und sank hin auf den Boden.

„Da haben wir das Unheil,“ sprach Dagobert leise zu dem Grafen, „die Törrin ist verliebt in den Rittmeister.“ — „Ich weiß es,“ erwiderte der Graf, „wahrscheinlich hat sie die Narrheit so weit getrieben, Gift zu nehmen.“ — „Um Gottes willen!“ schrie Dagobert entsetzt, sprang auf und eilte hin zu dem Lehnstuhl, in den man die Arme hineingetragen. Angelika und die Obristin waren um sie beschäftigt, sie besprenkend, ihr die Stirn reibend mit geistigen Wassern. Als Dagobert hinzutrat, schlug sie gerade die Augen auf. Die Obristin sprach: „Ruhig, mein liebes Kind, du bist krank, es wird vorübergehen!“ Da erwiderte Marguerite mit dumpfer, hohler Stimme: „Ja! bald ist es vorüber — ich habe Gift!“ — Angelika, die Obristin schrien laut auf, der Obrist rief wild: „Tausend Teufel die Wahnsinnige! — Man renne nach dem Arzt — fort! den ersten besten, der aufzutreiben ist, hergebracht zur Stelle!“ — Die Bedienten, Dagobert selbst wollten fortheilen. — „Halt!“ — rief der Graf, der bisher ruhig geblieben war und mit Behaglichkeit den mit seinem Lieblingswein, dem feurigen Syrakuser, gefüllten Pokal geleert hatte, „halt! — Hat Marguerite Gift genommen, so bedarf es keines Arztes, denn ich bin in diesem Fall der beste, den es geben kann. Man lasse mich gewähren.“ Er trat zu Marguerite, die in tiefer Ohnmacht lag und nur zuweilen krampfhaft zuckte. Er bückte sich über sie hin, man bemerkte, daß er ein kleines Futteral aus der Tasche zog, etwas heraus und zwischen die Finger nahm, und leise hinstrich über Margueritens Nacken und Herzgrube. Dann sprach der Graf, indem er von ihr abließ, zu den übrigen: „Sie hat Opium genommen, doch ist sie zu retten durch besondere Mittel, die mir zu Gebote stehen.“ Marguerite wurde auf des Grafen Geheiß in ihr Zimmer hinaufgebracht, er blieb allein bei ihr. — Die Kammerfrau der Obristin hatte indessen in Margueritens Gemach das Fläschchen gefunden, in dem die Opiumtropfen, die der Obristin

vor einiger Zeit verschrieben, enthalten waren, und das die Unglückliche ganz geleert hatte.

„Der Graf“, sprach Dagobert mit etwas ironischem Ton, „der Graf ist wahrhaftig ein Wundermann. Er hat alles erraten. Wie er Margueriten nur erschaute, wußte er gleich, daß sie Gift genommen, und dann erkannte er gar, von welcher Sorte und Farbe.“

Nach einer halben Stunde trat der Graf in den Saal und versicherte, daß alle Gefahr für Margueritens Leben vorüber sei. Mit einem Seitenblick auf Moritz setzte er hinzu, daß er auch hoffe, den Grund alles Übels aus ihrem Innern wegzubannen. Er wünsche, daß die Kammerfrau bei Margueriten wache, er selbst werde die Nacht in dem anstoßenden Zimmer bleiben, um so bei jedem Zufall, der sich noch etwa ereignen sollte, gleich bei der Hand sein zu können. Zu dieser ärztlichen Hilfe wünschte er sich aber noch durch ein paar Gläser edlen Weins zu stärken.

Damit setzte er sich zu den Männern an den Tisch, während Angelika und die Obristin, im Innersten ergriffen von dem Vorgang, sich entfernten.

Der Obrist ärgerte sich über den verfluchten Narrenstreich, wie er Margueritens Beginnen nannte, Moritz, Dagobert fühlten sich auf unheimliche Weise verstört. Je verstimmt aber diese waren, desto mehr ließ der Graf eine Lustigkeit ausströmen, die man sonst gar nicht an ihm bemerkt hatte, und die in der That etwas Grauenhaftes in sich trug.

„Dieser Graf“, sprach Dagobert zu seinem Freunde, als sie nach Hause gingen, „bleibt mir unheimlich auf seltsame Weise. Es ist, als wenn es irgendeine geheimnisvolle Bewandtnis mit ihm habe.“

„Ach!“ erwiderte Moritz, „zentnerschwer liegt es mir auf der Brust — die finstre Ahnung irgendeines Unheils, das meiner Liebe droht, erfüllt mein Inneres!“

Noch in derselben Nacht wurde der Obrist durch einen Kurier aus der Residenz geweckt. Andern Morgens trat er etwas bleich zur Obristin: „Wir werden“, sprach er mit erzwungener Ruhe, „wir werden abermals getrennt, mein liebes Kind! — Der Krieg beginnt nach kurzer Ruhe von neuem. In der Nacht erhielt ich die Order. Sobald als es nur möglich ist, vielleicht schon in fünftiger Nacht, brech’ ich auf mit dem Regiment.“ Die Obristin erschrak heftig, sie brach in Tränen aus. Der Obrist sprach tröstend, daß er überzeugt sei, wie dieser Feldzug ebenso glorreich enden werde als der frühere, daß der frohe Mut im Herzen ihn an kein Unheil denken lasse, das ihm widerfahren könne. „Du magst“, setzte er dann hinzu, „du magst indessen, bis wir den Feind aufs neue gedemüthigt und der Friede geschlossen, mit Angelika auf unsere Güter gehen. Ich gebe euch einen Begleiter mit, der euch alle Einsamkeit, alle Abgeschiedenheit eures Aufenthaltes vergessen lassen wird. Der Graf S—i geht mit euch!“ — „Wie?“ rief die Obristin, „um des Himmels willen! Der Graf soll mit uns gehen? Der verschmähte Bräutigam? — der ränkesüchtige Italiener, der tief im Innersten seinen Groll zu verschließen weiß, um ihn bei der besten Gelegenheit mit aller Macht ausströmen zu lassen? Dieser Graf, der mir in seinem ganzen Wesen, selbst weiß ich nicht warum, seit gestern wieder aufs neue widerwärtiger geworden ist als jemals!“ — „Nein“, fiel der Obrist ihr ins Wort, „nein, es ist nicht auszuhalten mit den Einbildungen, mit den tollen Träumen der Weiber! — Sie begreifen nicht die Seelengröße eines Mannes von festem Sinn! — Der Graf ist die ganze Nacht, so wie er sich vorgesetzt, in dem Nebenzimmer bei Margueriten geblieben. Er war der erste, dem ich die Nachricht brachte vom neuen Feldzuge. Seine Rückkehr ins Vaterland ist nun kaum möglich. Er war darüber betreten. Ich bot ihm den Aufenthalt auf meinen Gütern an. Nach vieler Weigerung entschloß er

sich dazu und gab mir sein Ehrenwort, alles aufzubieten, euch zu beschirmen, euch die Zeit der Trennung zu verkürzen, wie es nur in seiner Macht stehe. Du weißt, was ich dem Grafen schuldig, meine Güter sind ihm jetzt eine Freistadt, darf ich die versagen?“ — Die Obristin konnte — durfte hierauf nichts mehr erwidern. — Der Obrist hielt Wort. Schon in der folgenden Nacht wurde zum Aufbruch geblasen, und aller namenlose Schmerz und herzzerschneidende Jammer der Trennung kam über die Liebenden.

Wenige Tage darauf, als Marguerite völlig genesen, reiste die Obristin mit ihr und Angelika nach den Gütern. Der Graf folgte mit mehrerer Dienerschaft.

Mit der schonendsten Zartheit ließ sich der Graf in der ersten Zeit nur bei den Frauen sehen, wenn sie es ausdrücklich wünschten, sonst blieb er in seinem Zimmer oder machte einsame Spaziergänge.

Der Feldzug schien erst dem Feinde günstig zu sein, bald wurden aber glorreiche Siege errungen. Da war nun der Graf immer der erste, der die Siegesbotschaften erhielt, ja der die genauesten Nachrichten über die Schicksale des Regiments hatte, das der Obrist führte. In den blutigsten Kämpfen hatte weder den Obristen noch den Rittmeister eine Kugel, ein Schwertstreich getroffen; die sichersten Briefe aus dem Hauptquartier bestätigten das.

So erschien der Graf bei den Frauen immer wie ein Himmelsbote des Sieges und des Glücks. Dazu kam, daß sein ganzes Betragen die innigste reinste Zuneigung aussprach, die er für Angelika hegte, daß er sich wie der zärtlichste, um ihr Glück besorgteste Vater zeigte. Beide, die Obristin und Angelika, mußten sich gestehen, daß der Obrist wohl den bewährten Freund richtig beurteilt hatte, und daß jenes Vorurteil gegen ihn die lächerlichste Einbildung gewesen. Auch Mar-

guerite schien von ihrer törichsten Leidenschaft geheilt, sie war wieder ganz die muntere gesprächige Französin.

Ein Brief des Obristen an die Obristin, dem ein Brief vom Rittmeister an Angelika beilag, verscheuchte den letzten Rest der Besorgnis. Die Hauptstadt des Feindes war genommen, der Waffenstillstand geschlossen.

Angelika schwamm in Wonne und Seligkeit, und immer war es der Graf, der mit hinreißender Lebendigkeit von den kühnen Waffentaten des braven Moritz, von dem Glück sprach, das der holden Braut entgegenblühe. Dann ergriff er Angelikas Hand und drückte sie an seine Brust und fragte, ob er ihr denn noch so verhaßt sei als ehemals? Vor Scham hoch errötend, Tränen im Auge, versicherte Angelika, sie armes Kind habe ja niemals gehaßt, aber zu innig, zu sehr mit ganzer Seele ihren Moritz geliebt, um sich nicht vor jeder andern Bewerbung zu entsetzen. Sehr ernst und feierlich sprach dann der Graf: „Sieh mich an, Angelika, für deinen treuen, väterlichen Freund“, und hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirne, welches sie, ein frommes Kind, gern litt, da es ihr war, als sei es ihr Vater selbst, der sie auf diese Weise zu Füßen pflegte.

Man konnte beinahe hoffen, der Obrist werde wenigstens auf kurze Zeit in das Vaterland zurückkehren, als ein Brief von ihm anlangte, der das Gräßlichste enthielt. Der Rittmeister war, als er mit seinem Reitknecht ein Dorf passierte, von bewaffneten Bauern angefallen worden, die ihn an der Seite des braven Reiters, dem es gelang, sich durchzuschlagen, niederschossen und fortschleppten. — So wurde die Freude, die das ganze Haus beseelte, plötzlich in Entsetzen, in tiefes Leid, in trostlosen Jammer verkehrt.

* * *

Das ganze Haus des Obristen war in geräuschvoller Bewegung. Treppauf, treppab liefen die in reicher Staats-

livree gepuzten Diener, rasselnd fuhren die Wagen auf den Schloßhof mit den geladenen Gästen, die der Obrist, die neuen Ehrenzeichen auf der Brust, die ihm der letzte Feldzug erworben, feierlich empfing.

Oben im einsamen Zimmer saß Angelika bräutlich geschmückt in der vollendetsten Schönheit üppiger Jugendblüte prangend, neben ihr die Obristin.

„Du hast“, sprach die Obristin, „du hast, mein liebes Kind, in voller Freiheit den Grafen S—i zu deinem Gatten gewählt. So sehr ehemals dein Vater diese Verbindung wünschte, so wenig hat er jetzt nach dem Tode des unglücklichen Moritz darauf bestanden. Ja, es ist mir jetzt, als theile er mit mir dasselbe schmerzliche Gefühl, das ich dir nicht verhehlen darf. — Es bleibt mir unbegreiflich, daß du so bald deinen Moritz vergessen konntest. — Die entscheidendste Stunde naht — du gibst deine Hand dem Grafen — prüfe wohl dein Herz — noch ist es Zeit! — Möge nie das Andenken an den Vergessenen wie ein finsterner Schatten dein heitres Leben vertrüben!“

„Niemals!“ rief Angelika, indem Tränen wie Taupropfen in ihren Augen perlten, „niemals werde ich meinen Moritz vergessen, ach niemals mehr lieben, wie ich ihn geliebt. Das Gefühl, was ich für den Grafen hege, mag wohl ein ganz anderes sein! — Ich weiß nicht, wie der Graf meine innigste Zuneigung so ganz und gar gewonnen! Nein! — ich liebe ihn nicht, ich kann ihn nicht lieben, wie ich Moritz liebte, aber es ist mir, als könne ich ohne ihn gar nicht leben, ja nur durch ihn denken — empfinden! Eine Geisterstimme sagt es mir unaufhörlich, daß ich mich ihm als Gattin anschließen muß, daß sonst es kein Leben mehr hienieden für mich gibt. — Ich folge dieser Stimme, die ich für die geheimnisvolle Sprache der Vorsehung halte.“

Die Kammerfrau trat herein mit der Nachricht, daß man Margueriten, die seit dem frühen Morgen vermißt worden,

noch immer nicht gefunden, doch habe der Gärtner soeben ein kleines Briefchen an die Obristin gebracht, das er von Margueriten erhalten mit der Anweisung, es abzugeben, wenn er seine Geschäfte verrichtet und die letzten Blumen nach dem Schlosse getragen.

In dem Billett, das die Obristin öffnete, stand:

Sie werden mich nie wiedersehen. — Ein düsteres Verhängnis treibt mich fort aus Ihrem Hause. Ich flehe Sie an, Sie, die mir sonst eine teure Mutter waren, lassen Sie mich nicht verfolgen, mich nicht zurückbringen mit Gewalt. Der zweite Versuch, mir den Tod zu geben, würde besser gelingen als der erste. — Möge Angelika das Glück genießen in vollen Zügen, das mir das Herz durchbohrt. Leben Sie wohl auf ewig. — Vergessen Sie die unglückliche

Marguerite.

„Was ist das“, rief die Obristin heftig, „was ist das? Hat es die Wahnsinnige darauf abgesehen, unsere Ruhe zu verstören? — Tritt sie immer feindselig dazwischen, wenn du die Hand reichen willst dem geliebten Gatten? — Möge sie hinziehen, die undankbare Lörin, die ich wie meine Tochter gehegt und gepflegt, möge sie hinziehen, nie werd' ich mich um sie kümmern.“

Angelika brach in laute Klage aus um die verlorene Schwester, die Obristin bat sie um des Himmels willen, nicht Raum zu geben dem Andenken an eine Wahnsinnige in diesen wichtigen, entscheidenden Stunden. — Die Gesellschaft war im Saal versammelt, um, da eben die bestimmte Stunde schlug, nach der kleinen Kapelle zu ziehen, wo ein katholischer Geistlicher das Paar trauen sollte. Der Obrist führte die Braut herein, alles erstaunte über ihre Schönheit, die noch erhöht wurde durch die einfache Pracht des Anzuges. Man erwartete



tete den Grafen. Eine Viertelstunde verging nach der andern, er ließ sich nicht blicken. Der Obrist begab sich nach seinem Zimmer. Er traf auf den Kammerdiener, welcher berichtete, der Graf habe sich, nachdem er völlig angekleidet, plötzlich unwohl gefühlt und einen Gang nach dem Park gemacht, um sich in freier Luft zu erholen, ihm, dem Kammerdiener, aber zu folgen verboten.

Selbst wußte er nicht, warum ihm des Grafen Beginnen so schwer aufs Herz fiel, warum ihm der Gedanke kam, irgend etwas Entsetzliches könne dem Grafen begegnen.

Er ließ hinein sagen, der Graf würde in weniger Zeit erscheinen, und den berühmten Arzt, der sich in der Gesellschaft befand, insgeheim heraussufen. Mit diesem und dem Kammerdiener ging er nun in den Park, um den Grafen aufzusuchen. Aus der Hauptallee ausbiegend, gingen sie nach einem von dichtem Gebüsch umgebenen Platz, der, wie sich der Obrist erinnerte, der Lieblingsaufenthalt des Grafen war. Da saß der Graf, ganz schwarz gekleidet, den funkelnden Ordensstern auf der Brust, mit gefalteten Händen auf einer Rasenbank, den Rücken an den Stamm eines blühenden Holunderbaums gelehnt, und starrte sie regungslos an. Sie erbehten vor dem gräßlichen Anblick, denn des Grafen hohle, düster funkelnde Augen schienen ohne Sehkraft. „Graf S—i! — was ist geschehen!“ rief der Obrist, aber keine Antwort, keine Bewegung, kein leiser Atemzug! — Da sprang der Arzt hinzu, riß dem Grafen die Weste auf, die Halsbinde, den Rock herab, rieb ihm die Stirne. — Er wandte sich zum Obristen mit den Worten: „Hier ist menschliche Hilfe nutzlos — er ist tot — der Nervenschlag hat ihn getroffen in diesem Augenblick.“ — Der Kammerdiener brach in lauten Jammer aus. Der Obrist, mit aller Manneskraft sein tiefes Entsetzen nieder kämpfend, gebot ihm Ruhe. „Wir töten Angelika auf der Stelle, wenn wir nicht mit Vorsicht handeln.“ So sprach der Obrist, packte

die Leiche an, trug sie auf einsamen Nebenwegen zu einem entfernten Pavillon, dessen Schlüssel er bei sich hatte, ließ sie dort unter Acht des Kammerdieners, begab sich mit dem Arzt nach dem Schlosse zurück. Von Entschluß zu Entschluß wandelnd, wußte er nicht, ob er der armen Angelika das Entsetzliche, was geschehen, verschweigen, ob er es wagen sollte, ihr alles mit ruhiger Fassung zu sagen.

Als er in den Saal kam, fand er alles in größter Angst und Bestürzung. Mitten im heiteren Gespräch hatte Angelika plötzlich die Augen geschlossen und war in tiefer Ohnmacht niedergesunken. Sie lag in einem Nebenzimmer auf dem Sofa. — Nicht bleich, nicht entstellt, nein höher, frischer als je blühten die Rosen ihrer Wangen, eine unbeschreibliche Anmut, ja die Verklärung des Himmels war auf ihrem ganzen Gesicht verbreitet. Sie schien von der höchsten Wonne durchdrungen. — Der Arzt, nachdem er sie lange mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet, versicherte, es sei hier nicht die mindeste Gefahr vorhanden, das Fräulein befinde sich, freilich auf unbegreifliche Weise, in einem magnetischen Zustande. Sie gewaltsam zu erwecken, getraue er sich nicht, sie werde bald von selbst erwachen.

Indessen entstand unter den Gästen ein geheimnisvolles Flüstern. Der jähe Tod des Grafen mochte auf irgendeine Weise bekannt geworden sein. Alle entfernten sich nach und nach still und düster, man hörte die Wagen fortrollen.

Die Obristin, über Angelika hingebeugt, fing jeden ihrer Atemzüge auf. Es war, als lispelte sie leise Worte, die niemand verständlich. Der Arzt litt nicht, daß man Angelika entkleide, ja, daß man sie auch nur von den Handschuhen befreie, jede Berührung könne ihr schädlich sein.

Plötzlich schlug Angelika die Augen auf, fuhr in die Höhe, sprang mit dem gellenden Ruf: „Er ist da — er ist da!“ — vom Sofa, rannte in voller Furie zur Thür heraus — durch

den Vorsaal — die Stiegen herab — „Sie ist wahnsinnig,“ schrie die Obristin entsetzt, „o Herr des Himmels, sie ist wahnsinnig!“ — „Nein, nein,“ tröstete der Arzt, „das ist nicht Wahnsinn, aber irgend etwas Unerhörtes mag sich begeben!“ Und damit stürzte er dem Fräulein nach.

Er sah, wie Angelika durch das Tor des Schlosses auf dem breiten Landweg mit hoch empor gestreckten Armen pfeilschnell fortlief, daß das reiche Spitzengewand in den Lüften flatterte und das Haar sich losnestelte, ein Spiel der Winde.

Ein Reiter sprengte ihr entgegen, warf sich herab vom Pferde, als er sie erreicht, schloß sie in seine Arme. Zwei andere Reiter folgten, hielten und stiegen ab.

Der Obrist, der in voller Hast dem Arzte gefolgt, stand in sprachlosem Erstaunen vor der Gruppe, rieb sich die Stirne, als mühe er sich, die Gedanken festzuhalten.

Moritz war es, der Angelika fest gedrückt hielt an seiner Brust; bei ihm standen Dagobert und ein junger, schöner Mann in reicher, russischer Generalsuniform.

„Nein,“ rief Angelika einmal über das andere, indem sie den Geliebten umflammerte, „nein, niemals war ich dir untreu, mein geliebter, teurer Moritz!“ Und Moritz: „Ach, ich weiß es ja! — ich weiß es ja! Du mein holdes Engelsbild. Er hat dich verlockt durch satanische Künste!“

Und damit trug mehr, als führte er Angelika nach dem Schlosse, während die anderen schweigend folgten. Erst im Tor des Schlosses seufzte der Obrist tief auf, als gewänne er nun erst seine Besinnung wieder, und rief, sich mit fragenden Blicken umschauend: „Was für Erscheinungen, was für Wunder!“

„Alles wird sich aufklären“, sprach Dagobert und stellte dem Obristen den Fremden vor als den russischen General Bogislav von S—en, des Rittmeisters vertrautesten, innigsten Freund.

In den Zimmern des Schlosses angekommen, fragte Moritz, ohne der Obristin schreckhaftes Staunen zu beachten, mit wildem Blick: „Wo ist Graf S—i?“ — „Bei den Toten,“ erwiderte der Obrist dumpf, „vor einer Stunde traf ihn der Nervenschlag!“ — Angelika bebte zusammen. „Ja,“ sprach sie, „ich weiß es, in demselben Augenblick, als er starb, war es mir, als bräche in meinem Innern ein Kristall fliegend zusammen — ich fiel in einen sonderbaren Zustand — ich mag wohl jenen entsetzlichen Traum fortgeträumt haben, denn als ich mich wieder besann, hatten die furchtbaren Augen keine Macht mehr über mich, das Feuergespinnst zerriß — ich fühlte mich frei — Himmelseligkeit umfing mich — ich sah Moritz — meinen Moritz — er kam — ich flog ihm entgegen!“ — Und damit umflammerte sie den Geliebten, als fürchte sie, ihn aufs neue zu verlieren.

„Gelobt sei Gott,“ sprach die Obristin mit zum Himmel gerichtetem Blick, „nun ist mir die Last vom Herzen genommen, die mich beinahe erdrückte; ich bin frei von der unaussprechlichen Angst, die mich überfiel in dem Augenblick, als Angelika ihre Hand dem unseligen Grafen reichen sollte. Immer war es mir, als würde mein Herzenskind mit dem Trauringe unheimlichen Mächten geweiht.“

Der General von S—en verlangte, die Leiche zu sehen; man führte ihn hin. Als man die Decke, womit der Leichnam verhüllt, hinabzog, und der General das zum Tode erstarrte Antlitz des Grafen schaute, bebte er zurück, in dem er laut ausrief: „Er ist es! — Bei Gott im Himmel, er ist es!“ — In des Rittmeisters Arme war Angelika in sanften Schlaf gesunken. Man brachte sie zur Ruhe. Der Arzt meinte, daß nichts wohlthätiger über sie kommen könne als dieser Schlaf, der die bis zur Überspannung gereizten Lebensgeister wieder beruhige. So entgehe sie gewiß bedrohlicher Krankheit.

Keiner von den Gästen war mehr im Schlosse. „Nun ist

es,“ rief der Obrist, nun ist es einmal Zeit, die wunderbaren Geheimnisse zu lösen. Sage, Moritz, welcher Engel des Himmels rief dich wieder ins Leben!“

„Sie wissen,“ begann Moritz, „auf welche meuchelmörderische Weise ich, als schon der Waffenstillstand geschlossen, in der Gegend von S. überfallen wurde. Von einem Schuß getroffen, sank ich entseelt vom Pferde. Wie lange ich in tiefer Todesohnmacht gelegen haben mag, weiß ich nicht. Im ersten Erwachen des dunklen Bewußtseins hatte ich die Empfindung des Sahrens. Es war finstere Nacht. Mehrere Stimmen flüsterten leise um mich her. Es war Französisch, was sie sprachen! Also schwer verwundet und in der Gewalt des Feindes! — Der Gedanke faßte mich mit allen Schrecken, und ich versank abermals in tiefe Ohnmacht. Nun folgte ein Zustand, der mir nur einzelne Momente des heftigsten Kopfschmerzes als Erinnerung zurückgelassen hat. Eines Morgens erwachte ich zum hellsten Bewußtsein. Ich befand mich in einem sauberen, beinahe prächtigen Bette mit seidenen Gardinen und großen Quasten und Troddeln verziert. So war auch das hohe Zimmer mit seidenen Tapeten und schwervergoldeten Tischen und Stühlen auf altfränkische Weise ausgestattet. Ein fremder Mensch schaute mir, ganz hingebeugt, ins Gesicht und sprang dann an eine Klingelschnur, die er stark anzog. Wenige Minuten hatte es gewährt, als die Thüre aufging und zwei Männer hereintraten, von denen der bejahrtere ein altmodisch gesticktes Kleid und das Ludwigskreuz trug. Der jüngere trat auf mich zu, fühlte meinen Puls und sprach zu dem älteren auf französisch; „Alle Gefahr ist vorüber — er ist gerettet!“

Nun kündigte sich mir der ältere als der Chevalier von T. an, in dessen Schloß ich mich befände. Auf einer Reise begriffen, so erzählte er, kam er durch das Dorf gerade in dem Augenblick, als die meuchelmörderischen Bauern mich nieder-

gestreckt hatten und mich auszuplündern im Begriff standen. Es gelang ihm, mich zu befreien. Er ließ mich auf einen Wagen packen und nach seinem Schloß, das weit entfernt aus aller Kommunikation mit den Militärstraßen lag, bringen. Hier unterzog sich sein geschickter Hauschirurgus mit Erfolg der schwierigen Kur meiner bedeutenden Kopfwunde. Er liebe, beschloß er, meine Nation, die ihm einst in der verworrenen, bedrohlichen Zeit der Revolution Gutes erzeugt, und freue sich, daß er mir nützlich sein könne. Alles, was zu meiner Bequemlichkeit, zu meinem Troste gereichen könne, stehe mir in seinem Schloß zu Diensten, und dulden werde er unter keiner Bedingung, daß ich ihn früher verlasse, als bis alle Gefahr, die meine Wunde sowohl als die fortdauernde Unsicherheit der Straßen herbeiführe, vorüber sei. Er bedauerte übrigens die Unmöglichkeit, meinen Freunden zurzeit Nachricht von meinem Aufenthalt zu geben.

Der Chevalier war Witwer, seine Söhne abwesend, so daß nur er allein mit dem Chirurgus und zahlreicher Dienerschaft das Schloß bewohnte. Ermüden könnt' es nur, wenn ich weitläufig erzählen wollte, wie ich unter den Händen des grundgeschickten Chirurgus immer mehr und mehr gesundete, wie der Chevalier alles aufbot, mir das einsiedlerische Leben angenehm zu machen. Seine Unterhaltung war geistreicher und sein Blick tiefer, als man es sonst bei seiner Nation findet. Er sprach über Kunst und Wissenschaft, vermied aber, sowie es nur möglich war, sich über die neuen Ereignisse auszulassen. Darf ich's denn versichern, daß mein einziger Gedanke Angelika war, daß es in meiner Seele brannte, sie in Schmerz versunken zu wissen über meinen Tod! — Ich lag dem Chevalier unaufhörlich an, Briefe von mir zu besorgen nach dem Hauptquartier. Er wies das von der Hand, indem er für die Richtigkeit der Besorgung nicht einstehen könne, zumal der neue Feldzug so gut als gewiß sei. Er vertröstete

mich, daß er, sowie ich nur ganz genesen, dafür sorgen werde, mich, geschehe auch, was da wolle, wohlbehalten in mein Vaterland zurückzubringen. Aus seinen Äußerungen mußte ich beinahe schließen, daß der Krieg wirklich aufs neue begonnen, und zwar zum Nachteil der Verbündeten, was er mir aus Zartgefühl verschwieg.

Doch nur der Erwähnung einzelner Momente bedarf es, um die seltsamen Vermutungen zu rechtfertigen, die Dagobert in sich trägt.

Beinahe fieberfrei war ich schon, als ich auf einmal zur Nachtzeit in einen unbegreiflichen träumerischen Zustand verfiel, vor dem ich noch erbebe, unerachtet mir nur die dunkle Erinnerung daran blieb. Ich sah Angelika, aber es war, als verginge die Gestalt in zitternden Schimmer, und vergebens ränge ich darnach, sie festzuhalten. Ein anderes Wesen drängte sich dazwischen und legte sich an meine Brust, und erfaßte in meinem Innersten mein Herz, und in der glühendsten Qual untergehend, wurde ich durchdrungen von einem fremden, wunderbaren Wonnegefühl. — Anderen Morgens fiel mein erster Blick auf ein Bild, das dem Bette gegenüberhing, und das ich dort niemals bemerkt. Ich erschraf bis in tiefster Seele, denn es war Marguerite, die mich mit ihren schwarzen, lebendigen Augen anstrahlte. Ich fragte den Bedienten, wo das Bild herkomme, und wen es vorstelle? Er versicherte, es sei Chevaliers Nichte, die Marquise von T., und das Bild habe immer da gehangen, nur sei es von mir bisher nicht bemerkt worden, weil es erst gestern vom Staube gereinigt. Der Chevalier bestätigte dies. Soweit ich nun Angelika, wachend, träumend erschauen wollte, stand Marguerite vor mir. Mein eigenes Ich schien mir entfremdet, eine fremde Macht gebot über mein Sein, und über dem tiefen Entsetzen, das mich erfaßte, war es mir, als könne ich Margueriten nicht lassen. Nie vergesse ich die Qual dieses grauenhaften Zustandes.

Eines Morgens liege ich im Fenster, mich erlabend in den süßen Düften, die der Morgenwind mir zuweht; da erschallen in der Ferne Trompetenflänge. — Ich erkenne den fröhlichen Marsch russischer Reiterei, mein ganzes Herz geht mir auf in heller Lust, es ist, als wenn auf den Tönen freundliche Geister zu mir wallen und zu mir sprechen mit lieblichen, tröstenden Stimmen, als wenn das wiedergewonnene Leben mir die Hände reiche, mich aufzurichten aus dem Sarge, in dem mich eine feindliche Macht verschlossen! — Mit Blitzesschnelle sprengen einzelne Reiter daher — auf den Schloßhof! — Ich schaue hinab — „Bogislav! — Mein Bogislav!“ schrie ich auf im Übermaß des höchsten Entzückens! — Der Chevalier tritt ein, bleich — verstört von unverhoffter Einquartierung — ganz fataler Unruhe stammelnd! — Ohne auf ihn zu achten, stürze ich hinab und liege meinem Bogislav in den Armen!

Zu meinem Erstaunen erfuhr ich nun, daß der Friede schon längst geschlossen und der größte Teil der Truppen in vollem Rückmarsch begriffen. Alles das hatte mir der Chevalier verschwiegen und mich auf dem Schlosse wie seinen Gefangenen gehalten. Keiner, weder ich noch Bogislav, konnten irgendein Motiv dieser Handlungsweise ahnen, aber jeder fühlte dunkel, daß hier irgend Unlauteres im Spiel sein müsse. Der Chevalier war von Stunde an nicht mehr derselbe; bis zur Unart mürrisch, langweilte er uns mit Eigensinn und Kleinigkeitskrämerei; ja als ich im reinsten Gefühl der Dankbarkeit mit Enthusiasmus davon sprach, wie er mir das Leben gerettet, lächelte er recht hämisch dazwischen und gebärdete sich wie ein launischer Grillenfänger.

Nach achtundvierzigstündiger Rast brach Bogislav auf, ich schloß mich ihm an. Wir waren froh, als wir die altwästerische Burg, die mir nun vorfam wie ein düstres unheimliches Gefängnis, im Rücken hatten. — Aber nun fahre du

fort, Dagobert, denn recht eigentlich ist nun an dir die Reihe, die seltsamen Ereignisse, die uns betroffen, fortzuspinnen.“

„Wie mag“, begann Dagobert, „wie mag man doch nur das wunderbare Ahnungsvermögen bezweifeln, das tief in der menschlichen Natur liegt. Nie habe ich an meines Freundes Tod geglaubt. Der Geist, der in Träumen verständlich aus dem Innern zu uns spricht, sagte es mir, daß Moritz lebe, und daß die geheimnisvollsten Bande ihn irgendwo umstrickt hielten. Angelikas Verbindung mit dem Grafen zerschnitt mir das Herz. — Als ich vor einiger Zeit herkam, als ich Angelika in einer Stimmung fand, die mir, ich gestehe es, ein inneres Entsetzen erregte, weil ich wie in einem magischen Spiegel ein fürchterliches Geheimnis zu erblicken glaubte — ja! da reifte in mir der Entschluß, das fremde Land so lange zu durchpilgern, bis ich meinen Moritz gefunden. — Kein Wort von der Seligkeit, von dem Entzücken, als ich schon in A. auf deutschem Grund und Boden meinen Moritz wiederfand und mit ihm den General von S—en.

„Alle Furien der Hölle erwachten in meines Freundes Brust, als er Angelikas Verbindung mit dem Grafen vernahm. Aber alle Verwünschungen, alle herzzerschneidende Klagen, daß Angelika ihm untreu worden, schwiegen, als ich ihm gewisse Vermutungen mittheilte, als ich ihm versicherte, daß es in seiner Macht stehe, alles Unwesen auf einmal zu zerstören. Der General S—en bebte zusammen, als ich den Namen des Grafen nannte, und als ich auf sein Geheiß sein Antlitz, seine Figur beschrieb, rief er aus: „Ja, kein Zweifel mehr, er ist es, er ist es selbst.“

„Vernehmen Sie“, unterbrach hier der General den Redner, „vernehmen Sie mit Erstaunen, daß Graf S—i mir vor mehreren Jahren in Neapel eine teure Geliebte raubte durch satanische Künste, die ihm zu Gebote standen. Ja, in dem Augenblick, als ich ihm den Degen durch den Leib stieß, erfaßte

sie und mich ein Hölleblendwerk, das uns auf ewig trennte! — Längst wußte ich, daß die Wunde, die ich ihm beigebracht, nicht einmal gefährlich gewesen, daß er sich um meiner Geliebten Hand beworben, ach! — daß sie an demselben Tage, als sie getraut werden sollte, vom Nervenschlag getroffen niedersank!"

„Gerechter Gott“, rief die Obristin, drohte denn nicht wohl gleiches Schicksal meinem Herzenskinde? — Doch wie komme ich denn darauf, dies zu ahnen?"

„Es ist“, sprach Dagobert, „es ist die Stimme des ahnenden Geistes, Frau Obristin, die wahrhaft zu Ihnen spricht.“

„Und die gräßliche Erscheinung“, fuhr die Obristin fort, „von der uns Moritz erzählte an jenem Abende, als der Graf so unheimlich bei uns eintrat?"

„Es fiel“, nahm Moritz das Wort, „es fiel, so erzählte ich damals, ein entsetzlicher Schlag, ein eisalter Todeshauch wehte mich an, und es war, als rausche eine bleiche Gestalt in zitternden, kaum kenntlichen Umrissen durch das Zimmer, Mit aller Kraft des Geistes bezwang ich mein Entsetzen. Ich behielt die Besinnung, mein Bogislaw war erstarrt zum Tode. Als er nach vielem Mühen zu sich selbst gebracht wurde vom herbeigerufenen Arzt, reichte er mir wehmütig die Hand und sprach: ‚Bald — morgen schon enden meine Leiden!‘ — Es geschah, wie er vorausgesetzt, aber wie die ewige Macht des Himmels es beschloß, auf ganz andere Weise, als er es wohl gemeint. Im dicksten wütendsten Gefecht am andern Morgen traf ihn eine matte Kartätschenkugel auf die Brust und warf ihn vom Pferde. Die wohltätige Kugel hatte das Bild der Ungetreuen, das er noch immer auf der Brust trug, in tausend Stücke zersplittert. Leicht war die Kontusion geheilt, und seit der Zeit hat mein Bogislaw niemals etwas Unheimliches verspürt, das verstörend in sein Leben getreten sein sollte.“

„So ist es“, sprach der General, „und selbst das Andenken an die verlorene Geliebte erfüllt mich nur mit dem wilden Schmerz, der dem innern Geist so wohl tut. — Doch mag unser Freund Dagobert erzählen, wie es sich weiter mit uns begab.“

„Wir eilten“, nahm Dagobert das Wort, „wir eilten fort von A. Heute in der frühesten Morgendämmerung trafen wir ein in dem kleinen Städtchen P., das sechs Meilen von hier entfernt. Wir gedachten, einige Stunden zu rasten und dann weiter zu reisen geradeswegs hierher. Wie ward uns, meinem Moritz und mir, als aus einem Zimmer des Gasthofes uns Marguerite entgegenstürzte, den Wahnsinn im bleichen Antlitz. Sie fiel dem Rittmeister zu Füßen, umschlang heulend seine Knie, nannte sich die schwärzeste Verbrecherin, die hundertmal den Tod verdient, flehte ihn an, sie auf der Stelle zu ermorden. Moritz stieß sie mit dem tiefsten Abscheu von sich und rannte fort.“ — „Ja“, fiel der Rittmeister dem Freunde ins Wort, „ja, als ich Marguerite zu meinen Füßen erblickte, kamen alle Qualen jenes entsetzlichen Zustandes, den ich im Schlosse des Chevaliers erlitten, über mich und entzündeten eine nie gekannte Wut in mir. Ich war im Begriff Margueriten den Degen durch die Brust zu stoßen, als ich, mich mit Gewalt bezähmend, davonrannte.“

„Ich hob“, fuhr Dagobert fort, „ich hob Margueriten von der Erde auf, ich trug sie in das Zimmer, es gelang mir, sie zu beruhigen und in abgerissenen Reden von ihr zu erfahren, was ich geahnet. Sie gab mir einen Brief, den sie von dem Grafen gestern um Mitternacht erhalten. Hier ist er!“

Dagobert zog einen Brief hervor, schlug ihn auseinander und las:

„Fliehen Sie, Marguerite! — Alles ist verloren! — Ernacht, der Verhaßte. Alle meine Wissenschaft reicht nicht hin gegen das dunkle Verhängnis, das mich ergreift am höchsten

Ziel meines Seins. — Marguerite! ich habe Sie in Geheimnisse eingeweiht, die das gewöhnliche Weib, das danach strebte, vernichtet haben würden. Aber mit besonderer geistiger Kraft, mit festem, starkem Willen ausgerüstet, waren Sie eine würdige Schülerin des tief erfahrenen Meisters. Sie haben mir beigestanden. Durch Sie herrschte ich über Angelikas Gemüt, über ihr ganzes inneres Wesen. Dafür wollte ich Ihnen das Glück des Lebens bereiten, wie es in Ihrer Seele lag, und betrat die geheimnisvollsten gefährlichsten Kreise, begann Operationen, vor denen ich oft mich selbst entsetzte. Umsonst! — fliehen Sie, sonst ist Ihr Untergang gewiß. — Bis zum höchsten Moment trete ich kühn der feindlichen Macht entgegen. Aber ich fühl' es, dieser Moment gibt mir den jähen Tod! — Ich werde einsam sterben. Sowie der Augenblick gekommen, wandre ich zu jenem wunderbaren Baum, unter dessen Schatten ich oft von den wunderbaren Geheimnissen zu Ihnen sprach, die mir zu Gebote stehen. Marguerite! — entsagen Sie für immer diesen Geheimnissen. Die Natur, die grausame Mutter, die abhold geworden den entarteten Kindern, wirft den vorwitzigen Spähern, die mit fecker Hand an ihrem Schleier zupfen, ein glänzendes Spielzeug hin, das sie verlockt und seine verderbliche Kraft gegen sie selbst richtet. — Ich erschlug einst ein Weib in dem Augenblick, als ich wähnte, es in der höchsten Inbrunst aller Liebe zu umfassen. Das lähmte meine Kraft, und doch hoffte ich wahnsinniger Tor noch auf irdisches Glück! — Leben Sie wohl, Marguerite! — Gehen Sie in Ihr Vaterland zurück. — Gehen Sie nach S. Der Chevalier von T. wird für Ihr Glück sorgen. — Leben Sie wohl!“

Als Dagobert den Brief gelesen, fühlten sich alle von innerm Schauer durchbebt.

„So muß ich“, begann endlich die Obristin leise, „so muß ich an Dinge glauben, gegen die sich mein innerstes Gemüt

sträubt. Aber gewiß ist es, daß es mir ganz unbegreiflich blieb, wie Angelika so bald ihren Moritz vergessen und sich ganz dem Grafen zuwenden konnte. Nicht entgangen ist mir indessen, daß sie sich fast beständig in einem exaltierten Zustand befand, und eben dies erfüllte mich mit den quälendsten Besorgnissen. Ich erinnere mich, daß sich Angelikas Neigung zum Grafen zuerst äußerte auf besondere Weise. Sie vertraute mir nämlich, wie sie beinahe in jeder Nacht von dem Grafen sehr lebhaft und angenehm träume."

"Ganz recht", nahm Dagobert das Wort, „Marguerite gestand mir ein, daß sie auf des Grafen Geheiß Nächte über bei Angelika zugebracht und leise, leise, mit lieblicher Stimme ihr des Grafen Namen ins Ohr gehaucht. Ja, der Graf selbst sei manchmal um Mitternacht in die Türe getreten, habe minutenlang den starren Blick auf die schlafende Angelika gerichtet und sich dann wieder entfernt. — Doch bedarf es jetzt, da ich des Grafen bedeutungsvollen Brief vorgelesen, wohl noch eines Kommentars? — Gewiß ist es, daß er darauf ausging, durch allerlei geheime Künste auf das innere Gemüt psychisch zu wirken, und daß ihm dies vermöge besonderer Naturkraft gelang. Er stand mit dem Chevalier von T. in Verbindung und gehörte zu jener unsichtbaren Schule, die in Frankreich und Italien einzelne Glieder zählt und aus der alten P—schen Schule entstanden sein soll. — Auf seinen Anlaß hielt der Chevalier den Rittmeister fest in seinem Schlosse und übte an ihm allerlei bösen Liebeszauber. — Ich könnte weiter eingehen in die geheimnisvollen Mittel, vermöge der der Graf wußte, sich des fremden psychischen Prinzips zu bemätern, wie sie Marguerite mir entdeckte; ich könnte manches erklären aus einer Wissenschaft, die mir nicht unbekannt, deren Namen ich aber nicht nennen mag, aus Furcht, mißverstanden zu werden — doch man erlasse mir dieses wenigstens für heute.“ — „Oh, für immer“, rief die Obristin mit Be-

geisterung, „nichts mehr von dem finstern unbekannten Reich, wo das Grauen wohnt und das Entsetzen! — Dank der ewigen Macht des Himmels, die mein liebes Herzenskind gerettet, die uns befreit hat von dem unheimlichen Gast, der so verstörend in unser Haus trat.“ — Man beschloß, andern Tages nach der Stadt zurückzukehren. Nur der Obrist und Dagobert blieben, um die Beerdigung des Grafen zu besorgen.

Längst war Angelika des Rittmeisters glückliche Gattin. Da geschah es, daß an einem stürmischen Novemberabend die Familie mit Dagobert in demselben Saal am lodernen Kaminfeuer saß wie damals, als Graf S—i so gespenstisch durch die Türe hineinschritt. Wie damals heulten und pfften wunderliche Stimmen durcheinander, die der Sturmwind in den Rauchfängen aus dem Schlafe aufgestört. „Wißt ihr wohl noch“, fragte die Obristin mit leuchtenden Blicken — „erinnert ihr euch noch?“ — „Nur keine Gespenstergeschichten!“ rief der Obrist, aber Angelika und Moritz sprachen davon, was sie an jenem Abende empfunden, und wie sie schon damals sich über alle Maßen geliebt, und konnten nicht aufhören, des Kleinsten Umstandes zu erwähnen, der sich damals begeben, wie in allem nur der reine Strahl ihrer Liebe sich abgespiegelt, und wie selbst die süßen Schauer des Grauens sich nur aus liebender sehnstüchtiger Brust erhoben, und wie nur der unheimliche Gast, von den gespenstischen Unkenstimmen verkündigt, alles Entsetzen über sie gebracht. „Ist es“, sprach Angelika, „ist es, mein Herzens-Moritz, denn nicht so, als wenn die seltsamen Töne des Sturmwindes, die sich eben jetzt hören lassen, gar freundlich zu uns von unserer Liebe sprächen?“ — „Ganz recht“, nahm Dagobert das Wort, „ganz recht, und selbst das Pfeifen und Zirpen und Zischen der Teemaschine klingt gar nicht im mindesten mehr graulich, sondern, wie mich dünkt, ungefähr so, als besänne sich das

darin verschlossene artige Hausgeistlein auf ein hübsches Wiegenlied.“

Da barg Angelika das in hellen Rosenflammen aufglühende Antlitz im Busen des überglücklichen Morig. Der schlang aber den Arm um die holde Gattin und lispelte leise: „Gibt es denn noch hienieden eine höhere Seligkeit als diese?“

Phantome.
Von Iwan Turgenejew.

„Einen Augenblick . . . der Zauber ist verronnen -
„Und Wirklichkeit erfüllt die Seele wieder.“

Alfan. Schenschin.

I

Ich konnte lange Zeit nicht einschlafen und wälzte mich beständig von einer Seite auf die andere. „Hole der Teufel diesen Unsinn mit den tanzenden Tischen“, dachte ich, „das zerrüttet bloß die Nerven“ . . . Endlich begann der Schlummer mich zu übermannen . . .

Plötzlich erklang, so deuchte mir, im Zimmer schwach und fliegend eine Saite. Ich hob den Kopf. Der Mond stand tief am Himmel und schaute mir gerade in die Augen. Sein Schein lag weiß wie ein Kreidefleck auf dem Fußboden . . . Deutlich wiederholte sich der sonderbare Ton. Ich stützte mich auf den Ellenbogen auf. Das Herz ward von leichter Bangigkeit umfangen. — Eine Minute verging, noch eine . . . Irgendwo in der Ferne krächzte ein Hahn; von noch weiter her antwortete ihm ein anderer.

Ich ließ den Kopf auf das Kissen sinken. „Dahin kann es mit einem Kommen“, dachte ich dann; jetzt klingt es mir gar in den Ohren.

Kurze Zeit darauf schlief ich ein, — oder es kam mir wenigstens vor, als sei ich eingeschlafen. Ich hatte einen ungewöhnlichen Traum. Mir träumte, ich lag in meinem Schlafzimmer auf meinem Bette — doch schlief ich nicht, ja ich konnte nicht einmal die Augen schließen. Da ist der Laut wieder da . . . Ich drehe mich um . . . Ganz leicht hebt der Mondfleck am Boden an, sich aufzurichten, sich zu dehnen und sich nach oben sacht abzurunden . . . Vor mir steht, durchsichtig wie ein Nebel, unbeweglich eine weiße weibliche Gestalt.

„Wer bist du?“ frage ich mit Anstrengung.

Wie wenn es im Laube säuselt, antwortete eine Stimme: „Das bin ich . . . ich . . . ich. Ich bin gekommen, dich zu holen.“

„Mich zu holen? Wer bist du denn?“

„Komm nachts an die Waldecke, wo die alte Eiche steht. Ich werde dort sein.“

Ich will mir die Gesichtszüge des geheimnisvollen Wesens näher betrachten — da schaudere ich unwillkürlich zusammen: ein Falter Hauch berührt mich. Und ich liege auch gar nicht mehr, sondern sitze auf meinem Bette — und dort, wo offenbar die Gestalt gestanden hatte, liegt ein langer, weißer Mondlichtstreifen auf dem Fußboden.

II

Der Tag verging, ich weiß nicht wie. Ich hatte, wie ich mich jetzt erinnere, etwas lesen, arbeiten wollen . . . es war aber nichts dabei herausgekommen. Es kam die Nacht. Das Herz flogte in meiner Brust, als hätte es etwas erwartet. Ich legte mich hin und kehrte das Gesicht der Wand zu.

„Warum bist du denn nicht gekommen?“ so ließ sich im Zimmer deutlich ein Flüstern vernehmen.

Rasch schaute ich mich um.

Wieder diese Gestalt . . . wieder das geheimnisvolle Wesen mit den starren Augen in dem starren Gesicht — und der Blick voller Trauer.

„Komm!“ läßt es sich wieder leise vernehmen.

„Ich werde kommen“, antwortete ich mit unwillkürlichem Grausen. Die Erscheinung schwankte leicht nach vorn und verschwamm ganz unter leichtem Hinundherweben wie Rauch — und wieder lag das weiße Mondlicht ruhig auf dem glatten Boden.

III

Ich verbrachte den Tag in Aufregung. Beim Abendessen trank ich fast eine Flasche Wein; ich trat auf einen Augenblick

ans Portal, kehrte dann um und warf mich aufs Bett. Das Blut rollte schwer durch meine Adern.

Wieder ließ sich der Ton hören . . . Ich zuckte zusammen, sah mich aber nicht um. Da fühlte ich plötzlich, daß mich jemand fest umschlang und mir ins Ohr flüsterte: „Komm, komm, komm!“ . . . Zitternd vor Schreck stöhnte ich: „Ich werde kommen!“ und richtete mich auf.

Die weibliche Gestalt stand dicht über das Kopfkende meines Bettes gebeugt. Sie lächelte schwach und schwand dahin. Es war mir indessen Zeit gefunden, ihr Gesicht ins Auge zu fassen. Mir kam vor, das hatte ich früher schon gesehen; — wo aber? wann? Ich stand spät auf und schlenderte den ganzen Tag im Freien umher, ich ging zu der alten Eiche am Waldsaum und schaute mich aufmerksam um. Gegen Abend setzte ich mich an das geöffnete Fenster meines Kabinetts. Die alte Haushälterin stellte eine Tasse Tee vor mich hin — ich berührte sie jedoch nicht . . . Mich quälten Bedenken, und ich fragte mich selbst: werde ich etwa verrückt? Die Sonne war eben untergegangen — und nicht der Himmel bloß — die ganze Luft ward plötzlich von einem fast unnatürlichen Purpurlicht erfüllt: die Blätter und Kräuter, wie mit frischem Sirnis überzogen, rührten sich nicht; etwas Eigentümliches, Rätselhaftes lag in der starren Regungslosigkeit, der ungewöhnlichen Schärfe ihrer Umrisse, in der Vereinigung von starkem Glanz und Totenstille. Ein ziemlich großer, grauer Vogel kam völlig geräuschlos herbeigeflogen und ließ sich auf dem Rande des Fensterbrettes nieder . . . Ich betrachtete ihn — und er betrachtete mich von der Seite mit seinen runden, dunkeln Augen. „Hat man dich etwa hergeschickt, um mich zu mahnen?“ dachte ich.

Der Vogel schlug sogleich mit seinen weichen Flügeln und flog davon, geräuschlos, wie er gekommen. Ich blieb noch lange am Fenster sitzen — doch hatte ich jetzt keine Bedenken

mehr: ich war gleichsam in einen Zauberkreis geraten — eine unwiderstehliche, wenn auch sanfte Macht zog mich fort, gerade so wie das Boot schon lange vor dem Wasserfalle von der Strömung fortgerissen wird. Endlich raffte ich mich auf. Die Röte am Himmel war längst verschwunden, die Farben waren dunkler geworden, mit der zauberhaften Stille war es aus. Eine leichte Bewegung ging durch die Luft, immer heller stieg der Mond herauf am Himmel, der ganz blau geworden war — bald schimmerten im kalten Lichte seines Strahls die Blätter der Bäume silbrig und schwarz. Meine alte Aufwärterin trat mit einem angezündeten Lichte ins Kabinett, doch ein Windzug vom Fenster her löschte die Flamme. Ich hielt es nicht länger aus, ich stülpte mir den Hut auf den Kopf und ging nach der Waldecke zu der alten Eiche.

IV

Diese Eiche war vor vielen Jahren vom Blitze getroffen worden; die Spitze war zersplittert und verdorrt, doch hatte der Baum noch für mehrere Jahrhunderte Lebenskraft behalten. Als ich mich ihm näherte, zog ein Wölkchen über den Mond: tiefes Dunkel lag unter den breiten Ästen. Anfangs fiel mir nichts Besonderes auf; doch als ich den Blick zur Seite richtete — erbehte mein Herz: zwischen der Eiche und dem Walde stand eine weiße Gestalt regungslos bei einem hohen Gebüsch. Das Haar sträubte sich mir; ich faßte mir jedoch ein Herz — und ging auf den Wald zu.

Ja, das war er, mein nächtlicher Gast. Als ich auf sie zukam, stand der Mond in vollem Glanze. Die ganze Gestalt schien wie aus einem halbdurchsichtigen, milchigen Nebel gewebt — durch ihr Gesicht schien ein vom Winde bewegtes Zweiglein hindurch — nur Haar und Augen zeigten eine etwas dunklere Färbung und an einem Finger der gefalteten Hände schimmerte von mattem Golde ein enger Ring. Ich

blieb vor ihr stehen und wollte sie anreden, doch die Stimme stockte mir in der Brust, wenn ich eigentlich auch keine Furcht mehr empfand. Ihr Blick richtete sich auf mich: in seinem Ausdruck lag nicht Gram, nicht Freude, wohl aber eine starre Spannung. Ich wartete, ob sie etwas sagen würde: doch sie verharrte unbeweglich und schweigsam und hielt beständig ihren totenhaft-stieren Blick auf mich gerichtet. Mir wurde wieder unheimlich zumute.

„Ich bin gekommen!“ rief ich endlich, mir ein Herz fassend. Hohl und seltsam klang meine Stimme.

„Ich liebe dich“, ließ sich ein Flüstern vernehmen.

„Du liebst mich?“ fragte ich befremdet.

„Gib dich mir“, tönte es ebenso zur Antwort zurück.

„Mich dir geben! Du bist ja ein Phantom — du hast ja keinen Körper.“ Eine eigentümliche Erregung hat sich meiner bemächtigt. „Wer bist du? Rauch, Luft, Dunst? Mich dir geben? Antworte mir zuerst, wer bist du? Hast du auf der Erde gelebt? Von wannen bist du gekommen?“

„Gib dich mir. Ich werde dir kein Leid zufügen. Sage nur die beiden Worte: nimm mich.“

Ich sah sie an. „Was redet sie da?“ dachte ich. „Was bedeutet dann das alles? Und wie will sie mich nehmen? Soll ich es versuchen?“

„Nun gut“, sagte ich, daß sie es hören konnte, unerwartet laut, als hätte mich jemand von hinten gestoßen: „Nimm mich!“

Raum hatte ich diese Worte ausgesprochen, da neigte sich die Gestalt mit einem inneren Lachen, das für einen Augenblick über ihr Gesicht zog, vor und streckte langsam die Arme aus . . . Ich wollte zurückspringen, befand mich aber bereits in ihrer Gewalt. Sie umschlang mich, mein Körper ward eine Elle hoch dem Boden entrückt — und leicht und nicht zu rasch schwebten wir beide über das regungslose feuchte Gras dahin.

Anfangs schwindelte mir der Kopf — unwillkürlich schloß ich die Augen . . . Eine Minute später schlug ich sie wieder auf. Wir schwebten noch immer. Der Wald war nicht mehr zu sehen: unten breitete sich eine Ebene, die mit dunklen Flecken besät war. Mit Entsetzen wurde ich gewahr, daß wir eine fürchterliche Höhe erreicht hatten.

„Ich bin verloren, ich bin in Satans Gewalt“, es zuckte wie ein Blitz durch mein Gehirn. Bis dahin war mir der Gedanke an teuflische Verblendung, an die Möglichkeit meines Unterganges, nicht in den Sinn gekommen. Wir wurden immer weiter fortgetragen und hoben uns in unserm Flug, wie es schien, immer höher und höher.

„Wohin trägst du mich?“ stöhnte ich endlich.

„Wohin du willst“, erwiderte meine Gefährtin. Sie hatte sich fest an mich geschmiegt; ihr Gesicht berührte fast meins. Übrigens spürte ich die Berührung kaum.

„Trage mich zur Erde; mir schwindelt in solcher Höhe.“

„Gut; schließe nur die Augen und halte den Atem an.“

Ich folgte dem Rat — und empfand sogleich, daß ich wie ein Stein hinabsank . . . pfeifend strich der Wind durch mein Haar. Als ich zu mir gekommen war, schwebten wir wieder sanft dicht über dem Erdboden hin, so daß wir die Spitzen der höher emportreibenden Grashalme berührten.

„Stelle mich auf meine Süße,“ sagte ich, „ich habe das Schlagen satt. Ich bin ja kein Vogel“.

„Ich glaubte, es würde dir angenehm sein. Einen anderen Beruf haben wir nicht“.

„Ihr? Wer seid Ihr denn?“

Keine Antwort.

„Darfst du mir das denn nicht sagen?“

Ein flagernder Ton, ähnlich dem, der mich in jener ersten Nacht geweckt hatte erzitterte in meinem Ohre. Unterdessen

schwebten wir kaum merkbar in der feuchten Nachtluft fort.

„So laß mich doch!“ sagte ich. Meine Gefährtin wich sachte zur Seite — und ich stand nun auf meinen Süßen. Sie machte vor mir halt und faltete wieder die Hände. Ich hatte mich beruhigt und blickte ihr wieder ins Gesicht: wie früher lag in ihm der Ausdruck unterwürfiger Traurigkeit.

„Wo sind wir?“ fragte ich. Ich erkannte die Umgebung nicht.

„Weit von deinem Hause entfernt, doch kannst du in einem Augenblick dort sein.“

„Wie denn? Soll ich mich dir wieder anvertrauen?“

„Ich habe dir kein Leid zugefügt und werde dir keines zufügen. Bis zur Morgenröte wollen wir fliegen, weiter nichts. Ich kann dich tragen, wohin du willst, an jeden Punkt der Welt. Überlaß' dich mir! Sage wieder: nimm mich hin!“

„Nun . . . nimm mich an jeden Ort!“

Sie umschlang mich von neuem, ich ward abermals dem Erdboden entrückt, — und wir flogen dahin.

VI

„Wohin?“ fragte sie mich.

„Geradeaus, immer geradeaus“.

„Da ist doch aber Wald!“

„Hebe dich über den Wald, — nur sacht“.

Gleich einer Waldschnepfe, die auf eine Birke hinauffliegt, schwangen wir uns empor — und zogen wieder in gerader Richtung hin. Statt des Grases hatten wir die Gipfel der Bäume unter unseren Süßen. Einen eigenen Anblick gewährte der Wald mit seinem, vom Monde beleuchteten, stachelichten Rücken, von oben gesehen. Er war einem ungeheuren, schlafenden Tiere ähnlich und gab uns mit seinem breitschwellenden, stetigen Rauschen, das einem dumpfen Brummen glich,

das Geleite. Hin und wieder kam eine kleine Waldwiese zum Vorschein, an deren Saume ein hübscher, gezackter Schattenstreif lag . . . Zuweilen ließ sich von unten herauf der fläglich Schrei eines Hasen hören; etwas höher das Pfeifen einer Eule, das ebenfalls fläglich klang; die Luft war erfüllt von Pilzgeruch, Knospen- und Liebstöckelduft; nach allen Seiten hin lag starr und kalt das Mondlicht gebreitet; hoch oben glänzte das Siebengestirn. Bald hatten wir auch den Wald hinter uns gelassen; auf der Ebene ward ein Nebelstreif sichtbar: das war ein Fluß. Wir zogen einem Ufer entlang über Strauchwerk hin, das von Feuchtigkeit schwer und regungslos war. Bald schimmerten die Wellen auf dem Flusse in bläulichem Glanze, bald zogen sie dunkel und gleichsam erzürnt vorüber. An einigen Stellen bewegte sich über dem Wasser ein feiner Dunst in einer wunderlichen Weise, als hätte er Wille und Leben — und die Kelche der Wasserlilien entfalteten jungfräulich mächtig ihre weißen Blätter, als könne sie keines Menschen Hand erreichen. Es kam mir der Einfall, eine von ihnen zu brechen — und da war ich auch schon dicht an der Oberfläche des Wassers . . . Die Empfindung der Feuchtigkeit in meinem Gesichte war unangenehm, als ich den zähen Stengel einer großen Blume abriß. Wir flogen bald an einem, bald an dem anderen Ufer dahin, gleich den Strandläufern, die wir fortwährend aufscheuchten und zu verfolgen schienen. Einige Male stießen wir auf ganze Familien wilder Enten, die auf reinlichen Plätzen des Röhrichts im Kreise zusammenlagen, — sie rührten sich aber nicht: höchstens hob eine oder die andere hastig den Kopf unter dem Flügel hervor, schaute um sich und steckte den Schnabel eiligst wieder in den weichen Flaum oder ließ mit leichtem Zittern am ganzen Körper ein schwaches Schnattern hören. Einen Reiher scheuchten wir auf: er stieg aus einem Weidenbusche auf, zappelte mit den Beinen und schwang unbeholfen und mit

Anstrengung die Flügel. Nirgends plätscherten Fische im Wasser, — sie schliefen wohl. Ich gewöhnte mich an die Empfindung des Fliegens und fand auch sogar Vergnügen, dies wird Jeder begreifen, der im Traume geflogen ist. Ich begann das sonderbare Wesen, dem ich die unglaublichen Ereignisse, die sich mit mir zutrug, zu verdanken hatte, mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten.

VII

Es war eine Frau mit einem feinen, nichtrussischem Gesichte. Grau=weiß, halb durchsichtig, mit kaum merkbaren Schatten, erinnerte es mich an Figuren auf von innen erleuchteten Alabastervasen; wiederum kam es mir bekannt vor.

„Darf ich mit dir reden?“ fragte ich.

„Sprich!“

„Ich sehe einen Ring an deinem Finger; du hast also auf der Welt gelebt, — warst du verheiratet?“

Ich redete nicht weiter . . . Antwort gab es nicht.

„Wie heißt du, — oder sage wenigstens, wie hießest du?“

„Nenne mich Ellis.“

„Ellis! Der Name ist englisch! Bist du eine Engländerin? Hast du mich früher gekannt?“

„Nein.“

„Weshalb bist du denn gerade mir erschienen?“

„Ich liebe dich.“

„Und bist zufrieden?“

„Ja; wir fliegen und kreisen zusammen im reinen Äther umher.“

„Ellis!“ rief ich auf einmal, „vielleicht bist du eine gefallene, verdamnte Seele?“

Meine Gefährtin senkte den Kopf. „Ich verstehe dich nicht“, flüsterte sie.

„Ich beschwöre dich bei dem Namen Gottes, hub ich an . . .“

„Was redest du?“ murmelte sie befremdet. „Ich verstehe dich nicht.“ Mir kam vor, als ob der Arm, der mich gleich einem fühlenden Gürtel umfing, sich leise bewegte . . .

„Fürchte dich nicht,“ sagte Ellis, „fürchte dich nicht, mein Lieber!“ Sie wandte ihr Gesicht um und näherte es meinem . . . Ich verspürte auf meinen Lippen eine sonderbare Empfindung, wie von der Berührung eines feinen, weichen Stachels. Unschädliche Blutegel machen es so.

VIII

Ich schaute hinab. Wiederum waren wir beträchtlich gestiegen und flogen eben über einer mir unbekannten Stadt, die am Abhange eines breiten Hügelns gelegen. Aus einer dunklen Masse hölzerner Dächer und Obstgärten ragten Kirchtürme empor; an einer Biegung des Flusses überwölbte ihn dunkel eine Brücke; vom Schlaf überwältigt, lag alles in tiefes Schweigen versunken. Selbst Kuppeln und Kreuze schienen in ruhigem, tragem Glanze zu schimmern; schweigend ragten die hohen Stangen der Brunnen neben runden Kuppen der Weiden empor: der weiße Streifen einer Landstraße lief still und gerade wie ein Pfeil auf das eine Ende der Stadt zu — und still am anderen Ende in die dämmerige Ferne einförmiger Felder hinaus.

„Was für eine Stadt ist das?“ fragte ich.

„. . . sow.“

„. . . sow liegt ja im . . . schen Gouvernement?“

„Ja.“

„Dann sind wir ja weit von meinem Haus!“

„Für uns gibt es keine Entfernung.“

„Wirklich?“ Eine plötzliche Waghalsigkeit erwachte in mir.

„So trage mich nach Südamerika!“

„Nach Amerika, das kann ich nicht. Dort ist jetzt Tag.“

„Wir sind also beide Nachtvögel. Nun denn, irgend wohin, wohin du kannst — nur recht weit.“

„Schließe die Augen und halte den Atem an, erwiderte Ellis“ — und mit der Schnelligkeit des Sturmwindes flogen wir dahin. Die Luft drang mit erschütterndem Säusen an meine Ohren.

Wir hielten an, das Ohrensausen hörte aber nicht auf. Im Gegenteil: es ging in furchtbares Brausen, in Donnergerölle über

„Jetzt kannst du die Augen öffnen“, sagte Ellis.

IX

Ich gehorchte „Mein Gott, wo bin ich?“

Über mir hängen schwere, dunstige Wolken; sie drängen einander, sie fliehen gleich einer Herde erboster Ungeheuer und dort unten, ein anderes Ungetüm, das in Wut entbrannte Meer Weißer Gischt sprüht und siedet frampfhaft, gleich Hügelreihen steigen turmhohe Wogen empor und zerschellen mit wildem Getöse an einem riesigen, pechschwarzen Selsenriff. Überall Sturmesheulen, eisiger Hauch des emporröckenden Elementes, dumpfes Brausen der Brandung, durch die hindurch man dann und wann etwas wie Klagelaute, ferne Kanonenschüsse, Glockenläuten vernehmen kann, — ohrenzerreißendes Knarren und Knirschen der Kiesel am Ufer, dazwischen der plötzliche Schrei einer unsichtbaren Möve, am grauen Horizonte das schwankende Gerippe eines Schiffes, — überall Verwirrung, Schrecken, Tod Mir schwindelte der Kopf, — mit bebendem Herzen schloß ich von neuem die Augen . . .

„Was ist das und wo sind wir?“

„Auf dem Südufer der Insel Wight, vor dem Selsenriffe Blackgang, wo sie häufig Schiffe zerschellen“, sagte Ellis,

diesmal besonders deutlich und wie mir deuchte, nicht ohne Schadenfreude

„Trage mich fort, fort von hier . . . nach Hanse! nach Hause!“

Ich duckte mich ganz zusammen und preßte die Hände ans Gesicht . . . Ich fühlte, daß wir noch rascher als vorhin dahingetragen wurden; schon heulte und pfiß der Wind nicht mehr, — er winselte gleichsam in meinem Haare, in meinem Anzuge . . . Der Atem wollte mir vergehen.

„Sasse nun Fuß“, ließ sich Ellis Stimme vernehmen.

Ich strengte mich an, meiner wieder Herr zu werden, wieder zur Besinnung zu kommen . . . Ich spürte den Boden unter meinen Sohlen, hörte aber nichts, wie wenn alles in der Runde erstorben wäre . . . nur an den Schläfen flopften die Adern ungleich, ich vernahm noch immer das leise, innere Klingen, und ich hatte noch immer Schwindelgefühl. Ich richtete mich empor und schlug die Augen auf.

X

Wir befanden uns auf dem Damme meines Teiches. Gerade vor mir konnte ich durch die spitzigen Blätter der Weidenbüsche die glatte Fläche des Wassers erblicken, die hin und wieder von flaumartigem Nebel bedeckt war. Rechts schimmerte matt ein Roggenfeld; links ragten hoch, unbeweglich und gleichsam von Feuchtigkeit bedeckt, die Bäume des Gartens empor . . . Der Morgen hatte sie bereits mit seinem Sauche berührt. Am reinen grauen Himmel standen schräg, gleich Rauchstreifen, ein paar Wölkchen; sie waren gelblich gefärbt, — der erste schwache Widerschein des Morgenrotes beleuchtete sie, Gott weiß, von wo: noch konnte das Auge die Stelle, wo das Tagesgestirn aufsteigen würde, am erhellen Horizonte nicht erkennen. Die Sterne waren verschwunden; noch rührte sich nichts, obgleich alles in der zauberhaften

Stille des Frühlichtes bereits dem Erwachen entgegenging. „Der Morgen! der Morgen ist da!“ rief dicht an meinem Ohre Ellis . . . „Lebewohl! bis morgen!“

Ich wandte mich um . . . Sie hob sich leicht von der Erde und schwebte vorüber — und hob auf einmal beide Arme über den Kopf. Kopf, Arme und Schultern nahmen plötzlich einen warmen, rötlichen Fleischton an; in den dunkeln Augen blitzte lebendiges Feuer; ein Lächeln geheimer Wonne umspielte die rotgewordenen Lippen . . . Ein reizendes Weib war unerwartet vor mir erstanden . . . Doch wie von einer Ohnmacht befallen sank es sogleich zurück und zerrann wie ein Nebel . . .

Regungslos blieb ich stehen.

Als ich zu mir gekommen war und mich umschaute, deuchte mir, jener halb-rosenfarbene Fleischton, der sich über die Gestalt meines Schattenbildes ergossen hatte, sei noch nicht verschwunden und umfange mich in der Luft verteilt von allen Seiten . . . Das war das Morgenrot. Ich fühlte mich auf einmal ungewöhnlich müde und begab mich nach Hause. Als ich am Bühnerhofe vorbeikam, vernahm mein Ohr das erste Morgengeschnatter der jungen Gänse (von allem Geflügel ist dieses am frühesten wach); den Dachrücken entlang saßen auf den Enden der Stangen Dohlen, geschäftig und still putzte sich eine jede, wobei sie sich scharf am milchweißen Himmel abzeichneten. Von Zeit zu Zeit flogen sie alle zugleich auf — und ließen sich, nach kurzem Sluge ohne Geschrei wieder nebeneinander nieder . . . Aus dem nahen Gehölze kam zweimal der heisere Morgenschrei des schwarzen Auerhahnes, der sich eben ins taugetränkte, von Beeren durchwachsene Gras herabgelassen haben mochte . . . Mit leichtem Grösteln in den Gliedern erreichte ich mein Bett; ich versank alsbald in festen Schlaf.

XI

In der folgenden Nacht, schwebte mir, als ich mich der alten Eiche näherte, Ellis wie einem Bekannten entgegen. Ich empfand keine Scheu vor ihr, wie gestern, ich war fast erfreut, sie zu sehen; ich bemühte mich gar nicht zu ergründen, was mit mir vorging: mich verlangte nur irgendwohin, recht weit, nach merkwürdigen Orten zu fliegen.

Wiederum schlang Ellis ihren Arm um mich — und wir flogen von neuem dahin.

„Sliege mit mir nach Italien“, flüsterte ich ihr ins Ohr.

„Wohin du willst, mein Lieber“, entgegnete sie in feierlichem Tone — leise — und feierlich und leise wandte sie mir ihr Gesicht zu. Es kam mir nicht so durchsichtig vor wie gestern nachts: frauenhafter und stattlicher erschien sie, erinnerte mich an jene herrliche Gestalt, die im Morgenrote so rasch vor mir zerronnen war.

„Diese Nacht — ist eine große Nacht“, fuhr Ellis fort. „Sie trifft nur selten ein, — wenn siebenmal dreizehn . . .“

Hier entgingen mir einige Worte.

„In dieser Nacht kann man sehen, was zu anderer Zeit verborgen ist!“

„Ellis“! flehte ich, „wer bist du? sag' es mir endlich!“

Schweigend hob sie ihren weißen Arm hoch empor.

Am dunkeln Himmel, dort, wohin ihr Finger wies, zwischen kleinen Sternen, schimmerte wie ein rötlicher Streif ein Komet.

„Wie soll ich dich verstehen?“ begann ich. „Ziehst du, — gleich wie jener Komet zwischen Planeten und Sonnen, — etwa zwischen den Menschen . . . und einem anderen Geschlecht?“

Sogleich verdeckte mir Ellis die Augen mit der Hand . . . Es war mir, als hätte ein weißer Nebel aus feuchtem Tale mich umhüllt . . .

„Nach Italien! nach Italien“! flüsterte sie mir zu. „Diese Nacht — ist eine große Nacht!“

XII

Der Nebel vor meinen Augen teilte sich, ich ward unter mir eine unbegrenzte Ebene gewahr. Schon an der warmen und weichen Luft, die meine Wangen fächelte, konnte ich merken, daß ich mich nicht in Rußland befand; überdies glich diese Ebene unseren russischen Ebenen nicht. Das war eine ungeheure, dunkle Fläche, dem Anscheine nach nicht mit Gras bewachsen und ganz öde; hie und da erglänzten auf ihr über ihre ganze Ausdehnung hin verstreut, kleinen Spiegelscherben gleich, stehende Wasser; in weiter Ferne war das stille, unbewegte Meer undeutlich zu erkennen. Zwischen breiten und schönen Wolken, glänzten große Sterne; ein unaufhörliches, tausendstimmiges und dabei doch nicht lautes Geseumme ertönte von allen Seiten — und dies durchdringende und einschläfernde Geseumme klang wundervoll, eine nächtliche Stimme der Wüste . . .

„Die Pontinischen Sümpfe“, bemerkte Ellis. — „Hörst du die Grösche? spürst du den Schwefelgeruch?“

„Die Potinischen Sümpfe . . .“ wiederholte ich, und ein Gefühl tiefer Schwermut überkam mich. „Weshalb hast du mich in diesen traurigen Winkel geführt? Nach Rom laß uns fliegen.“

„Rom ist nicht fern“, erwiderte Ellis „... mach' dich fertig!“

Wir ließen uns sinken und zogen längs der alten lateinischen Straße entlang. Ein Büffel streckte träge seinen zottigen unförmigen Kopf mit den kurzen borstigen Haarbüscheln zwischen den seitwärts nach hinten zurückgebogenen Hörnern aus dem zähen Schlamm hervor. Er blickte mit seinen dumm-boshaften Augen umher und stieß aus den nassen Nüstern ein dumpfes Schnauben hervor, als witterte er unsere Nähe.



„Rom, Rom ist nahe . . .“ flüsterte Ellis. „Blicke, blicke voraus . . .“ Ich erhob die Augen.

„Was ist das Schwarze dort am Rande des nächtlichen Himmels? Sind es die hohen Bogen einer gigantischen Brücke? Wo ist der Fluß, über welchen sie führt? Warum ist sie stellenweise durchbrochen?“ „Nein das ist keine Brücke, das ist eine antike Wasserleitung. Rund herum ist der geheiligte Boden der Campagna, dort in der Ferne sind die Berge von Albano — ihre Gipfel leuchten schwach und das graue Bett der Wasserleitung in dem Strahle des eben aufgehenden Mondes“.

Wir schwangen uns plötzlich hinauf und hielten in der Luft vor einer einsamen Ruine. Keiner hätte bestimmen können, was sie vor Zeiten gewesen sein mochte: Grabmal, Palast, Turm . . . Schwarzer Efeu umrankte sie von allen Seiten mit tödlicher Macht — und unten gähnte, einem Rachen ähnlich, ein halbeingestürztes Gewölbe. Ein modriger Kellergeruch wehte mir entgegen von diesem Haufen Fleiner, dicht aneinander gefügter Steine, die Mauerbekleidung aus Puzzolane war schon längst abgefallen. — „Hier“, sagte Ellis und hielt die Hand erhoben, „hier! — Sprich mit lauter Stimme, dreimal hintereinander den Namen des großen Römers aus“.

„Was wird dann geschehen?“

„Du wirst es sehen.“

Ich dachte ein wenig nach. — „Divus Cajus Julius Caesar!“ rief ich plötzlich; „Divus Cajus Julius Caesar“, wiederholte ich gedehnt; — „Caesar!“

XIII

Noch war der Nachhall meiner letzten Worte nicht erstorben, da vernahm ich . . .

Es fällt mir schwer zu sagen, was es war. Anfangs glaubte ich ein undeutliches, Faum zu unterscheidendes, aber unaufhörlich sich wiederholendes Trompetengeschmetter und Händes-

Platschen zu vernehmen. Es schien, als sei irgendwo, in ungeheurer Ferne, in bodenloser Tiefe, plötzlich eine zahllose Menschenmenge in Aufruhr geraten — sie wogt hin und her, sie wächst immer mehr und mehr an, und einer ruft dem anderen kaum hörbar zu, — wie im Traume, nach tiefem, tausendjährigem Schlafe. Dann hub die Luft an, sich zu bewegen, und es wurde dunkel über der Ruine . . . Nun deuchte mir, ich sähe Schatten, Myriaden Schatten, Millionen Gestalten, bald abgerundet wie Helme, bald langgestreckt wie Speere; wie blaue Funken glitzerten im Mondlichte diese Helme und Speere — und dieser ganze Heereshaufen, diese Menschenmasse rückte heran, näher und näher, wuchs und war in ungestümem Gedränge . . . Eine unbeschreibliche Kraft, stark genug, um die ganze Welt aus den Angeln zu heben, jagte diesen Haufen vorwärts; doch keine einzelne Gestalt trat deutlich hervor . . . Plötzlich schien es mir, als liefe ein Schauer durch die Menge, und gleich ungeheuren Wogen wich sie zurück und machte Platz . . . „Caesar, Caesar venit!“ ließen sich Stimmen hören, gleich den Blättern des Waldes, die vom plötzlichen Sturme bewegt werden, . . . ein dumpfer Laut rollte dahin, und ein bleicher, ernster, mit einem Lorbeerfranz geschmückter Kopf, die Augenlieder gesenkt, kam langsam hinter der Ruine zum Vorscheine, der Kopf des Imperators.

Die Sprache hat keine Worte, um das Entsetzen auszudrücken, das mir bei diesem Anblicke das Herz zusammenbrampfte. Mir war, als müßte ich auf dem Flecke sterben, wenn dieser Kopf die Augen aufschlug, die Lippen öffnete. — „Eliis!“ stöhnte ich, „ich will nicht, kann nicht, — fort aus dem rohen, schrecklichen Rom . . . Fort von hier, fort!“

„Kleinmütiger!“ flüsterte sie und — wir schwebten auf. Hinter mir vernahm ich noch einmal den ehernen und diesmal donnernden Ruf der Legionen . . . darauf verschwamm alles in Dunkel.

XIV

„Schau dich um“, sagte Ellis zu mir, „und beruhige dich.“

Ich gehorchte und — mein erster Eindruck war so wonnenvoll, daß ich aufseufzen mußte. Ein graublaues, sanftes, weiches und silbriges Licht — oder war es ein Nebel, — umfloß mich von allen Seiten. Anfänglich unterschied ich nichts: es blendete mich dieser blaue Glanz, — doch allmählich begannen Umrisse schöner Gebirge und Wälder hervorzutreten; ein See breitete sich unter mir aus, es zitterten Sterne auf seinem Grunde, und Fosend landeten die Wellen am Ufer. Pomeranzenduft kam mir entgegen — und zugleich mit ihm und dem Wellenschlag ähnlich, drangen die kräftigen reinen Töne einer jugendlichen, weiblichen Stimme an mein Ohr. Dieser Duft, diese Töne zogen mich hinab — und ich ließ mich sinken . . . hinab, zu einem, prachtvollen Marmopalast, der lieblich mitten aus einem Zypressenwäldchen weiß hervorschimmerte. Die Töne strömten aus seinen weit geöffneten Fenstern; die Wellen des Sees, übersät mit Blütenstaub, schlugen sanft an die Mauern des Palastes — und gerade gegenüber, völlig in das dunkle Grün der Pomeranzen- und Lorbeerbäume gehüllt, umflutet von strahlendem Glanze, geschmückt mit einer Menge Statuen, schlanken Säulen, Tempelhallen, ragte aus dem Schoße der Fluten eine hohe runde Insel empor . . .

„Isola Bella!“ sagte Ellis . . . „Lago maggiore“ . . .

Ein: Ach! war meine eine einzige Antwort, ich sank immer weiter hinab. Immer lauter, immer heller schallte die weibliche Stimme aus dem Palaste herüber; es zog mich unaufhaltsam hin . . . ich wünschte das Gesicht der Sängerin zu sehen, die mit solchen Tönen eine solche Nacht erfüllte. Wir machten vor einem Fenster halt.

In der Mitte eines im pompejanischen Stile ausgestatteten

Zimmers, das mehr einem antiken Tempelraum als einem modernen Saale glich, saß mitten zwischen griechischen Bildwerken, etruskischen Vasen, seltenen Pflanzen, teuren Teppichen im milden Lichte zweier Lampen, die in kristallinen Glocken brannten, — eine junge Frau am Klaviere. Den Kopf leicht zurückgeneigt und die Augen halb geschlossen, sang sie eine italienische Arie; sie sang und lächelte dabei, und doch lag zu gleicher Zeit ein Ausdruck des Ernstes in der Strenge, — Kennzeichen des vollkommenen Genusses, in ihren Zügen! Sie lächelte . . . und es schien als lächelte ein gleich ihr jugendlicher, träger, verzärtelter, wollüstiger Saun, von Praxiteles gemeißelt, aus einer Ecke, hinter Oleanderbüschen hervor ihr entgegen, durch den dünnen Rauch, der von einem ehernen Rauchfasse auf antikem Dreifuße emporstieg. Die Schöne war allein. Bezaubert von den Tönen, von der Milde, der Pracht und dem Dufte der Nacht und bis aufs tiefste erschüttert durch den Anblick dieses jungen, ruhigen, hellen Glückes, hatte ich meine Gefährtin gänzlich vergessen, hatte vergessen, auf welche eigentümliche Weise ich Zeuge eines so fernen, mir so fremden Lebens geworden war — und ich wollte bereits auf das Fenster zutreten, den Mund öffnen . . .

Da erzitterte mein ganzer Körper von einem heftigen, wie elektrischen Schlage. Ich blickte mich um . . . Ellis' Gesicht war, — trotz seiner Durchsichtigkeit, — finster und drohend; in ihren Augen, die sie plötzlich aufschlug, glimmte das Feuer des Zornes . . .

„Sort!“ flüsterte sie entrüstet und wieder ging's in Sturmesseile, Finsternis und Schwindel . . . Doch diesmal blieb nicht ein Ruf von Legionen, sondern der letzte Ton der Sängerin, den sie auf einer hohen Note abgebrochen hatte, in meinen Ohren zurück . . .

Wir hielten still. Der hohe Ton, derselbe Ton, klang immerfort in meinem Ohre und hörte nicht auf zu klingen, ob

ich schon eine ganz andere Luft, einen ganz anderen Geruch spürte . . . Stärkende Frische, wie von einem großen Fluße, — Geruch von Heu, Rauch, Hanf strömten mir entgegen. Auf einem langausgehaltenen Ton folgte ein zweiter, dann ein dritter, und das hatte ein so unzweideutiges Gepräge, diese Modulation war so bekannt, so heimisch, daß ich mir auf der Stelle sagte: „Das ist einer von Rußlands Söhnen, der ein russisches Lied singt“, — und im gleichen Augenblicke wurde mir alles rund umher klar.

XV

Wir befanden uns über einem flachen Ufer. Links lagen, ohne Ende, gemähte Wiesen, ungeheure Heuschaber standen auf ihnen umher! rechts verlор sich die glatte Fläche eines großen, wasserreichen Stromes ebenso ins Endlose. In geringer Entfernung vom Ufer schaukelten sich dunkle, vor Anker liegende Barken, sie bewegten ihre spitzen Masten wie Zeigefinger leise hin und her. Von einer dieser Barken schlugen die Töne einer klangreichen Stimme an mein Ohr, auch brannte ein Feuer auf ihnen, dessen langer, roter Widerschein auf dem Wasser in Schlangenlinien zitterte. Hin und wieder, auf dem Fluße und den Feldern, — ob nah oder fern, das konnte das Auge schwer bestimmen, — flimmerten noch andere Feuer; bald wurden sie klein, bald flackerten sie zu großen strahlenden Gebilden auf: zahllose Grillen zirpten ohne Unterlaß und gaben den Fröschen der pontinischen Sümpfe im Lärmen nichts nach; — unter dem wolkenlosen, gewölbten, dunklen Himmel ließ sich von Zeit zu Zeit das geheimnisvolle Geschrei unbekannter Vögel hören.

„Sind wir in Rußland?“ fragte ich Ellis.

„Das ist die Wolga“, entgegnete sie.

Wir flogen längs dem Ufer hin. — Warum hast du mich aus jener herrlichen Gegend entführt? redete ich sie an. —

„Mißgönnst du sie mir? Oder ist vielleicht Eifersucht in dir rege geworden?“

Ellis' Lippen erbeben kaum merklich, und in den Augen flammte es abermals wie drohend auf . . . Doch gleich darauf nahm ihr Gesicht wiederum seinen starren Ausdruck an. —

„Ich will nach Hause“, sagte ich.

„Warte, warte noch“, erwiderte Ellis. — „Heute nacht — ist eine große Nacht. Sie kehrt nicht sobald wieder. Du kannst Zeuge werden . . . Warte!“

Und plötzlich nahmen wir unseren Flug in schräger Richtung über die Wolga hin, er ging ganz tief, dicht über dem Wasser hin und stoßweise, wie die Schwalben vor dem Gewitter fliegen. Breite Wellen rauschten unter uns, ein schneidender Wind schlug uns mit seinen kalten, mächtigen Sittigen, . . . bald begann das hohe rechte Ufer sich im Halbdunkel vor uns zu erheben. Es zeigten sich steile Abhänge mit großen Klüften. Wir näherten uns ihnen.

„Rufe: „Sarin Nakitschku!*)““ flüsterte Ellis mir zu.

Ich gedachte des Entsetzens, das ich bei der Erscheinung der römischen Legionen empfunden hatte, Ermüdung und eine gewisse eigentümliche Schwermut, als ginge das Herz mir über, erfüllten mich, — ich sträubte mich, die verhängnisvollen Worte auszusprechen, wußte ich ja doch zum voraus, als Erwiderung auf sie würde, wie in der Wolfschluchtszene des Greifschüßes etwas Ungeheuerliches erscheinen, — doch gegen meinen Willen taten sich meine Lippen auf, und ich rief, gleichfalls unwillkürlich, mit schwacher angestrebter Stimme: „Sarin Nakitschku!“

XVI

Anfänglich blieb alles ruhig, ganz so wie vor der römischen

*) Das Geschrei der alten Piraten auf der Wolga beim Angriffe eines Schiffes.

Ruine, — doch plötzlich erschallte, hart an meinem Ohre, ein rohes, burlaſſiches*) Gelächter — es fiel etwas ſtöhnend ins Waſſer, und es hub an zu ſchlucken . . . Ich ſah mich um: nirgends war jemand zu ſehen, — doch vom Ufer hallte das Echo deutlich zurück, — und auf einmal erhob ſich von allen Seiten ein betäubender Lärm. Was kam da alles in dieſem Chaos von Tönen vor! Geſchrei und Gewinſel, wütendes Geſchimpfe und Gelächter, alles übertönendes Gefreiſch, Ruder- und Artschläge, ein Gefrach wie von aufgebrochenen Türen und Truhen, Knarren von Taſelwerk und Rädern, Pferdegetrampel, Sturmläuten und Kettengeräſſel, dumpfes Brauſen und Gefniſter wie bei einer Feuersbrunſt, Geſang Betrunkener, verworrene Reden, untröſtliches Weinen, Flägliches, verzweifelted Slehen —, gebieteriſche Auſrufe, Todesröcheln —, feckes Pfeifen, Kreiſchen und Getrampel von Tanzenden . . . „Schlag’ zu! häng’ ihn auf! erſäuf’ ihn! ſchlag ihm den Kopf ab! ſo recht! ſo recht! keinen Pardon!“ — das konnte man deutlich vernehmen, — ja, man hörte ſogar das ununterbrochene Luſtholen der außer Atem Herbeieilenden, — trotzdem zeigte ſich rings, ſoweit das Auge reichte, nichts, und blieb alles, wie es geweſen: geheimnisvoll, melancholiſch zogen die Wogen des Stromes vorüber; das Ufer ſelbſt ſchien öder und wilder als zuvor — das war alles!

Ich wandte mich zu Ellis, doch die legte den Finger an die Lippen . . .

„Stepan Timopheitsch! Stepan Timopheitsch kommt!“**) ertönte es rings, „da kommt er, unſer Herzensväterchen, unſer Hauptmann, unſer Wohltäter!“ Auch jetzt wurde ich noch

*) Burlaſſ, d. i. Arbeiter auf Flußfahrzeugen, vornehmlich auf der Wolga.

**) Stenka Raſin, berühmter Räuberhauptmann zur Zeit Alexei Michailowitsch’.

immer nichts gewahr, doch plötzlich schien es mir, als käme ein riesiger Körper gerade auf mich zu . . . „Srolla! wo bist du, Hund!“ donnerte eine schreckliche Stimme . . . „Leg’ von allen Seiten Feuer an, und mit der Art drauf los, auf diese Weichlinge!“

Ich empfand die Hitze von einem nahen Feuer und widerlichen Brand- und Rauchgeruch — und zu gleicher Zeit spritzte mir etwas Warmes, wie Blut, auf Gesicht und Hände . . . Eine wilde Lache erdröhnte rings . . .

Ich verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, strichen wir, Ellis und ich, still, den bekannten Saum meines Waldes entlang, gerade der alten Eiche zu . . .

„Siehst du jenen Pfad?“ sagte Ellis zu mir . . . „Dort, wo er matt von dem Mondlicht erleuchtet ist und zwei Birkenbäumchen ihre Zweige herabhängen lassen? . . . Willst du dorthin?“

Doch fühlte ich mich so zerschlagen und erschöpft, daß ich nichts weiter als: „Nach Hause . . . nach Hause . . .“ antworten konnte.

„Du bist zu Hause“, entgegnete Ellis.

Ich stand in der Tat hart vor der Tür meines Hauses, — allein. Ellis war verschwunden. Der Hofhund näherte sich mir, betrachtete mich mißtrauisch — und lief dann heulend wieder davon.

Mit Mühe schleppte ich mich bis zu meinem Bette und schlief ein, ohne mich auszufleiden.

XVII

Den ganzen folgenden Morgen hatte ich Kopfschmerz und konnte kaum die Beine rühren; ich achtete jedoch auf mein körperliches Befinden nicht: Reue nagte an mir, Ärger schnürte mir den Hals zu.

Ich war aufs äußerste gegen mich erbittert. „Kleinmüti-

ger Mensch!“ wiederholte ich unaufhörlich, „ja — Ellis hat recht. Wovor habe ich denn Surcht gekriegt? Warum habe ich die Gelegenheit ungenützt vorbeigehen lassen? . . . Ich hätte den Cäsar selbst sehen können — und ward halbtot vor Schreck, ich habe gekreicht und das Gesicht abgewendet, wie ein Kind vor der Rute. Stenka Rasin, — das war allerdings etwas anderes. Als Edelmann und Grundbesitzer . . . Aber auch hier, lohnte sich's denn wohl da zu erschrecken? Kleinmütiger Mensch, Fleinmütiger!“

„Sollte ich das alles vielleicht im Traume gesehen haben?“ fragte ich mich zuletzt. Ich rief meine Haushälterin herbei.

„Marfa, wann bin ich gestern zu Bett gegangen — erinnerst du dich nicht?“

„Ja wer kann das wissen, mein Wohltäter . . . Es wird gewiß spät gewesen sein. In der Dämmerung hast du das Haus verlassen; und im Schlafzimmer hast du mit deinen Absätzen nach Mitternacht umhergetrampelt. Es wird bestimmt schon gegen Morgen gewesen sein, — ganz bestimmt. So war's auch vorgestern. Es muß dich wohl irgendeine Sorge drücken!“

„So!“ dachte ich. „Diese Ausflüge unterliegen also keinem Zweifel. Nun, und wie findest du mein Aussehen heute?“ setzte ich mit lauter Stimme hinzu.

„Das Aussehen! Na, laß sehen. Etwas mitgenommen. Und auch bleich bist du, mein Wohltäter; nicht den Fleinsten Blutstropfen hast du im Gesichte.“

Ich zuckte ein wenig zusammen . . . Ich schickte Marfa fort.

„Davon kann man sich den Tod holen oder gar wahnsinnig werden“, sagte ich, am Fenster, zu mir selbst. „Man muß sich das alles vom Halse schaffen. Das Ding ist gefährlich. Und da fühle ich, mein Herz plopft mir auf ganz eigene Weise. Wenn ich fliege, kommt es mir immer vor, als sauge

jemand an ihm, als träufele etwas aus ihm hervor, — ganz so, wie zur Frühlingszeit der Saft aus dem Birkenbaum sickert, wenn man mit der Art hineinschlägt. Und doch ist es schade. Und dann Ellis . . . Sie spielt mit mir, wie die Katze mit der Maus . . . übrigens wünscht sie mir schwerlich Böses. Ich will mich ihr noch ein letztes Mal hingeben, — mich recht satt sehen, — und dann . . . Aber, wenn sie mir etwa das Blut aussaugt? Das ist furchtbar. Auch kann eine so rasche Fortbewegung unmöglich unschädlich sein; man erzählt ja, in England, auf den Eisenbahnen, sei es verboten, mehr als hundertundzwanzig Werst in der Stunde zu fahren . . .“

In dieser Weise sprach ich mit mir selbst, — doch als es neun Uhr vorbei war, stand ich schon vor der alten Eiche.

XVIII

Die Nacht war kalt, düster und grau; die Luft roch nach Regen. Zu meinem Erstaunen traf ich niemand bei der Eiche; einige Male ging ich um sie herum, kam bis an den Saum des Waldes, kehrte wieder zurück und sandte prüfende Blicke in das Dunkel . . . Niemand war da. Ich wartete etwas, rief dann einige Male hintereinander Ellis beim Namen, lauter und immer lauter . . . Jedoch sie zeigte sich noch immer nicht. Mich überfiel Trauer, ja Schmerz; meine früheren Bedenken verschwanden; ich konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß meine Gefährtin nicht mehr wiederkehren könnte.

„Ellis! Ellis! so komm doch! Wirst du denn nicht kommen?“ rief ich zum letzten Male.

Ein Rabe, von meiner Stimme aus dem Schlafe geweckt, begann unerwartet in dem Wipfel eines nahen Baumes sein Wesen zu treiben, er verstrickte sich in den Zweigen und schlug mit seinen Flügeln . . . Doch Ellis zeigte sich nicht.

Gesenkten Kopfes schlich ich nach Hause. Vor mir ragten bereits die schwärzlichen Weidenbüsche auf dem Damme des

Teiches, und das Licht im Fenster meines Zimmers flimmerte durch die Zweige der Apfelbäume des Gartens, flimmerte für einen Augenblick und verschwand, wie das Auge eines Menschen, der mich hatte belauschen wollen, — als ich plötzlich hinter mir ein leises Geräusch wie von rasch durchschnittener Luft hören ließ, und jemand mich auf einmal umfing und emporhob . . . Auf diese Weise „stößt“ oder packt der kleine Rotfalte die Wachtel . . . Es war Ellis, die an mich angefliegen war. Ich fühlte ihre Wange an meiner, ihr Arm hatte sich gleich einem Ringe um meinen Leib geschlungen — und wie ein scharfes, kaltes Lüftchen drang ihr Flüstern in mein Ohr: „Da bin ich.“ Ich war erschrocken und doch erfreut zugleich . . . Wir schwebten nicht hoch über der Erde hin.

„Du hast heute nicht kommen wollen?“ sagte ich.

„Und hast du dich nach mir gesehnt? Liebst du mich? O du bist mein!“

Ellis' letzte Worte verwirrten mich . . . Ich wußte nicht, was ich ihr erwidern sollte.

„Man hat mich zurückgehalten,“ fuhr sie fort, „man hat mich bewacht.“

„Wer hat dich aufhalten können?“

„Wohin wünschst du?“ fragte Ellis, und beantwortete ihrer Gewohnheit nach meine Frage nicht.

„Trage mich nach Italien, nach jenem See, — Erinnerst du dich?“

Ellis neigte sich etwas zur Seite und schüttelte, sich weigernd, den Kopf. Da erst wurde ich gewahr, wie sie aufgehört hatte durchsichtig zu sein. Auch ihr Gesicht hatte jetzt eine Färbung: über sein Nebelweiß war ein Anflug von Hellrosenrot gebreitet. Ich blickte ihr in die Augen, und mir wurde unheimlich zumute: in diesen Augen regte sich etwas, — es glich den langsamen, stetigen und unheilverkündenden Be-

wegungen einer erstarrten Schlange, die an den erwärmenden Strahlen der Sonne wieder aufzuleben beginnt.

„Ellis!“ rief ich, „wer bist du? So sage mir doch, wer du bist?“

Ellis zuckte nur mit den Achseln.

Es verdroß mich, — ich wollte sie es entgelten lassen, — da kam mir plötzlich der Gedanke, mich von ihr nach Paris tragen zu lassen. „Dort sollst du schon vollauf Gelegenheit haben, eifersüchtig auf mich zu werden“, dachte ich. „Ellis!“ sagte ich laut, „dich schrecken große Städte nicht ab, Paris zum Beispiel?“

„Nein.“

„Nicht? Selbst solche Orte nicht, wo es hell ist, wie auf den Boulevards?“

„Das ist ja nicht das Tageslicht.“

„Vortrefflich; so trage mich denn sogleich auf den Boulevard des Italiens.“

Ellis warf mir das Ende ihres lang herabhängenden Ärmels über den Kopf. Mich umfing sofort ein eigentümlicher weißer Dunst von einschläferndem Mohngeruch. Alles war auf einmal verschwunden: Licht, Schall — ja fast das Bewußtsein. Die einzige Empfindung war mir geblieben, daß ich lebte — und es lag nichts Unangenehmes in ihr.

Plötzlich verschwand der Dunst; Ellis befreite meinen Kopf von dem Ärmel, und ich sah unter mir einen ungeheuren Haufen aneinander gedrängter Gebäude, hellen Glanz, Bewegung und Lärm . . . Es war Paris, was ich sah.

XIX

Ich war schon früher einmal in Paris, und darum erkannte ich sogleich den Ort, wohin Ellis ihren Slug nahm. Das war der Garten der Tuilerien mit seinen alten Kastanienbäumen, Eisengittern, Festungsgräben und den Zuaven auf Wach-

posten, die die Erinnerung an gewisse Tiere weckten. Vorüber am Palaste, an der Kirche von St. Roche, auf deren Stufen der erste Napoleon zum ersten Male französisches Blut vergoß, gelangten wir zu dem Boulevard des Italiens, wo wir haltmachten. Dort tat der dritte Napoleon dasselbe und mit demselben Erfolge. Haufen Volkes, alte und junge Gecken, Blusenmänner, Frauen in prächtigen Kleidern, drängten sich vor den Ladensfenstern; Restaurants und Kaffeehäuser waren in Goldprunk glänzend erleuchtet, Omnibusse, Wagen von jeder Art und jedem Aussehen rollten dem Boulevard entlang; überall reges Leben und Glanz, wohin das Auge sah . . . Und doch, sonderbar! mich wandelte nicht die Lust an, meine reine, dunkle, luftige Höhe zu verlassen und mich diesem menschlichen Ameisenhaufen zu nähern. Wie ein heißer, schwerer, rotglühender Dampf schien es von unten heraufzusteigen, bald aromatisch, bald übelriechend: es war dort doch gar zu viel Leben in einen Haufen zusammengeworfen . . . Ich war unschlüssig . . . Da schlug plötzlich, wie Geflirr von Eisenstäben schneidend die Stimme einer Straßenlorette an mein Ohr; gleich einer frechen Zunge streckte sich diese Stimme vor; sie stach mich wie der Stachel eines ekelhaften Ungeziefers. Sogleich stellte ich mir ein steinernes, knochiges, gieriges, flaches, französisches Gesicht vor, mit lüsternen Augen, bedeckt mit weißer und roter Schminke; sie hatte verwühltes Haar und ein Büfett grellfarbiger, falscher Blumen unter dem spitzen Hute, Nägel, hohlgefragt wie Krallen, einer unförmlichen Krinoline . . . Dann vergegenwärtigte ich mir meinen Landsmann den Krautjunker, wie er in tölpelhaften Bocksprüngen jener feilen Dirne nachläuft . . . Ich stelle mir vor: den Konfusen Grobian, wie er gezwungen und beim Sprechen schnarrend, sich abmüht, in seinen Manieren den Kellnern Défours gleichzukommen, wie er zischelt, sucht sich einzuschmeicheln, herumscharwänzelt, und ich wurde von Ekel er-

griffen . . . „Nein“, dachte ich, „hier wird sich Ellis keine Gelegenheit darbieten, eifersüchtig zu werden . . .“

Inzwischen merkte ich, wie wir allmählich hinabsanken . . . Paris kam uns mit all seinem Lärm und Qualm entgegen . . .

„Salt!“ wandte ich mich zu Ellis. „Wird dir hier denn nicht schwül und beflommen zumute?“

„Du hast mich selbst gebeten, dich hierher zu tragen.“

„Ich tat etwas Salsches, ich nehme mein Wort zurück. Trage mich fort, Ellis, ich bitte dich. Richtig: da ist ja Fürst Kulmametow, da schlendert er auf dem Boulevard dahin, und sein Freund Serge Waraxin winkt ihm mit den Händchen zu und ruft: Iwan Stepanitsch, allons souper, schnell, j'ai engagé Rigolboche in Person! Trage mich fort von diesen Mabilles, diesen Maisons dorées, fort von den Gandins und den Biches, fort von diesem Jockey-Klub und Sigaro, von den glattrasierten Soldatenschädeln und den glattgetünchten Kasernen von den sergents de ville mit ihren Zwickelbärten, fort von den Gläsern mit trübem Wermut, fort von den Dominospielern in den Kaffeehäusern und den Spielern an der Börse, fort von den roten Bandsegen im Knopfloch der Röcke und des Paletots, von Herrn de Foy, dem Erfinder „de la spécialité de mariage“ und den Gratis-Konsultationen des Dr. Charles Albert, von den liberalen Vorlesungen und den offiziellen Broschüren, von der französischen Komödie und der französischen Oper, den französischen Wizen und der französischen Unwissenheit . . . Sort! fort! fort!“

„Blick' hin,“ entgegnete Ellis, „du bist nicht mehr über Paris.“

Ich senkte den Blick . . . Richtig, eine dunkle Ebene, hin und wieder von weißlichen Wegstreifen durchzogen, flog rasch unter uns dahin und fern hinter uns am Horizonte, rot wie eine ungeheure Feuersbrunst glänzte der breite Widerschein der unzähligen Lichter der Weltstadt.

XX

Wiederum deckte Glor meine Augen . . . Wiederum verlor ich die Besinnung. Endlich zerteilte sich der Nebel.

Was ist das, dort unten? Was ist das für ein Park, diese Alleen beschnittener Lindenbäume, einzelnstehende, an Sächer erinnernde Tannen, Säulenhallen und Tempel, im Geschmacke der Pompadour, Statuen von Satyrn und Nymphen aus der Schule Berninis, Tritonen im Rokoko-Stil, inmitten gewundener Teiche, die von niedrigem Geländer aus verwittertem Marmor umfaßt sind? Ist das nicht Versailles? Nein, Versailles ist das nicht. Ein kleiner Palast, gleichfalls im Rokoko-Stil, schimmert hinter einer Gruppe dichtbelaubter Eichen hervor. Der Mond, in Nebel gehüllt, scheint düster herab, und ein ganz feiner Dunst scheint über die Erde gebreitet. Das Auge kann nicht unterscheiden, was es ist: Mondlicht oder Nebel? Dort auf einem der Teiche schlummert ein Schwan: sein langer Rücken glänzt weiß wie der gefrorene Schnee der Steppe, und dort wiederum flimmern Leuchtwürmer gleich Diamanten im bläulichen Schatten an den Sockeln der Statuen.

„Wir sind bei Mannheim,“ sagte Ellis, „das ist der Park von Schwezingen.“

Wir sind also in Deutschland? dachte ich und horchte auf. Alles war still, nur irgendwo, einsam und unsichtbar, plätscherte und rieselte ein fallender Wasserstrahl. Es schien, als wiederholte er immer denselben Laut: „Ja, ja, ja, immer ja.“ Auf einmal glaubte ich, mitten in einer der Alleen, zwischen beschnittenen Laubwänden einen Cavalier auf roten Absätzen einherschreiten zu sehen; er trug einen goldverbrämten Rock, Spitzenmanschetten, einen leichten Stahldegen an der Seite und führte geziert eine Dame in gepudertem Kopfpuz und buntem Reifrocke am Arme . . . Sonderbare, bleiche Gesichter . . . Ich will sie genauer betrachten . . . Da ist alles

wieder verschwunden, und nur das Wasser plätschert wie zuvor.

„Das sind Traumbilder, die umherwandeln“, flüsterte Ellis. „Gestern konnte man deren viel . . . recht viel sehen. Heute fliehen auch Träume das menschliche Auge. Vorwärts! Vorwärts!“

Wir stiegen hinauf und flogen weiter. So leicht und gleichmäßig war unser Flug, daß es mir so vorkam, als bewegten wir uns nicht fort, sondern als käme alles uns entgegengeflogen. Dunkle, in Wellen geformte, bewaldete Berge wurden sichtbar; vor uns stiegen sie auf und schwebten uns entgegen . . . Da ziehen sie auch schon, mit allen ihren Krümmungen, Schluchten, engen Talwiesen, Feuerpünktchen in den schlafenden Dorfschaften und mit reißenden Bächen in den Talgründen, unter uns vorüber; und vor uns tauchen wieder andere Berge auf und schweben heran . . . Wir befinden uns mitten im Schwarzwald.

Berge und immer nur Berge . . . und Wald; schöner, alter, kräftiger Wald. Der nächtliche Himmel ist hell: ich kann jede einzelne Baumgattung unterscheiden; besonders schön nehmen sich die Silbertannen mit ihren weißen, geraden Stämmen aus. Hin und wieder am Waldessaume zeigen sich Rehe; schlank und aufmerksam stehen sie da auf ihren dünnen Beinen und lauschen, spitzen die röhrenförmigen Ohren und wenden die Köpfe lieblich nach allen Seiten. Auf dem Gipfel eines nackten Felsens streckt die Ruine eines Turmes traurig und stumm ihre halbverfallenen Zacken empor; über dem alten, öden Gesteine flimmert ruhig ein goldenes Sternchen. Aus einem kleinen, fast schwarzen See kommt, wie geheimnisvolle Klage, das Stöhnen kleiner Unken herauf. Mir deucht, ich höre auch andere, langgedehnte, schmachtende Töne, wie von einer Holsharfe . . . Das ist es, das Land der Legenden! Der gleiche feine, an Mondlicht erinnernde Dunst,

den ich in Schwegingen getroffen, war auch hier überallhin gebreitet, und je weiter sich die Berge dehnen, desto dichter wird dieser Dunst. Ich kann fünf, sechs, ja bis zehn verschiedene Schattenabstufungen, verschiedene Schattenschichten an den Abhängen der Berge unterscheiden, und über all dieser stummen Mannigfaltigkeit herrscht schwermütig der Mond. Sanft und leicht streicht der Wind vorüber. Mir selbst ist leicht ums Herz, ich habe ein Gefühl von Erhabenheit, ja Schwermut . . .

„Ellis, diese Gegend muß dir lieb sein!“

„Nichts ist mir lieb.“

„Wieso? Und ich?“

„Du . . . ja!“ gibt sie gleichgültig zur Antwort.

Mir dünkt, ihr Arm umschlänge enger als früher meinen Leib.

„Vorwärts! Vorwärts!“ sagt Ellis mit einer gewissen Kälte und Aufregung.

„Vorwärts!“ wiederhole ich.

XXI

Starke, helle Töne in Trillern ließen sich auf einmal über uns vernehmen und gleich darauf abermals, etwas weiter vorn.

„Das sind verspätete Kraniche, die zu euch nach dem Norden ziehen,“ sagte Ellis, „willst du dich ihnen anschließen?“

„Ja! trage mich hinauf zu ihnen.“

Wir strebten empor; in einem Augenblick befanden wir uns neben dem vorüberziehenden Zuge.

Große, schöne Vögel (dreizehn an der Zahl) waren es, sie zogen in einem Dreieck, scharf und gemessen die bauchigen Flügel schwingend, dahin. Kopf und Beine straff ausgestreckt, die Brust stark vorgeschoben, schossen sie fort, unaufhaltsam und so rasch, daß es ein Pfeifen rundherum in der Luft her-

vorbrachte! Ein eigentümlicher Anblick war es, in solcher Höhe, in solcher Entfernung von allem, was atmet, dieses warme, kräftige Leben, diesen unbeugsamen Willen zu betrachten. Siegreich und ohne innezuhalten, zerteilten die Kraniche den Äther, dann und wann mit ihrem Gefährten an der Spitze, ihrem Anführer, Laute tauschend, und es lag etwas Stolz, Wichtiges, ja ein gewisses unerschütterliches Selbstvertrauen in diesen lauten Zurufen, in dieser Unterredung in der Wolkenregion: „Wir werden doch, wenn auch mit Anstrengung, unser Ziel erreichen“, schienen sie zu gegenseitiger Aufmunterung einander zuzurufen. Und da stieg in mir der Gedanke auf, daß es solche Leute, die mit diesen Vögeln zu vergleichen wären, — in Rußland, — doch, was sage ich in Rußland — in der ganzen Welt nur wenige gibt.

„Jetzt fliegen wir nach Rußland“, flüsterte Ellis . . . Es war nicht das erstemal, daß ich die Bemerkung machte, sie wisse fast immer zum voraus, woran ich denke. — „Willst du umkehren?“

„Gut, kehren wir um . . . oder nein. In Paris bin ich gewesen; trage mich nach Petersburg.“

„Gleich?“

„Gleich . . . Bedecke mir aber den Kopf mit deinem Flor, sonst wird mir übel.“

Ellis streckte die Hand aus . . . doch bevor mich der Nebel einhüllte, verspürte ich auf meinen Lippen die Berührung jenes weichen, stumpfen Stachels . . .

XXII

„A—α—α—achtung!“ Dieser gedehnte Ruf schlug an mein Ohr. „A—α—α—achtung!“ erwiderte in der Ferne wie in Verzweiflung ein anderer. „A—α—α—achtung!“ erstarb ein dritter irgendwo am Ende der Welt. Ich schüttelte mich. Eine

hohe vergoldete Spitze fiel mir in die Augen: ich erkannte die Festung Petropawlowsk.

Weisse, nordische Nacht! Ist das denn wirklich die Nacht? Ist das nicht ein matter, siecher Tag? Ich habe die Petersburger Nächte niemals geliebt; diesmal aber bekam ich's sogar mit der Furcht: Ellis' Gesichtszüge verschwanden gänzlich, lösten sich auf wie Morgennebel in der Julisonne, und ich sah deutlich, wie mein Körper mit seinem vollen Gewichte einsam in gleicher Höhe mit der Alexandersäule in der Luft schwebte. Das war also Petersburg! Ja, das war es, wahrhaftig. Diese öden, breiten, grauen Gassen; diese weiss- und gelblich-grauen, grau-blauen Häuser, mit oder ohne Kalkbewurf oder mit ihren zurückgetretenen Fenstern, grellen Aushängeschildern, mit ihren Wetterdächern aus Eisenblech über den Eingangsthüren und ihren erbärmlichen Gemüsebudens; diese Giebel, Aufschriften, Wächterhäuschen, Sutterkasten; die goldene Kuppel der Isaakskirche; die überflüssige, bunte Börse; die Granitwälle der Festung und das aufgebrochene Holzpflaster; diese Boote mit Heu und Brennholz; dieser Geruch von Staub, Kohlköpfen, Bast und Stall, diese versteinerten Hausknechte in ihren Schafspelzen an den Hausthoren, diese von tiefem Schlafe zusammengebogenen Mietkutscher auf ihren durchgefressenen Droschken, jawohl, das ist es, unser nordisches Palmyra. Alles rings ist genau zu erkennen; alles ist hell, schauerlich deutlich und klar, und alles ist in einen traurigen Schlaf versunken, auf sonderbare Weise auf- und aneinandergehäuft und sticht grell aus der dämmerigen, durchsichtigen Luft. Die Abendröthe, — eine schwindstüchtige Röthe — ist noch nicht verschwunden und wird auch nicht vor dem Morgen von dem weissen, sternenlosen Himmel verschwinden; hingestreckt in Streifen liegt sie auf der spiegelhellen Fläche der Niewa; sie bewegt sich kaum und schnellst fast ohne Geräusch ihr kaltes, blaues Wasser fort.

„Sliegen wir fort,“ bat Ellis flehend.

Und ohne meine Antwort abzuwarten, trug sie mich über die Newa, den Schloßplatz, nach der Liteinaja. Unten ließen sich Schritte und Stimmen vernehmen: die Gasse herauf kam eine kleine Schar junger Leute mit hageren Gesichtern; sie unterhielten sich vom Tanzboden. „Sekondeleutnant Stolpaw, Nummer sieben!“ rief plötzlich schlaftrunken ein Soldat, der bei einer kleinen Pyramide verrosteter Kanonenkugeln Wache stand, und etwas weiter an dem offenen Fenster eines Hauses wurde ich ein Fräulein gewahr; sie trug ein zerknittertes, seidenes Kleid ohne Ärmel, ein Perlennetz auf dem Haar und hatte eine Zigarette im Munde. Sie war in ein Buch vertieft: es handelte sich um ein Erzeugnis eines unserer neuesten Juvenale.

„Wir wollen fort!“ sagte ich zu Ellis.

Einen Augenblick später zogen unter uns die kümmerlichen, winzigen Tannenwäldchen und Moossümpfe vorüber, die Petersburg umgeben. Wir richteten unseren Flug gerade nach Süden. Himmel und Erde, alles nahm allmählich eine immer dunklere Färbung an. Die sieche Nacht, der sieche Tag, die sieche Stadt, — alles das ließen wir hinter uns.

XXIII

Wir flogen langsamer als gewöhnlich und es wurde mir möglich, mit den Augen zu verfolgen, wie nach und nach vor mir, gleich einem unendlichen Panorama, der heimatliche Boden in ungeheurer Ausdehnung sich entfaltete. Wälder, Gestrüpp, Selder, Schluchten, Flüsse, — dann und wann Dorfschaften, Kirchen, — dann wieder Selder, Wälder, Gestrüpp und Schluchten . . . Ich wurde traurig und gewissermaßen gleichgültig, ich war gelangweilt, und nicht etwa, weil es eben Rußland war, über das hinweg ich meinen Flug nahm. Nein! Die Erde an und für sich, diese flache Ebene, die sich

unter mir ausbreitete, der ganze Erdball mit seiner Kurzdauernden, hilflosen, von Not, Gram, Krankheiten gedrückten, an eine Scholle verächtlichen Staubes gefetteten Bevölkerung; diese zerbrechliche, rauhe Kruste, diese Schlacke, gebildet auf dem winzigen Feuerkern unseres Planeten, an den sich Schimmel angehängt hat, dem wir den hochtrabenden Namen eines organischen Pflanzenreiches beilegen; diese Sliegenmenschen, tausendmal nichtiger als die Sliegen selbst, mit ihren aus Lehm zusammengeklebten Wohnungen und den verschwindenden Spuren ihres Fleinlichen, einförmigen Treibens, ihrem kümmerlichen Kampfe gegen das Unabwendbare und Unabänderliche, wie widerte mich dies alles auf einmal an! Das Herz drehte sich mir langsam im Leibe herum, die Lust war mir vergangen, noch länger diese nichtsagenden Bilder, dies abgeschmackte Schauspiel anzugaffen . . . Ja, mir war langweilig — ja mir war noch ärger zumute. Nicht einmal Mitleid empfand ich für meine Mitmenschen; alle Gefühle in mir waren in eins aufgegangen, das ich zu nennen kaum wage: das Gefühl des Abscheues, und den heftigsten, größten Abscheu empfand ich — vor mir selbst.

„Höre auf,“ flüsterte Ellis, „höre auf, sonst wird mir's unmöglich, dich zu tragen. Du wirst zu schwer.“

„Nach Hause!“ rief ich ihr zu, ganz so, wie ich es jedesmal meinem Kutscher zuzurufen pflegte, wenn ich morgens gegen vier Uhr von meinen Moskauer Freundenchied, mit denen ich seit Mittag über Rußlands Zukunft und die Bedeutung des Gemeinwesens disputiert hatte. — „Nach Hause“, wiederholte ich noch einmal und schloß die Augen.

XXIV

Ich schlug sie indessen bald wieder auf. Ellis begann auf eine sonderbare Weise sich an mich zu schmiegen; sie stieß mich dabei beinahe. Ich sah sie an, und das Blut erstarrte

in meinen Adern. Jeder wird mich verstehen, der Gelegenheit gehabt hat, auf fremdem Gesicht den Ausdruck plötzlichen tiefen Entsetzens zu gewahren, ohne seinen Grund zu ahnen. Entsetzen, qualvolles Entsetzen verzog und verzerrte Ellis' bleiche, verwischten Züge. Nie hatte ich Ähnliches gesehen, selbst an lebenden, menschlichen Gesichtern nicht. Ein Nebelgespenst ohne Leben, ein Schatten . . . und ein solch starres Entsetzen! . . .

„Ellis, was ist dir?“ fragte ich endlich.

„Er . . . Er . . .“ brachte sie mit Mühe hervor „. . . Er!“

„Er! Wer ist Er?“

„Nenne ihn nicht, nenne ihn nicht“, stammelte Ellis hastig. „Rettung müssen wir suchen, sonst hat alles ein Ende — und für immer . . . Siehe hin, dort!“

Ich drehte den Kopf nach der Seite, auf die sie mit zitternder Hand wies — und wurde etwas gewahr, etwas, das in der Tat entsetzlich zu schauen war.

Dieses Etwas war um so schrecklicher, da es keine bestimmte Gestalt hatte. Ein schwerfälliges, unheimliches, schwarzgelbes und geflecktes Etwas, — nicht Wolke, nicht Rauch, dem Bauche einer Eidechse ähnlich, schob sich langsam, schlangenartig auf der Erde dahin, in gemessenem, breit ausladenden, wogendem Schwung, von unten nach oben und von oben nach unten, dem unheilverkündenden Flügelschlage eines Raubvogels ähnlich, der nach seiner Beute späht; von Zeit zu Zeit drückte es sich in unbeschreiblich widerlicher Weise an den Erdboden an, — so schmiegt sich die Spinne an die gefangene Fliege . . . Wer bist du, was bist du, gräßliche Ungestalt? In seiner Nähe, — ich sah, ich empfand es, — wurde alles vernichtet, erstarrte alles . . . Eine faule, pestilenzialische Kälte verbreitete sich ringsumher — mir wurde übel von dieser Kälte, mein Blick umwölkte sich, mein Haar sträubte sich. Eine Nacht war es, die uns hier entgegentrat,

eine Macht, die keinen Widerstand kannte, der alles unterworfen ist, die selbst blind, gestalt- und sinnlos — alles sieht, alles kennt und die gleich einem Raubvogel ihre Opfer auswählt, sie wie eine Schlange erdrückt und mit ihrer frostigen Zunge befeuert.

„Ellis! Ellis!“ schrie ich wie wahnsinnig auf. „Das ist der Tod! der leibhaftige Tod!“

Ein flagernder Laut, wie ich ihn schon früher gehört hatte, entfuhr Ellis' Lippen, doch war er diesmal mehr einem menschlichen, verzweiflungsvollen Wehgeschrei zu vergleichen. — Wir flogen dahin. Unser Flug war ungleich, das war sonderbar und schauerlich. Ellis überschlug sich in der Luft, stürzte, warf sich bald hierhin, bald dorthin, gleich einer Feldhenne, die tödlich angeschossen, den Hund von ihrer Brut wegzulocken strebt. Unterdessen aber hatten sich von jenem unbeschreiblich schaudererregenden Klumpen lange Enden abgelöst, ausgestreckten Armen oder Krallen ähnlich, und waren uns in wogender Bewegung nachgerollt . . . Die riesige Masse einer verhüllten Gestalt auf fahlem Roß erhob sich plötzlich und schwang sich hoch gegen den Himmel hinan . . . Noch unruhiger, noch verzweifelter wurden Ellis' Bewegungen. „Er hat mich gesehen! Es ist alles vorbei! Ich bin verloren! . . .“ ließ sich ihr Flüstern abgebrochen hören. „O ich Unglückliche! Ich hätte die Gelegenheit benützen können, hätte mir Lebensgeist verschaffen können . . . und jetzt . . . Das Nichts! das Nichts!“ Ich ertrug es nicht länger . . . ich verlor die Besinnung.

XXV

Als ich zu mir kam, — lag ich auf dem Rücken im Grase und fühlte im ganzen Körper einen dumpfen Schmerz, wie nach einem heftigen Stoß. Am Himmel dämmerte der Morgen herauf: ich vermochte deutlich die Dinge am meisten zu

unterscheiden. Nicht weit von mir, längs einem Birkenwäldchen, zog sich ein mit Weidengebüsch besetzter Weg hin: die Gegend schien mir bekannt. Ich begann das, was sich mit mir zugetragen hatte, mir ins Gedächtnis zurückzurufen — und wurde von Schauer ergriffen, als ich des letzten, entsetzlichen Gesichtes gedachte . . .

„Was mochte Ellis erschreckt haben darüber?“ dachte ich nach. „Wäre denn auch sie seiner Macht unterworfen? Ist sie denn nicht unsterblich? Ist denn auch sie dem Nichts, der Auflösung verfallen? Wie wäre das möglich?“

Ein leises Stöhnen ließ sich in der Nähe vernehmen. Ich wandte den Kopf nach jener Seite. Zwei Schritte von mir lag bewegungslos ein junges Weib in weißem Kleide, mit aufgelöstem, dichtem Haar und entblößter Schulter ausgestreckt da. Ein Arm war unter den Kopf geschoben, der andere über die Brust gefallen; die Augenlider waren geschlossen, und auf den zusammengepreßten Lippen zeigte sich rotgefärbter Schaum. War das Ellis? Aber Ellis, — ist ein Gespenst, und ich sah ein wirkliches Weib vor mir. Ich kroch zu ihr heran, beugte mich über sie . . . „Ellis! bist du es?“ Da erzitterten plötzlich die breiten Augenlider und taten sich langsam auf; dunkle Augen richteten sich durchdringend und bohrend auf mich — und in demselben Augenblicke drückten sich warme, feuchte, blutdünstende Lippen auf meine, weiche Arme schlangen sich um meinen Hals und ein heißer, voller Busen schmiegte sich frampfhaft an meine Brust. „Lebe wohl! lebe wohl auf ewig!“ sprach die ersterbende Stimme — und alles verschwand.

Ich erhob mich; ich schwankte wie trunken auf meinen Süßen, — fuhr mir einige Male mit der Hand über das Gesicht und schaute aufmerksam umher. Ich befand mich an der . . . schen Landstraße, zwei Werst von meinem Landhause.



Die Sonne war bereits aufgegangen, als ich mein Haus erreichte.

Die folgenden Nächte wartete ich — und ich muß es gestehen, nicht ohne Angst — auf die Wiederkehr meines Gespenstes; doch es kam nicht mehr. Eines Abends, in der Dämmerung, ging ich zu der alten Eiche, doch auch dort gab es nichts Ungewöhnliches. Ich bedauerte übrigens nicht sehr, daß eine so sonderbare Bekanntschaft abgebrochen war. Ich habe viel und lange über diesen unbegreiflichen, fast unerklärlichen Vorfall nachgedacht — und bin zu der Überzeugung gelangt: nicht nur die Wissenschaft kann ihn nicht erklären, sondern nicht einmal in Märchen und Sagen kommt Ähnliches vor. In der That, was war Ellis? Ein Gespenst, eine umherirrende Seele, ein böser Geist, eine Sylphide, ein Vampir vielleicht? Zuweilen kam es mir wieder vor, Ellis sei ein — Weib gewesen, das ich einstmals gekannt — und ich zerbrach mir den Kopf, um mir ins Gedächtnis zu rufen, wo ich sie früher mochte gesehen haben . . . Halt, halt, — gleich, diesen Augenblick, wird es mir beifallen . . . dachte ich ein und das andere Mal . . . Nichts! Alles zerrann wieder wie ein Traum. Ja; viel habe ich darüber nachgedacht und, wie es ja gewöhnlich der Fall ist, ich habe Nichts herausgebracht. Andere Leute um Rat zu bitten oder um ihre Meinung zu befragen — dazu mochte ich mich nicht entschließen, aus Furcht, für einen verrückten Menschen gehalten zu werden. Zuletzt gab ich alle meine Grübeleien auf: die Wahrheit zu sagen, ich hatte an andere Dinge zu denken. Da war die Freilassung der Bauern, die der gleichmäßigen Verteilung der Ländereien usw. usw. dazwischengekommen; da war mein Gesundheitszustand, der einen Stoß erlitten hatte: Brustweh, Schlaflosigkeit, Husten. Ich werde zusehends mager. Mein Gesicht ist gelb, wie das eines Toten. Der Arzt versichert, ich litte an Blutmangel, nennt meine Krankheit mit dem grie-

chischen Namen Anämie — und meint, ich müßte nach Gastein. Der Schiedsrichter dagegen schwört hoch und teuer, er könnte ohne mich zu keiner „Kombination“ mit den Bauern gelangen . . .“

Da soll ich mir nun einen Vers daraus machen!

Was bedeuten indessen jene durchdringend reinen und scharfen Töne, jene Orgeltöne, die in meinen Ohren erklingen, jedesmal, wenn in meinem Beisein vom Tode irgend eines Menschen gesprochen wird? Sie nehmen immer mehr an Stärke und Schärfe zu . . . Und warum muß ich bei dem bloßen Gedanken an das Nichts, in so peinvollem Schrecken zusammenfahren?

Die Hinrichtung.
Von Alexander Castell.

Raymond lag auf seiner Pritsche und stellte sich schlafend. Es war fast dunkel in der Zelle. Durch die Luke in der Türe blickte etwas Licht herein. Im Gang schritt der Wachtposten auf und ab. Vier Wochen lang hatten zwei Wächter Tag und Nacht in der Zelle gesessen. Man befürchtete einen Selbstmord. Heute war er wieder zum erstenmal allein.

Er schloß daraus, daß es die letzte Nacht sei. Vierunddreißig Tage waren seit dem Todesurteil vergangen.

Raymond war kaum einundzwanzig Jahre alt. Er hatte ein sanftes Gesicht mit einem ruhigen Blick, trug die Haare in der Mitte gescheitelt und sah noch jünger aus, als er war. Während seiner ganzen Gefangenschaft hatte er einen stillen, harmlosen Charakter gezeigt.

Von einer Turmuhr hörte er vier helle, dann drei tiefere Schläge. Ein leises Krösteln froh ihm über die Haut. Er überlegte: „Vielleicht richten sie jetzt schon das Gerüst auf . . .“ aber es war ja Sonntag. War es möglich in der Sonntagfrühe einen Menschen vom Leben zum Tod zu bringen! Doch er schöpfte keine Hoffnung.

Er war abergläubisch. Er mißtraute der Ruhe, der Stille um ihn. Noch am Nachmittag hatte der Verteidiger ihn besucht. Sie hatten lange zusammen gesprochen. Aber beide waren befangen gewesen. Vor drei Tagen war die Revision des Prozesses verworfen worden. Darauf hatte der Advokat das Gesuch um Begnadigung gestellt.

Als ihm Raymond heute in die Augen sah, wußte er, daß es abgewiesen war.

Vielleicht hatten sie um dieselbe Zeit den Befehl zur Hinrichtung schon im Gefängnis.

Raymond legte seine Hände an den Körper. Er betastete seine Knie. Er riß die Augen auf. Er dachte: „In einer Stunde schon werden diese Knie in einen Korb fallen, in

einen entsetzlichen blutigen Korb. Der Henker wird dann mit einem Tuch das Messer abwischen.“ Raymond fühlte, wie sein ganzes Gesicht zuckte. Vor martervoller Angst.

Er sprach leise vor sich hin: „Wenn Gott barmherzig wäre, würde er mir eine Schnur geben. Es ist zwar kein Haken in der Zelle, an den ich mich hängen könnte, der Tisch ist in die Mauer eingelassen und der Stuhl an eine Kette gebunden, und alles gäbe auch zu viel Geräusch. Aber ich würde diese Schnur um meinen Hals schlingen und mit beiden Händen ziehen . . . ziehen . . . !“ Er horchte auf. Es tönnten irgendwo Tritte im Hof. Es wurde wieder still. Seine Gedanken blitzten weiter: Wenn ich doch ein Messer, nur ein kleines Sedermesser hätte. Damit könnte ich mir in den Hals schneiden und still liegen und fühlen, wie es mir warm über die Brust ränne, bis ich müde würde . . .

Gewiß, er hatte einen Menschen umgebracht. Das sollte gesühnt werden. Dafür wollte man ihn jetzt töten. Vielleicht, um andere abzuschrecken. Aber hatte das einen Zweck? Er war doch selbst der einzige, der jetzt wirklich abgeschreckt wäre. Und er verlor bei dem Experiment das Leben.

Wie unlogisch die Institutionen der Justiz doch waren!

Und konnte er denn dafür, daß der Tod des andern damals bestimmt gewesen war? Irgendwie bestimmt. Hätte er ihm denn sonst die Kugel zwischen die Augenbrauen geschossen? Komisch, daß er ihn gerade da getroffen hatte. Aber es war auch wiederum ganz natürlich. Denn der andere hatte im letzten Moment, da er die Mündung des Revolvers vor sich sah, nur noch Augen gehabt, keine Stirne, keinen Mund, keinen Kopf mehr, sondern nur noch zwei brennende Punkte, die sich näherten, unaufhaltsam näherten, als wäre eben diese Kugel dazu da, sie auszulöschen.

Raymond hatte in jenem Augenblick seine Tat als die natürlichste von der Welt empfunden.

In einer schweren, dumpfen Träumerei sann er jetzt darüber nach. Er überlegte: „Mit zwölf Jahren hätte ich mir nie vorgestellt, daß ich einmal im Leben bei einem Weibe schlief. Mit sechzehn Jahren habe ich doch bei einem Weibe geschlafen. Damals war kein Gedanke in mir, der mich drängte, einen Menschen zu töten. Vor drei Monaten habe ich einen umgebracht. Ich habe es für möglich gehalten, einen Menschen umzubringen. So verwandelt man sich. So gefährlich ist es, sich zu verwandeln und immer zu tun, was man muß.“

In der Tür Luke zeigte sich ein Kopf. Der Wächter starrte herein. Der Kopf verschwand wieder. Tritte tönten auf dem Gang. Die Ablösung kam heran. Tritte entfernten sich wieder. In einem Saal des Gefängnisses waren jetzt vielleicht die Journalisten versammelt und machten Notizen. Der Wächter war bei ihnen eingetreten und hatte gemeldet: „Er schläft gut, sogar sehr gut“, und alle dachten: „Der Ärmste hat keine Ahnung, was ihm bevorsteht.“

Bei diesem Gedanken fühlte Raymond, wie ihn wieder seine Magenkontraktionen überkamen. Ein würgender, unheimlicher Kitzel froh ihm durch den Leib. Es war ihm, als ob ihm ein Tier in den Gedärmen wühlte und das Unterste zum Obersten machte. Er biß sich auf die Zähne, um dieser Konvulsionen Herr zu werden. Aber er war ohnmächtig. Es war da etwas, das in ihm und doch außerhalb seines Willens geschah, wie einer seine eigene rechte Hand auf den Tisch legen kann und sehen, daß sie zuckt und sich bewegt, ganz einem fremden nervösen Instinkt untertan.

Aber Raymond krümmte sich unter diesen Schmerzen, die ihm den Schweiß aus den Poren trieben. Er hörte wie die Uhr ein Viertel schlug.

Draußen ging ein feiner Regen nieder. Wie ein sanftes Summen flang es herein. Raymond richtete sich auf und ging

ans Fenster. Er mußte sich an den Gitterstäben hochziehen, um aus der Luke sehen zu können. Draußen war die Dämmerung ganz grau. Es begann zu tagen.

An die Wand gelehnt blieb der Gefangene stehen. Das Kinn war ihm auf die Brust gesunken, die Handflächen hatte er mit gespreizten Fingern an die kalte Mauer gepreßt. Er stöhnte, wimmerte, wollte an etwas Tröstendes, an irgend etwas denken, er vermochte es nicht.

Er griff sich mit beiden Händen ins Genick. Da mußte das Messer ihn treffen. Ein Schlag so entsetzlich und hart, wie wenn ihm ein riesiger Stein mitten ins Gehirn fiel. Mitten ins Gehirn. Und dann so durchbebte es ihn weiter, wird dieser Kopf im Dunkeln noch eine Minute, die so lang wie ein Jahr ist, leben, trotzdem er nur ein Klumpen Blut sein wird.

Wieder begann es ihn in den Eingeweiden zu würgen.

Er mußte sich den Bauch halten, um nicht laut zu schreien.

Und es wird Tag werden, ein herrlicher Frühlingstag, irrten seine Gedanken, die Sonne wird scheinen über Paris . . . über Paris, und ich werde nicht mehr sein . . . Eine weiche, tiefe Rührung überkam ihn. Er vermochte jetzt still und trostlos zu weinen. Und im November, dachte er, wäre ich einundzwanzig Jahre alt geworden; und morgen wird meine Seele vielleicht wie ein Windhauch um den Mond herumfliegen . . . oder es kann ja auch alles aus sein . . .

Er zog sich wieder am Gitter in die Höhe. Der Himmel zeigte noch dasselbe Grau.

Ein schwerer Wagen fuhr durch einen fernen Hof.

„Sie kommen . . .“ schrie es in ihm auf. Er schwanke zur Pritsche und setzte sich nieder. Er gewahrte jetzt wieder das Gesicht des Wächters in der Tür Luke.

„Himmlicher Vater!“ dachte er, „steh mir bei!“ Er horchte angestrengt, atemlos. Seine Kniee zitterten. „Habe ich nicht

durch alle Ängste gebüßt“, flehte er weiter, „kann man einen Menschen so lange martern? Ich habe einen umgebracht, aber er hat keine Sekunde gelitten, ich aber sterbe schon seit vierunddreißig Tagen.“

Er starrte wieder nach der Türe. Das Gesicht des Wärters war immer noch da. Jetzt drehte es sich seitwärts nach dem Korridor.

Aber es blieb still. Ein fernes Stampfen wurde hörbar, es klang wie das Hämmern eines Motors.

Raymond streckte sich aus. Seine Augen wurden groß und glasig. Sein Mund flappte immer auf zu. Aber er gab keinen Laut von sich. Die Angst brannte ihm jetzt wie ein entsetzliches Feuer im Gehirn.

Er begann seine Atemzüge zu zählen, legte die Hände auf die Brust, um zu fühlen, wie sie sich hob und senkte. Er wollte sich jetzt die Guillotine vorstellen, aber er hatte nie in seinem Leben eine Guillotine gesehen. Statt dessen sah er ganz deutlich ein Zeitungsblatt und darauf abgebildet drei abgehauene Köpfe. Es waren drei Banditen, die in der Provinz geköpft worden waren, weil sie einem alten Mann die Füße ins Kaminfeuer gesteckt, um Geld zu erpressen. Wie weit war er doch von solcher Grausamkeit entfernt, und doch erlitt er dasselbe Schicksal.

Für eine Weile wurde er ruhiger. Es war vielleicht doch alles gar nicht möglich. Vielleicht trat in der Morgenfrühe ein Mensch zu ihm in die Zelle und erklärte ihm, daß er vom Präsidenten der Republik begnadigt sei. Wie wollte er diesen Menschen umarmen, vor ihm niedersinken. War sie denn ganz unmöglich, diese Barmherzigkeit? Konnte denn der Präsident schlafen in dieser Nacht, da so Entsetzliches geschehen sollte, er, der einzige, dem es noch möglich war, Gnade zu gewähren.

Wie eine jähe Flamme stieg ihm wieder die Angst ins Herz.

Das Blut brauste ihm im Kopf. Tobte wie ein Sturm in den Schläfen. Unheimliche Geräusche drangen an sein Ohr. Er konnte es nicht ertragen . . . er umflammerte mit den Singern seinen Hals, bis sein Gesicht blau wurde und gedunsen, bis er jedes Gefühl verlor. Aber war es nicht möglich, daß er sich selbst erwürgte. Nach einer Weile sanken seine Hände nieder, seine Brust begann sich wieder zu regen. Er zog den Atem ein. Es tat ihm unendlich wohl. Es war ihm, als hätte er den Tod überwunden.

Der Regen draußen hatte aufgehört. Ein schwacher, weißer Lichtstrahl fiel in die Zelle.

„Die Sonne“ . . . durchzuckte es ihn . . . „die Sonne!“ Wie ein Entgeisterter stierte er vor sich hin. Es war ihm, als hätte er nie das Licht gesehen . . . nein, er konnte nicht sterben . . . bei allem, was lebte . . . er konnte nicht sterben. —

Jetzt aber kamen ferne Tritte. Erst klang es wie das Ticken einer Uhr. Dann aber schwoll es an, rückte näher, wie etwas Entsetzliches.

Er lag jetzt lang ausgestreckt. Seine Glieder waren ganz steif.

Die Tür öffnete sich. Herren in schwarzen Röcken drängten sich herein. Der ganze Korridor war von ihnen angefüllt. Die draußen standen reckten die Köpfe und sahen über die Schultern der Vordersten hinweg.

Raymond hatte sich aufgerichtet. Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er sagen: „Ich komm’ schon . . .!“

Ein glattrasierter Herr näherte sich und verlas in Vertretung des Generalstaatsanwaltes ein Dekret. Raymond hörte die Stimme ganz deutlich, aber es kam ihm kein Wort zum Bewußtsein.

Es war nun schon ganz hell in der Zelle. Die Uhr schlug vier.

Als der Glattrasierte geendet hatte, traten die zwei Knechte

des Fensters vor und nahmen den Verurteilten in die Mitte. Die andern machten Platz zur Rechten und zur Linken. Durch diese Gasse schritten die drei hinaus.

Raymond war jetzt seltsamerweise viel ruhiger. Er schritt tapfer aus und horchte auf die vielen Tritte, die wie ein dumpfes Gehämmern hinter ihm herkamen. Es ging durch Korridore und Galerien. Voraus der Fenster.

Es war, als ging es jetzt in den Hof.

Aber man führte ihn in einen Saal. Da war ein Priester, und auf einem Tisch standen Flaschen und Gläser.

Der Priester kam ihm entgegen und wollte ihn trösten. Raymond aber lächelte trübselig und sagte: „Sie helfen mir ja doch nicht mehr!“

Man bot ihm Wein und Schnaps an. Er wies es ab. Aber er hätte jetzt Lust auf ein Rippchen gehabt. Aber es war kein Rippchen da, niemand hatte an so etwas gedacht. Da erklärte Raymond, man sollte sich weiter keine Mühe geben.

Man zog ihm sein Hemd aus, so daß sein Oberkörper nackt blieb. Die Hände band man ihm an einen Gürtel auf den Rücken.

Als sie die Treppe hinunterschritten, fühlte Raymond, wie er in den Beinen schwach wurde. Das heißt, die Füße wurden ihm furchtbar leicht, als ob die Sohlen kein Gewicht mehr trugen, glitt er von Stufe zu Stufe.

Die Knechte nahmen ihn bei den Armen und stützten ihn. Wie das Tor nach dem Hof aufging, fröstelte es ihn. Der Morgen war doch sehr kühl. Draußen stand ein Zellenwagen mit zwei weißen Pferden. Es wurde die kleine Treppe angelegt. Raymond stieg mit dem Fenster und den zwei Knechten hinauf. Er sah jetzt plötzlich auch, daß sein Advokat neben ihm saß.

Der Wagen fuhr an. Der Advokat legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte; „Seien Sie standhaft!“

Raymond nickte dazu ganz ernst. Es fror ihn. Er dachte: Wenn ich jetzt weinen könnte, würde es mir wohl tun. Aber er konnte jetzt durchaus nicht weinen. Er konnte sich auch keine Gedanken mehr machen. Er hörte nur ein hohles Brausen im Kopf. Der Wagen holperte aus dem großen Tor des Gefängnisses.

„Jetzt kann es noch fünf Minuten dauern“, sagte Raymond vor sich hin. Alle hatten es gehört, aber niemand antwortete ihm. Der Henker schaute an ihm vorbei, als wollte er sich auf sein Gespräch einlassen. Der Advokat sah ihn nachdenklich und betrübt an. Die beiden Knechte aber hatten eine stumpfe Ruhe in den Mienen. Sie erinnerten Raymond an zwei Metzgerburschen, die er als Knabe oft beobachtet hatte, wenn sie ein Kind ins Schlachthaus trieben.

Der Wagen fuhr jetzt ruhiger. Raymond vermochte seine Gedanken wieder zu sammeln. Es war zugleich, als ob eine große Stille in ihn käme. Er wußte nun, daß es geschehen würde, daß es keinen Ausweg gab.

„Es ist kalt!“ sagte er, nur um etwas zu reden. Es machte ihn glücklich, seine eigene Stimme zu hören.

Der Advokat nickte beruhigend, als wollte er sagen: „Nur noch einen Augenblick, wir werden gleich angekommen sein...!“

Plötzlich gab es einen Ruck. Der Wagen stand still. Die beiden Knechte rissen die Tür auf und legten die Treppe an. Der Henker sprang aus dem Wagen. Raymond stieg zaghaft aus. Der Advokat blieb sitzen, als ob er erstarrt wäre und sich nicht vom Platz bewegen konnte.

Die Knechte hatten Raymond an beiden Armen gefaßt.

Und jetzt, wie er um den Wagen bog, war da ein weiter leerer Platz. Rings blitzten Waffen, Uniformen; die Soldaten der Garde Republicaine rissen die Säbel aus den Scheiden. Die Herren, die mitten auf dem Platz standen, nahmen alle die Hüte ab.

Es war totenstill.

Raymond blickte seitwärts. Da stand etwas Hohes und Schlankes zwischen den Bäumen des Boulevards. Halb verdeckt im Laub. Nur drei Balken. Zwei senkrechte und ein wagrechter.

Da brach ihm der Schweiß aus allen Poren, rann ihm über das Gesicht, über die nackte Brust. Sein Leib krampfte sich zusammen, seine Augen verdrehten sich, blickten weiß und stier, sein Mund sperrte sich auf, als ob er sich erbrechen wollte, aber nur ein winselndes Stöhnen, wie das Gähnen eines Tieres, kam heraus.

Wie Schrauben fühlte er die Hände der Fenster an seinen Armen. Jetzt stand er am Fuße des Gerüsts. Ohne daß er die Stäbe bewegte, kam er hinauf. Er wollte schreien, irgendeinen Laut von sich geben . . . da sah er über sich wie ein blaues Feuer das Beil.

Er wollte in die Knie sinken, aber schon rissen ihn die Knechte nieder, dicht vor den Augen hatte er ein schwarzes Loch, — ein Ruck, und er sah in den Korb, die Galle lief ihm aus dem Mund.

Zugleich fiel ihm das Messer wie ein zerschmetternder Balken ins Gehirn . . .

Dem Kopf jagte das Blut ruckweise und im Takt der Herzschläge nach.

Als der Fenster einen Augenblick später in den Korb sah, gewahrte er, wie ihn Raymonds Augen entsetzt und müde zugleich anschauten. Die Zunge, die etwas vorgeschoben war, bewegte sich leicht. Um den Mund aber hatte er einen unendlich bitteren Zug, als ob er eben allen Schmutz der Welt gekostet hätte.

Raymonds Kadaver wurde im Galopp nach dem Friedhof in Ivry gefahren, dort zog man ihn aus dem Korb, legte ihn

in einen Sarg, verlud ihn in ein Automobil, das ihn nach der medizinischen Klinik brachte.

Trotzdem schon mehr als eine Viertelstunde vergangen war hatte der Leib noch Gefühl in sich, ja am Herzen konnten auf künstliche Reizungen hin noch eine Stunde lang Zeichen von Leben beobachtet werden.

Als die Journalisten von der Richtstätte wegfuhrten, gewahrten sie in einer Nebenstraße ein schluchzendes Mädchen. Mehrere der Herren, die eine Sensation witterten, stiegen aus ihren Automobilen und befragten sie, die immer nur das eine äußerte: „Nun ist er tot!“ Man schloß daraus allgemein, daß das junge Ding früher einmal seine Geliebte gewesen sei. Dem war aber nicht so. Sie hatte nur sein Knabengesicht in der Zeitung gesehen, und da er ihr hübsch vorkam und den Scheitel so schön in der Mitte trug, hatte sie ihn geliebt. Sie war jedenfalls der einzige Mensch, der um ihn weinte.

Vera.

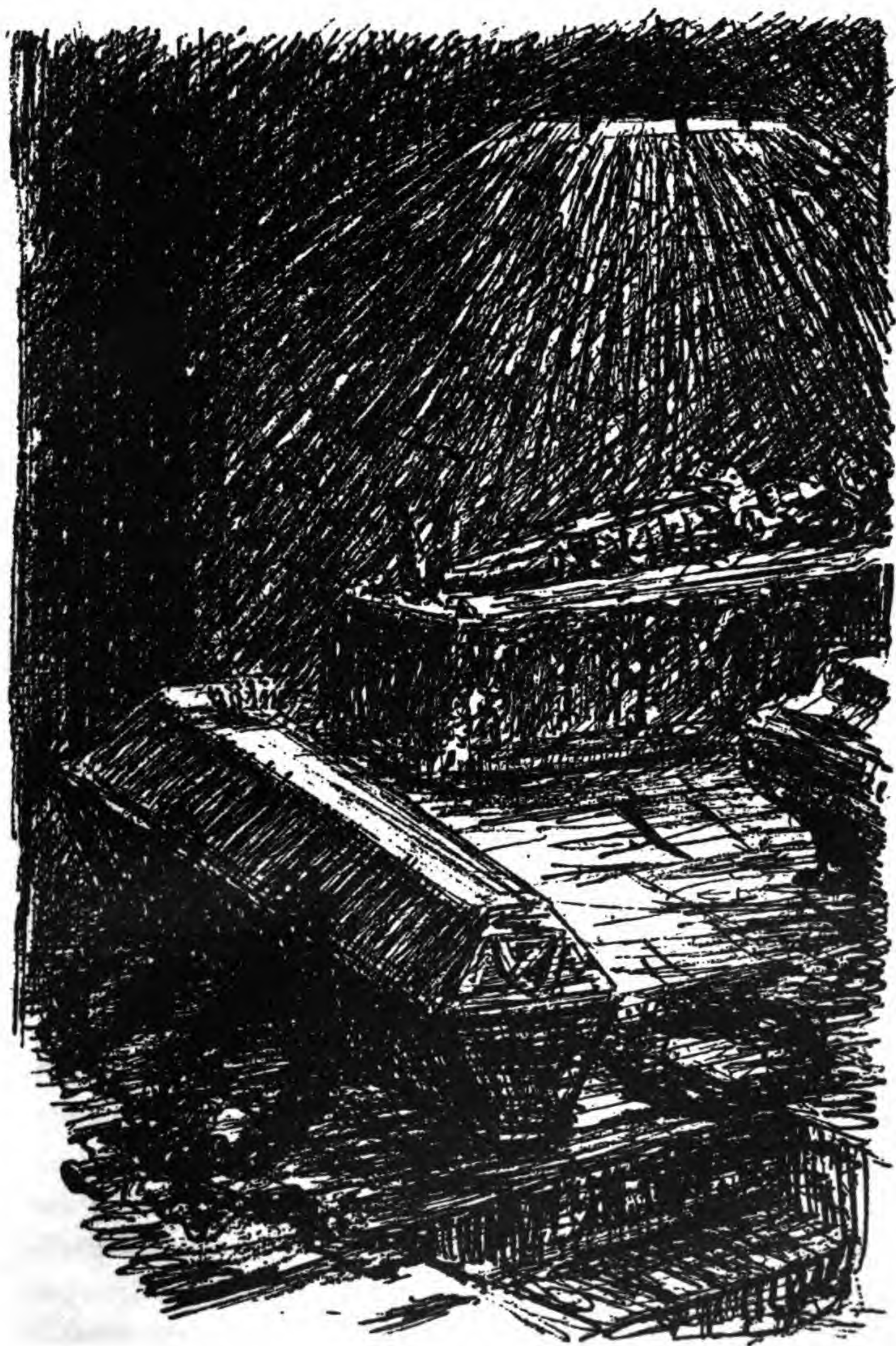
Von Villiers de l'Isle-Adam.

Die Liebe ist stärker wie der Tod, sagt Salomon: ja, ihre geheimnisvolle Macht ist unbegrenzt.

Die Dämmerung eines Herbstabends senkte sich über Paris. Einzelne Wagen, die sich im Bois verspätet hatten, rollten mit angezündeten Laternen dem dunkeln Saubourg St. Germain zu. Einer von ihnen hielt vor einem großen herrschaftlichen Hause, das von einem hundertjährigen Garten umgeben war. Der Bogen des Torweges wurde von einem mächtigen Schilde überragt, das das alte Wappen der Grafen von Athol trug: blauer Grund, übersät mit silbernen Sternen, dazu die Devise: „Pallida Victrix“; darüber eine mit Hermelin gefütterte Krone auf einem Fürstenhut. Die schweren Flügeltüren öffneten sich weit: Ein Mann, der ungefähr dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt sein mochte, stieg aus dem Wagen; er war in Trauer, und sein Gesicht war erschreckend bleich. Auf der Freitreppe standen ernst und still die Diener des Hauses mit Säckeln in den Händen. Ohne sie eines Blickes zu würdigen, überschritt er die Stufen und trat ein. Es war der Graf von Athol. Schwankend erstieg er die Treppe, die zu dem Zimmer führte, darin seit diesem Morgen ein Samsarg stand, in dem, in weiße Schleier gehüllt und von Veilchen überdeckt, Vera ruhte, seine angebetete Gattin, seine höchste Lust und seine Verzweiflung. Unhörbar bewegte sich die Türe in den Angeln, er hob den Vorhang auf und trat ein.

Alles war noch genau so, wie die Gräfin es am Abend vorher verlassen hatte. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel hatte der Tod sie dahingerafft.

In der letzten Nacht hatte sich seine Liebste so erschöpft in Liebkosungen, so aufgelöst in Lüsten, daß ihr Herz im Kampfe zersprang: ein tödlicher Purpur färbte plötzlich ihre Lippen. Kaum hatte sie Zeit gehabt, ihrem Gatten lächelnd ohne ein Wort den letzten Kuß zu geben, dann schlossen sich ihre dun-



Feln, langen Wimpern wie ein Trauerschleier über den brechenden Augen.

Und der Tag kam und ging.

Am nächsten Mittag fand die schreckliche Beisetzung in der Familiengruft statt. Noch auf dem Friedhofe verabschiedete sich der Graf von Athol von dem Trauergefolge. Alle waren gegangen, nur er blieb zurück. Er trat hinein in das Mausoleum und schloß die eiserne Thür hinter sich ab. Weihrauch brannte auf einem Dreifuß vor dem Sarge, zu Häupten der Verstorbenen leuchtete hell eine Lampenkrone. Aufrecht, grübelnd unter dem Alpdruck eines Gefühls hoffnungsloser Zärtlichkeit hatte er den ganzen Tag dort zugebracht. Erst um sechs Uhr, zur Dämmerzeit, hatte er den heiligen Ort verlassen. Er schloß die Gruft ab, zog den silbernen Schlüssel heraus und warf ihn leise durch die durchbrochene Thür in das Innere des Grabes. Warum nur? Sicher infolge eines plötzlichen, seltsamen Entschlusses, nie mehr an diesen Ort zurückzukehren.

Und dann ging er wieder in das verlassene Schlafgemach. Das Fenster, das mit weichen, malvenfarbigen und reich mit Gold gestickten Kaschmirvorhängen verhangen war, stand weit offen. Ein letzter Strahl der scheidenden Sonne fiel auf das, von einem geschnitzten Holzrahmen eingefasste Porträt der Toten. Der Graf blickte um sich. Das am Abend abgelegte Kleid hing über dem Sessel, auf dem Kamine lagen ihre Schmucksachen, die Perlenkette, der halboffene Sächer, die geschliffene Flasche, deren Wohlgerüche sie niemals wieder einatmen würde. Das aus Ebenholz geschnitzte Bett, das auf gewundenen Säulen ruhte, war noch nicht wieder gemacht worden und auf den mit Spizen besäten Kopfkissen war die Stelle sichtbar, auf der ihr geliebtes Haupt geruht hatte; dort lag auch das Taschentuch, das das junge Weib in ihrem kurzen Todeskampfe mit ihrem Blute gerötet hatte. Das Klavier, das noch eine ewig unvollendete Melodie auszufliegen schien,

stand offen; süße indische Blumen, die sie selbst im Treibhause gepflückt hatte, welkten in alten Meißner Vasen. Zu Süßen des Bettes standen auf einer schwarzen Pelzdecke die kleinen orientalischen Pantöffelchen, auf denen mit Perlen Veras Devise gestickt war: „Wer Vera sieht, muß Vera lieben!“ Noch gestern morgen spielten darin die nackten Süßchen seiner Geliebten, bei jedem Schritt geküßt von dem Schwanenpelz. Und dort, dort im Schatten hing die Wanduhr, deren Feder er zerbrochen hatte, damit sie nie mehr eine andre Stunde schlagen sollte.

So war sie wirklich fort!

Und wohin? Und er sollte weiter leben?

Wozu denn? Unmöglich! Lächerlich!

Und der Graf versenkte sich in neue seltsame Gedanken. Er dachte an sein ganzes vergangenes Leben. Sechs Monate waren seit dieser Ehe vergangen. War es nicht im Auslande gewesen, auf einem Balle des Gesandten, als er sie zum ersten Male gesehen hatte? Ja, dieser Augenblick stand lebhaft vor ihm. Damals sah er sie zuerst in ihrer strahlenden Schönheit. An jenem Abend waren sich ihre Augen begegnet, und sie erkannten sich und verstanden, daß ihre Liebe ewig sein würde. Das beobachtende Lächeln, die anzüglichen Redensarten, alle die kleinen Bosheiten und Hindernisse, mit denen die Welt das Glück — das sie doch nicht vereiteln kann — zweier Menschen, die sich angehören, zu hindern sucht, alles das versank in der ruhigen Sicherheit, die sie beide vom ersten Augenblicke an erfüllte. Vera, müde von den faden Formen der Gesellschaft, war beim ersten Hindernisse selbst zu ihm gekommen und ersparte ihm so in großherzigster Weise die Schritte des Alltagsfreiers, die uns die kostbarste Zeit des Lebens stehlen. Bei den ersten Worten schon — — erschien ihnen ihre Umgebung einem Zuge von Nachtvögeln gleich, der in seine Sinsternis

zurückfliegt. Welch ein Lächeln tauschten sie aus und welche unauslöschlichen Küsse!

Aber ihre Natur war eine höchst seltsame. Diese beiden Wesen waren mit einer wunderbaren Empfänglichkeit der Sinne begabt, aber nur für irdische Dinge. Die Leidenschaft steigerte sich in ihnen mit beunruhigender Heftigkeit. Sie vergaßen sich selbst, um sich ihr ganz hinzugeben. Dagegen fehlte ihnen für andere seelische Empfindungen, für den Begriff der Unendlichkeit, für Gott sogar jedes Verstandnis. Der Glaube so vieler Menschen an übernatürliche Dinge war für sie nur ein Gegenstand seltenen Erstaunens, ein verschlossenes Buch, das sie nicht lasen, das sie weder verteidigten noch verdammten. So schlossen sie sich bald von der Welt ab, die ihnen so fremd war und versteckten sich in dem dunklen Herrensitz, wo die dicht verwachsenen Gärten jedes Geräusch von außen her fern hielten. Dort versenkte sich das junge Paar in jenes Meer sinnlicher Liebe, in dem Seele und Leib sich so geheimnisvoll vereinen. Sie kosteten ganz die wilde Wut der Begierde, das Zittern des Genusses und die zärtlichen Liebkosungen der erschöpften Wollust. Sie wurde der Puls seines Lebens und er der des ihren. So sehr durchdrang der Geist ihren Körper, daß ihre Formen ein inneres Leben zu haben schienen, daß ihre Küsse wie glühende Ketten ihre Seelen zusammenschmiedeten. Und dann ganz plötzlich brach der Zauber. Das entsetzliche Unglück warf sie auseinander. Ihre verschlungenen Arme lösten sich. Wo wirft sie jetzt ihren Schatten, die geliebte Tote? Die Tote? Nein. Gieht denn die Seele der Geige mit dem letzten Tone, wenn eine Saite zerreißt? — Die Stunden vergingen. Er beobachtete durch das Fenster, wie die Nacht hereinbrach, und die Nacht schien Gestalt anzunehmen. Ja, sie war eine stille, verbannte Königin, an deren Gürtelschnalle Venus in blauem Grunde leuchtete.

— Das ist Vera, dachte er.

Bei diesem Namen, den er ganz leise sprach, zitterte er, wie jemand, der vom Schlafe erwacht. Dann richtete er sich auf und schaute um sich.

Die Gegenstände des Zimmers wurden jetzt durch ein anderes Licht beleuchtet, das man bisher nicht bemerken konnte. Es war ein ewiges Lämpchen, dessen Schein die Dunkelheit durchdrang und das die Nacht jetzt wie einen zweiten Stern erscheinen ließ. Es stand vor einem Heiligenbild, einem alten Erbstück aus Veras Familie. Das dreitheilige Bild hing in einem kostbaren Holzrahmen neben dem Spiegel über dem Kamin, und ein Strahl des matten Lampenlichtes fiel gerade auf die Perlenkette, die zwischen den anderen Schmucksachen dort lag. Voll beleuchtet aber war das himmelfarbene Gewand der Madonna und das rote byzantinische Kreuz, dessen feine Linien sich im Lichte verrückten und einen Schatten warfen, wie ein Blutstreifen. Seit ihrer Kindheit hatte Vera stets mit einem gewissen Mitleid in ihren großen Augen das mütterliche und reine Antlitz des alten Madonnenbildes betrachtet — — und da ihre Natur dem Bilde nur eine unbestimmte abergläubische Liebe zollen konnte, so bot sie ihm diese — manchmal, wenn sie träumerisch an dem ewigen Lämpchen vorbeiging.

Der Graf, den dieser Anblick in der geheimsten Tiefe der Seele schmerzte, blies schnell das Licht aus, tastete im Dunkel nach dem Schellenzuge und läutete.

Ein Diener erschien: es war ein alter Mann in Trauerkleidung, er brachte eine Lampe, die er vor dem Bildnis der Gräfin niederlegte. Als er sich umwandte, überlief ihn ein Schrecken, als er seinen Herrn lächelnd vor sich stehen sah als ob gar nichts vorgefallen wäre.

„Raymond,“ sagte der Graf ruhig, „die Gräfin und ich sind beide heute abend sehr müde, du wirst uns um zehn Uhr zum Abendessen decken. Übrigens haben wir uns entschlossen, uns von morgen an mehr zurückzuziehen. Keiner der Diener,

außer dir, darf nachtsüber im Hause bleiben. Du wirst allen den Lohn für drei Jahre auszahlen, und dann laß sie gehen. Du wirst den Schlagbaum über den Torweg legen. Zünde dann Licht im Speisezimmer an. Du genügt uns vollständig. — Wir wollen in Zukunft niemand mehr empfangen.“

Der Alte zitterte und sah seinen Herrn aufmerksam an.

Der Graf zündete sich eine Zigarre an und ging in den Garten.

Der Diener glaubte zuerst, daß der heftige Schmerz seinem Herrn den Geist verwirrt haben könnte. Er kannte ihn von Kind an und er begriff im Augenblick, daß die Erschütterung eines zu plötzlichen Erwachens diesem Nachtwandler tödlich sein könne. Sürs erste war es also seine Pflicht, das Geheimnis zu hüten. Er neigte sein Haupt. Sollte er ein Mitschuldiger dieses frommen Traumes werden? Gehorchen? Er sollte fortfahren, sie beide zu bedienen, ohne von ihrem Tode Notiz zu nehmen? Welch seltsame Idee? Würde sie nur eine Nacht dauern? Und morgen? Vielleicht — wer konnte es wissen? Tolle Gedanken, trotzdem! — Aber mit welchem Rechte kümmerte er sich darum?

Er verließ das Zimmer und führte die ihm gegebenen Befehle genau aus; schon an demselben Abende begann das neue Leben. Es handelte sich darum, ein furchtbares Trugbild zu schaffen.

Der Zwang der ersten Tage verwischte sich sehr bald. Raymond, der erst mit großer Bestürzung, dann mit Ehrerbietung und Hingebung alle seltsamen Wünsche seines Herrn erfüllte, ging bald vollständig darin auf. Nach kaum drei Wochen jedoch fühlte er, daß er selbst, wenigstens minutenlang, ein Opfer seines guten Willens wurde. Er sann nicht mehr darüber nach. Manchmal war er wie in einem Taumel und mußte sich selbst laut sagen, daß die Gräfin tatsächlich gestorben sei. Er widmete sich ganz diesem Schattenspiele und vergaß dar-

über die Wirklichkeit. Bald bedurfte es ernstern Nachdenkens für ihn, um sich zu sammeln und die Tatsachen zu begreifen. Er sah wohl ein, daß er selbst allgemach ein Opfer dieser schrecklichen Vorstellungen wurde, mit denen der Graf nach und nach die ganze Luft erfüllte. Er empfand Furcht, aber eine unbestimmte, wohltuende Furcht.

Athol lebte so, als ob er wirklich von dem Tode der Geliebten nichts wisse. Die Gestalt der jungen Frau erfüllte ihn so vollständig, daß er sie stets gegenwärtig glaubte. Bald, wenn er an sonnigen Tagen auf einer Bank im Garten saß, las er ihr die Gedichte vor, die sie liebte; bald plauderte er, wenn er abends am Kamin saß, mit dem Scheinbilde, das dort im Sessel ruhte neben dem kleinen Tischchen, auf dem zwei Tassen Tee standen.

Tage, Nächte und Wochen gingen dahin. Weder der eine noch der andere merkte, wie die Zeit entchwand. Seltsame Ereignisse erlebten sie, bei denen es schwer war, den Punkt zu finden, wo die Wirklichkeit aufhörte und die Täuschung begann. Etwas war da in der Luft, eine Form, die sich Mühe gab, zu erscheinen, sich zusammenzuziehen und greifbar zu werden.

Athol führte ein Doppelleben wie ein Hellseher. Wenn er die Augen halb schloß, sah er plötzlich ein bleiches zartes Antlitz ganz nahe dem seinen; dann plötzlich ertönte leise ein schwach auf dem Klavier angeschlagener Akkord und wieder, gerade wenn er etwas sagen wollte, wurde sein Mund durch einen Kuß verschlossen; oder aber es tauchten die Gedanken seiner Frau in ihm auf wie eine Antwort auf das, was er gesagt hatte. Er selbst schien ein anderes Wesen von sich abzulösen, so sehr, daß er fühlte, wie ihn in leichtem Nebel der wunderbar süße Duft der Geliebten umgab, daß er des Nachts zwischen Wachen und Schlummer leise ihre Stimme vernahm. — Alles gab ihm Nachricht von ihr, von einer Verneinung des Todes durch wunderbare Kräfte.

Einmal sah und fühlte Athol sie so nahe bei sich, daß er sie in seine Arme schloß, aber diese Bewegung verscheuchte sie.

„Kind!“ murmelte er lächelnd. Und er schloß wieder ein wie ein Geliebter, der von seiner scherzenden Herrin geneckt wird. Am Tage ihres Geburtstages fügte er wie im Scherz eine Immortelle in den Strauß, den er auf das Kopfkissen Veras legte.

„Weil sie sich einbildet tot zu sein!“ sagte er.

Dank des ernstesten und allmächtigen Willens Athols, der, kraft seiner Liebe, das Leben und die Gegenwart seines jungen Weibes in das einsame Haus zurückbannte, erhielt sein Dasein eine geheimnisvolle überzeugende Kraft. Selbst Raymond ängstigte sich nicht mehr, er gewöhnte sich allmählich an diese seltsamen Eindrücke.

Ein schwarzes Samtfleid, das plötzlich bei einer Wendung der Allee auftauchte, eine lachende Stimme, die ihn in das Wohnzimmer rief, der Klang der Schelle morgens bei seinem Erwachen gerade wie früher — das alles war ihm ganz vertraut geworden. Es war beinahe, als ob die Tote absichtlich die Unsichtbare spielte, wie ein Kind. Sie wußte sich so sehr geliebt — da war es ja natürlich.

Ein Jahr ging dahin.

Am Abend des Gedenktages saß der Graf am Feuer in Veras Zimmer und hatte ihr soeben eine florentinische Novelle in Versen vorgelesen: Kallimache. Er schloß das Buch, dann schenkte er den Tee ein:

„Duschka,“ sagte er, „erinnerst du dich des Rosentales an den Ufern der Lahn und des Schlosses mit den vier Türmen? Erinnerst diese Geschichte nicht daran?“

Er stand auf, warf einen Blick auf den Spiegel und bemerkte, daß er bleicher war wie sonst. Er nahm ein Perlenarmband aus der Schale und betrachtete die Perlen aufmerksam. Hatte Vera es nicht soeben abgelegt, ehe sie sich ausklei-

dete? Die Perlen erschienen warm von der Wärme ihrer Haut. Und da der herrliche Opal in dem sibirischen Halsbande, der so sehr Veras Busen liebte, daß er verblaßt und krank aussah, wenn die junge Frau ihn eine Zeitlang vergaß! Früher liebte sie den Stein um seiner Treue willen. Und jetzt leuchtete der Opal, als wenn sie ihn eben erst abgelegt hätte, als ob der Duft der geliebten Toten ihn noch durchdränge. Als er das Armband und den köstlichen Stein weglegte, berührte der Graf zufällig das Batisttuch: die Blutstropfen schienen feucht und purpurrot wie Nelken im Schnee! Dort am Pianino, wer hatte die Noten umgeblättert? Was war das? Das ewige Lämpchen vor dem Heiligenbilde brannte ja! Seine goldene Flamme erleuchtete geheimnisvoll die gesenkten Augen der Madonna. Wer hatte die frischen, erotischen Blumen, die in den alten Meißener Vasen erblühten, dorthin gestellt? Das Zimmer schien heiter und voll von Leben, viel bestimmter und ausgesprochener wie gewöhnlich. Aber der Graf wunderte sich über nichts mehr. Das alles schien ihm ganz natürlich zu sein, er bemerkte kaum, daß die Uhr schlug, deren Seder er vor einem Jahre zerbrochen hatte.

Es war an jenem Abend wirklich, als ob die Gräfin Vera jeden Augenblick in dieses Zimmer zurückkehren müßte, das so ganz von ihrem Wesen erfüllt war. War doch so viel von ihr zurückgeblieben. Alles, was ihr Leben ausgemacht hatte, zog sie dahin zurück. Ihr Duft wehte im Zimmer, und die lang angespannte Kraft des leidenschaftlichen Willens ihres Gatten mußte endlich den Schleier, der sie unsichtbar machte, zerreißen.

Man zwang sie hierher. Alles, was sie liebte, war hier.

Sie mußte ja wünschen, sich noch einmal in diesem Spiegel anzulächeln, in dem sie so oft ihr lilienbleiches Antlitz bewundert hatte! Die liebe Tote hatte da unten gewiß gezittert bei ihren Veilchen und den verloschenen Lampen — die süße

Tote hatte im Grabe gewiß gelebt, als der silberne Schlüssel auf die Steinplatte niederfiel. Sie wollte ja zu ihm kommen — sie auch. Aber ihr Wille verlor sich in der Asche und der Einsamkeit.

Nur für die ist der Tod eine vollendete Tatsache, die an den Himmel glauben; aber fand sie nicht den Tod, den Himmel und das Leben nur in seiner Umarmung? Und der Kuß, den ihr Gatte in die Luft hauchte, zog er nicht ihre Lippen aus dem Schatten heran? Rief nicht alles sie zurück? Der verflungene Ton ihrer Lieder, die trauten Liebesworte, die Stoffe, die ihren Körper umhüllt und noch seinen Duft bewahrten, diese prächtigen Edelsteine, die sie heraufbeschworen — — vor allem aber sein fester, unerschütterlicher Glaube an ihre Gegenwart, dieser Glaube, den alle Dinge umher mit ihm zu teilen schienen! Das alles rief sie zurück, zog sie schon so lange Zeit unmerklich herbei, daß erwacht vom Todeschlafe nur sie noch fehlte, nur sie allein.

Ah! die Gedanken haben wirklich ein Leben. Der Graf hatte sich die Form seiner Liebsten in die Luft gegraben und es mußte sich der leere Raum mit dem Wesen füllen, das sein eigenes Wesen war — sonst wäre die Welt zusammengebrochen! Und nun plötzlich empfand er es, ruhig, sicher, unabweisbar: sie mußte da sein, hier im Zimmer!

Er war so fest davon überzeugt wie von seinem eigenen Dasein, und alles um ihn war auch von dieser Überzeugung durchdrungen. Man sah es wohl. So mußte sie also da sein, und so mußte der große Traum von Leben und Tod für einen Augenblick seine unendlichen Tore öffnen. Die Kraft seines Glaubens schuf ihr den Weg zur Auferstehung. Ein helles, fröhliches Lachen klang plötzlich von ihrem Bette; der Graf wandte sich um. Und dort vor seinen Augen, mit leicht aufgestütztem Haupte auf dem Spitzenkissen ruhte die Gräfin Vera, die Schöpfung seiner Erinnerung und seines Willens. Die

Hand stützte die schweren schwarzen Haare und ihr halboffener Mund lächelte ihm wollüstig zu. Sie schien gerade vom Schlummer erwacht zu sein.

„Roger!“ sagte sie — ihre Stimme klang wie aus Trau-
mesfernen.

Er näherte sich ihr, ihre Lippen vereinigten sich in göttlicher, alles vergessender Wonne.

Und sie entdeckten, daß sie in der That nur ein Wesen waren.

In rasender Eile entchwanden die Stunden, in denen zum ersten Male Himmel und Erde sich vereinten.

Plötzlich sprang Athol auf, von einer unseligen Erinnerung ergriffen.

„Ah, jetzt erinnere ich mich!“ — sagte er, „was habe ich denn? — — Du bist ja tot!“

Raum hatte er dies Wort gesprochen, als die Lampe vor dem Madonnenbild erlosch. Die bleiche Dämmerung eines grauen Regentages drang durch die Falten der Vorhänge.

Die Wachskerzen erbleichten und verloschen, und ihre versengten Dochte hauchten einen häßlichen Qualm aus. Das Feuer im Kamin ging aus und fiel in ein Häufchen Asche zusammen. Die Blumen welkten und vertrockneten in wenig Augenblicken. Der Pendel der Uhr blieb plötzlich stehn. Was war, entchwand oder aber: es verlor die Wirklichkeit. Der Opal erstarb, leuchtete nicht mehr. Die Blutstropfen auf dem Batisttuche erschienen vertrocknet. Die weiße, zärtliche Erscheinung löste sich in seinen verzweifelnden Armen, die sie vergebens zu halten suchten, auf und verschwand in der Luft.

Ein leises Lebewohl, deutlich aber wie aus weiter Ferne, klang ihm bis in die tiefste Seele. Der Graf richtete sich auf, er fand sich allein. Sein Traum entfloh in einem Augenblick, er hatte mit einem Wort die geheimnisvollen Bande zerrissen. Alles umher erschien ihm nun erst verstorben.

Wie jene Glasperlen, die man lose aufeinander häuft und die dann so stark sind, daß man selbst mit einem Hammerschlag auf die Masse nicht eine zertrümmern kann, und die doch in Staub auseinanderfallen, wenn man sie mit einer Nadel nur ein wenig verlegt, so war auch in ihm plötzlich alles zerfallen. — „Oh!“ murmelte er, „so ist es denn aus! Sie ist verloren, ist allein! — Wie soll ich nun den Weg zu dir finden? Zeige mir den Pfad, der mich zu dir leitet!“

Plötzlich, wie eine Antwort, fiel mit metallischem Klang ein blanker Gegenstand aus dem Bette auf das schwarze Fell am Boden, ein Strahl des grauen häßlichen Tages beleuchtete ihn . . . Der Verlassene bückte sich, hob ihn auf, und ein verstärktes Lächeln erhellte sein Antlitz, als er das Ding erkannte: es war der Schlüssel von Veras Grab.

Bemerkung des Herausgebers.

Mit Erlaubnis des Verlages resp. der Autoren sind folgende Beiträge aus den im Verlage von Georg Müller in München erschienenen Werken entnommen:

Der wahre Sieg. Von Frédéric Boutet. (Aus: Geschichten in der Nacht. Seltsamkeiten und Grotesken von Frédéric Boutet. Übertragen und eingeleitet von H. H. Ewers.)

Grauen. Von Mich. P. Artzibaschew. (Aus: Revolutionsgeschichten. Von Mich. P. Artzibaschew. 3. Aufl. Autoris. deutsche Übersetzung von André Villard und S. Bougou. Mit einer Einleitung von André Villard, einer autobiographischen Skizze und Porträt von M. Artzibaschew.)

Der Ritter Blaubart. Von Arnold Döblin. (Aus: Die Ermordung einer Butterblume. Novellen von Arnold Döblin.)

Elgeia. Von Edgar Allan Poe. (Aus: Novellen von der Liebe. Von Edgar Allan Poe. Deutsch von Gisela Egel.)

Die Geliebte des Teufels. Von Oskar A. H. Schmitz. (Aus: Saschisch. Erzählungen von A. H. Schmitz. Mit Bildbeigaben von Alfred Rubin. 3. Auflage.)

Der unheimliche Gast. Von E. T. A. Hoffmann. (Aus: Sämtliche Werke von E. T. A. Hoffmann. Historisch-kritische Ausgabe mit Einleitungen, Anmerkungen und Lesarten sowie zahlreichen Bildbeigaben. Herausgegeben von Karl Georg von Maaßen.)

Phantome. Von Iwan Turgenjew. (Aus: Sämtliche Werke von Iwan Turgenjew. Unter Mitwirkung namhafter Übersetzer herausgegeben von Dr. Otto Bueß und Kurt Wildhagen.)

Vera. Von Villiers de l'Isle-Adam. (Aus: Werke von Villiers de l'Isle-Adam. Deutsch von Hans H. Ewers. Bd. 1. Grausame Geschichten.)

Aus Werken, die im Verlag von Albert Langen in München erschienen sind, sind folgende Beiträge mit freundlicher Erlaubnis des Verlages resp. der Autoren entnommen:

Das Gespenst. Von Knut Hamsun. (Aus: Die Stimme des Lebens. Novellen von Knut Hamsun. Kleine Bibliothek Langen. Bd. 45.)

Der Hund. Von Heinrich Mann. (Aus: Das Wunderbare. Novellen von Heinrich Mann. Kleine Bibliothek Langen. Bd. 4.)

Die Pflanzen des Doktor Cinderella. Von Gustav Meyrink. (Aus: Des deutschen Spleßers Wunderhorn. Gesammelte Novellen von Gustav Meyrink.)

Sebalbusnacht. Von Paul Buffon. (Aus: Arme Gespenster. Novellen von Paul Buffon.)

Die Hinrichtung. Von Alexander Castell. (Aus: Capriccio. Novelletten von Alexander Castell.)

Serner sind aufgenommen:

Das unbewohnte Haus. Von A. M. Frey. (Aus: Dunkle Gänge. Zwölf Geschichten aus Nacht und Schatten. Erschienen im Delphin-Verlag München.)

Die Pest in Bergamo. Von J. P. Jacobsen. (Aus: Novellen von J. P. Jacobsen. Übersetzt von M. von Borch. Verlag von Philipp Reclam jr. in Leipzig.)

Die Erzählung „Das Grabmal auf dem Père Lachaise“ von Karl Hans Strobl ist bisher noch nicht veröffentlicht gewesen.

Von Felix Schloemp, dem Herausgeber von „Das unheimliche Buch“, erschien im gleichen Verlage ferner:

Das Gespensterbuch

Herausgegeben von Felix Schloemp

Mit einem Vorwort von Gustav Meyrink.

Mit handkoloriertem Umschlag und zwölf Kunstblättern von
8. Auflage! Paul Scheurich. 8. Auflage!

Das Gespensterbuch enthält eine sorgfältige Auswahl der literarisch wertvollsten und künstlerisch packendsten Gespenstergeschichten der verschiedensten Zeiten und Völker. Nicht nur die älteren Meister dieser Erzählungsgattung: E. T. A. Hoffmann, Edgar Allan Poe, Lytton Bulwer, Gogol usw. sind hier vertreten, sondern auch vor allem die modernen Erzähler. Guy de Maupassant, Hanns Heinz Ewers, Karl Hans Strobl, Gustav Meyrink, Rudyard Kipling usw. mit Meisterwerken ihrer grausigsten Gespenstergeschichten.

Der Wert des außerordentlich packenden Werkes wird noch erhöht durch ein geistreiches Geleitwort von Gustav Meyrink und die unheimlichen, stimmungsvollen Zeichnungen von Paul Scheurich, der in zahlreichen, ganzseitigen Illustrationen dem Texte Kongeniales geleistet hat.

So ist „Das Gespensterbuch“ eines der unheimlichsten, aber auch interessantesten Bücher, dessen Lektüre allen Freunden grausig-phantastischer Erzählungskunst hohen ästhetischen Genuß und künstlerische Spannung in reichster Fülle bietet.

Der Preis des „Gespensterbuches“ ist broschiert Mf. 4.—, in elegantem, handkoloriertem Einband Mf. 5.—.

Für Bücherliebhaber wurden 50 Exemplare in Ganzpergament gebunden und in der Presse numeriert. Preis dieser nummerierten Luxusausgabe Mf. 12.—.

„Das Gespensterbuch“ ist zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom

Georg Müller Verlag München

Von demselben Herausgeber erschien ferner:

Das Standard-Werk grotesker Komik:

Schabernack und Lumpenpack

Die lustigsten Moritaten und blutigsten Schauerballaden.

Herausgegeben von

Felix Schloemp

Mit Beiträgen von Wilhelm Busch, Ludwig Thoma, Theodor Egel, Franz Wedekind u. a. m. und circa 100 farbigen Originalzeichnungen von dem beliebten Karikaturisten Walter Trier.

Preis broschiert Mk. 2.—, elegant gebunden Mk. 3.—.

In diesem originellen Werke wird zum ersten Male die fast vergessene Dichtungsgattung der Bänkelsänger-Lieder in ihrer urwüchsigen Komik und grotesk-unheimlichen Stimmung gezeigt.

„Schabernack und Lumpenpack“ hat mir über alle Massen gefallen. Einfach famos! Und die ausgezeichneten Bilder! — Das amüsanteste Buch, das ich kenne!

Gustav Meyrink.

Georg Müller Verlag München

Sabelhaft lustig sind ferner die früher erschienenen Humorbändchen von Selix Schloemp:

Der lachende Erdball

Eine lustige Reise im Witzzuge durch aller Herren Länder. Arrangiert von Selix Schloemp. 8. Auflage. Mit lustigem Geleitbrief von Hanns Heinz Ewers. Nebst zahlreichen urkomischen Originalkarikaturen von Walter Trier.

Aus der Gummizelle des Lebens

Die lustigsten Torheiten, Gaunerstreiche und Zufallswitze aus dem Narrenhause des Lebens. Interniert von Selix Schloemp. Mit drolligen Bildern von C. O. Petersen. 10. Auflage.

Der tolle Koffer

Eine ff. prima Musterkollektion der besten Witze und Schnurren von Reisenden und Kaufleuten. Offeriert von Selix Schloemp. Leitgedicht von Frank Wedekind. Glänzend illustriert von Emil Preetorius 11. Auflage.

Die meschuggene Ente

Die 200 ulkigsten Enten, die im Blätterwalde deutscher Zeitungen unfreiwillig ausgebrütet worden sind. In Freiheit dressiert und vorgeführt von Selix Schloemp, mit einem Vor- und Nachwort von Otto Julius Bierbaum. Mit urkomischen Zeichnungen von Carl O. Petersen. 18. Auflage.

Die Über-Ente

Ein lustigtoller Rekordflug von 300 neuen meschuggenen Enten, so von allerlei Zeitungen unfreiwillig losgelassen wurden. Arrang. unter Protektorat von Selix Schloemp. Mit vielen lustigen Illustrationen von Carl O. Petersen. 10. Auflage.

Soeben nach achtmonatiger Konfiskation freigegeben!

Der perverse Mailkäfer

Galante und ungalante Satiren von Selix Schloemp. Mit Leitgedicht von Rudolf Presber. (Seinpointierte aktuelle und galante Satiren voll Esprit und Charme!) Zahlreiche ganzseitige Kunstblätter von Franz v. Bayros. 10. Auflage.

Der gekitzelte Aeskulap

Eine kräftige Dosis der medizynischsten Witze und Schnurren von Ärzten, Patienten und lustigen Studenten. Verordnet von Selix Schloemp. Unter Akkouchement von Koda Koda. Prachtige satirische Kapiteltitel von Emil Preetorius. 13. Auflage.

Lorbeerkranz und Sirlesanz

Ein gar lustiges Kränzlein Ruhmesgemüse aus den besten Witzen, Schnurren und Anekdoten von Schauspielern, Musikern, Artisten, Dichtern, Malern und Bohémiens, gewunden von Selix Schloemp. Mit zahlreichen Originalkarikaturen von Emil Preetorius. 8. Auflage.

Jeder Band in farbigem Umschlag geheftet Mk. 2.—, in elegantem Einband Mk. 3.—.

G e o r g M ü l l e r V e r l a g M ü n c h e n